Digitized by Google

Digitized by Google

# Der

# Legationssecretär,

## oder

# die Kabalen geheimer Katholiken

## und

# Jesuiten in Deutschland.

---

Digitized by Google

Eure Heiligkeit steckt nur im Priesterkleide,
Euer Herz gehört der Welt!

Digitized by Google

# Der Legationssecretär,

oder

# die Kabalen geheimer Katholiken

und

# Jesuiten in Deutschland.

Eine höchst merkwürdige

## fürstliche Bekehrungsgeschichte

des Jahrs 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche, die russische Verschwörung u. s. w. von einem Jesuiten prophezeiht worden.

Aus den Papieren

des

in Paris vergifteten geheimen Legationssecretär R*** und aus mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen.

Mit Anmerkungen über

## die religiösen und politischen Umtriebe

der Katholiken und Jesuiten in Deutschland, Frankreich und Rußland; über ihren geheimen Briefwechsel unter sich und mit dem päpstlichen Stuhl in Rom und dessen Geschäftsträgern, den Sturz des Protestantismus und den Uebertritt mehrerer hohen Häupter und Minister zur katholischen Kirche betreffend; über die beabsichtigte Vereinigung der römischen und griechischen Kirche; über wichtige Stellen und Beweise aus ihrem geheimen Briefwechsel; über die Gefahren des Protestantismus und die Verläumdungen, Lästerungen und Verfolgungen der Katholiken und Jesuiten gegen ihn; über die Geschichte des Jesuiten-Ordens, mit Belegen und wichtigen Notizen, u. s. w.

Herausgegeben

von

**Dr EICHMANN.**

Stuttgart.
Gebrüder Franckh.

1828.

Digitized by Google

Katholiken und Protestanten zur Belehrung und Beherzigung!

Digitized by Google

„Der Papst und die Mönche werden ohne „Zweifel einmal ein Ende nehmen. Man wird „dem Papste eine Pension aussetzen, und die „katholischen Mächte werden keinen Statthalter „Christi mehr anerkennen; jede wird in ihrem „eigenen Lande einen Patriarchen ernennen, „und National = Concilien zusammenberufen. „Da, wo die meisten Klöster und Mönche „sind, ist das Volk am dümmsten. Jede Re= „gierung, die sich zur Säcularisation entschließt, „wird die Philosophen lieben, und die Schrif= „ten verbreiten, die den Volks = Aberglauben „und falschen Religionseifer darstellen. Ich „verlange weder Geld noch Segen von den „katholischen Priestern, und biete den Philo= „sophen Freistätten an, wenn sie weise und „friedfertig sind. Nichts ist so viel werth, als „Ruhe der Seele, das höchste Gut, was Men= „schen auf Erden genießen können. Welche Ver= „brechen der Fanatismus in der Religion bewirkt „hat, wissen wir. So lange Fürsten theologische „Fesseln tragen, so lange wird die Wahrheit die

1957-15
1580
181
172

Digitized by Google

„Völker nicht erleuchten. Die Weisen werden „nur im Stillen wirken. Frömmlinge erregen „schreckliche Stürme gegen Diejenigen, die sie „Ungläubige nennen. Betrachtet man die Reli„gion von Seiten der Staatsklugheit, so ist die „protestantische den Republiken und den Monar„chien am allerangemessensten. Sie verträgt sich „am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das „Wesen der erstern ausmacht; in Monarchien „ist sie, da sie von Niemanden abhängt, gänz„lich der Regierung unterworfen. Die katholische „Religion hingegen bildet in dem weltlichen Staate „des Fürsten einen geistlichen, allmächtigen, an „Complotten und Ränken furchtbaren Staat. „Ihre Priester, welche die Gewissen beherrschen, „und nur den Papst als Oberherrn anerkennen, „haben mehr Herrschaft über das Volk, als des„sen Regent, und durch die Geschicklichkeit, die „Sache Gottes mit dem Ehrgeize der Menschen „zu vermischen, ist der Papst oft mit den Fürsten „in Streitigkeiten über Dinge gewesen, die ganz „und gar nicht in das Gebiet der Kirche gehören.“

Friedrich der Große,
König von Preußen.

Digitized by Google

# Vorwort.

„Mögen dieſe Blätter öffentlich erſcheinen, wenn ich nicht mehr auf teutſchem Boden, vielleicht auch nicht mehr unter den Lebenden bin,“ ſchrieb der geheime Legationsſecretär N*** ſeinem Freunde, dem Baron v. H***. „Die Begebenheit, die ich Ihnen mittheile, iſt viel zu merkwürdig, als daß ich glauben ſollte, ſie verdiene nicht als ein Beitrag zur Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts aufbewahrt zu werden. Der Betrug der geheimen Katholiken und Jeſuiten mit dem Fürſten, der Fürſtin und mir, iſt unerhört. Man wird ſeinen Augen nicht trauen, und doch erzähle ich nur Wahrheit.

Nichts Neues ereignet ſich unter der Sonne, ſagt ſchon das Alterthum; Hofkabalen ſind

Am 19. August 1825 fand ich im Gasthaus zum Bairischen Hof, wo ich Abends zuweilen hinkam, unter mehreren Fremden aus Österreich, Dresden, Straßburg, auch einen Herrn v. S***, angeblich aus Weimar, der mit zwei Fremden in einem politischen Gespräch begriffen und schon seit zwei Tagen hier war. Bei meinem Eintritt bemerkte ich, daß er dem Kellner winkte, und dieser nannte leise meinen Namen: Geheimer Legationssecretair R***.

Ich nahm seitwärts an einem Tische Platz, wo das Fremdenbuch aufgeschlagen war, woraus ich die Namen und Charaktere der anwesenden Fremden ersah.

Man unterhielt sich über die griechischen Angelegenheiten, bedauerte die heldenmüthige Nation, die sich für ihre gerechte Sache aufopfere, sprach von der Möglichkeit einer günstigen Wendung der Politik für die Griechen, schimpfte auf einige Minister, welche die Griechen als Rebellen, und die Türken als ihre rechtmäßigen Beherrscher darstel-

len *), und Herr v. S*** kam auf die Behauptung, daß die Türken längst aus Europa vertrieben wären, hätte die Reformation dem Pabste nicht die Macht und das Ansehen genommen, die Fürsten zu zwingen, den Griechen beizustehen. Diese Aeußerung, und daß er bei meinem Eintritt sogleich dem Kellner winkte, und nach meinem Namen fragte, machte mich auf diesen Mann sehr aufmerksam. — Man sprach ferner über den Geist der Zeit, über Demagogie, Pietismus und Proselytenmacherei, man kam auf die neue preußische Kirchenagende zu reden, und auf die Verbindung Sr. Majestät des Königs von Preußen mit der Fürstin Liegnitz, die bekanntlich katholischer Religion sey, und man ließ die Aeußerung hören, daß Sr. Majestät der König durch diese Wahl zu erkennen gegeben, dem Katholicismus nicht abgeneigt zu seyn **).

Ich nahm an der Unterhaltung nur wenig Theil, ging im Zimmer auf und ab, und scherzte mit Rosalien, der liebenswürdigen Tochter des Hauses, ein Mädchen von lebhaftem Geist, von Schönheit, Anmuth und Grazie.

---

*) Nach dem Londoner Traktat der drei verreinigten Mächte, England, Rußland und Frankreich, vom 6. Juli 1827, haben sich die Ansichten der Minister zu Gunsten der Griechen geändert. S. Anhang, Anmerkung IV.

**) Wie sehr sich diese Herren in ihrem Urtheil getäuscht haben, beweist der Uebertritt der edeln Fürstin zur

Die Tafel war servirt, und ich kam dem merkwürdigen, angeblichen Weimeraner gegenüber zu sitzen, der mich lange mit den Augen fixirte, denn ich hatte mit ihm noch kein Wort gesprochen.

Man muß es den Weimaranern zum Ruhme sagen, sie sind gesellig, und in Gesellschaft sehr unterhaltend, sie erzählen gerne von ihren Fürsten, von ihren großen Gelehrten, wenn man das Gespräch darauf bringt, und Herr v. S*** schien an jenem Abend einen neuen Beweis davon geben zu wollen. Er war ein Mann von viel Belesenheit, verband mit einem gründlichen Urtheil einen klaren Verstand, und, wie es schien, auch ein gutes Herz, und wir kamen in's Gespräch, ohne daß wir vom Wetter anzufangen brauchten.

Es ist gewiß, auch Weimar hat seine glänzende Periode durchlebt, die Namen: Herder, Schiller, Wieland und Göthe, haben ihren Ruhm für kommende Jahrhunderte begründet, und

---

protestantischen Kirche, und der zur Ehre des Jahrhunderts und zum Ruhme des preußischen Throns geschriebene Brief Sr. Majestät des Königs von Preußen an die Herzogin von Anhalt-Köthen, nach ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche, den der Professor Krug in seinem Nachtrag zu der Schrift: „Welche Folgen kann und wird der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche haben, wörtlich und treu bekannt gemacht hat.

stehen unvergänglich um die Krone der hohen, geistvollen Fürstin Amalia, und ihres, an Geist und Herz, an Gerechtigkeit und Großmuth, durch hohen Fürstensinn erhabenen, edeln und großen Sohnes, Karl August. Wir leben zwar nicht mehr in den Zeiten, wo man die Tugenden der Fürsten besang, aber wenn wir eine geistreiche Amalia, und ein Regent, wie Karl August, empfänglich für alles Große und Schöne, ein Beförderer und Beschützer der Wissenschaft und Kunst, ein wahrer Vater des Vaterlands, die Verdienste großer Männer, die sie um ihren Thron versammelten, zu schätzen wußten, dann kann auch ein kleiner Staat durch geistigen Aufschwung am Firmament als glänzender Stern erscheinen, — und so ward Weimar durch seine Fürsten glücklich.

Ich sagte dieß dem Weimaraner vielleicht mit mehr Worten der Beredtsamkeit, wozu mich eine Bouteille alter Rheinwein aufgefordert hatte. Ich frug nach dem Großherzog, nach seiner erhabenen Gemahlin, nach der allgeliebten, von jeder hohen Fürstentugend umstrahlten, von den Weimaranern wahrhaft innigst verehrten und angebeteten Großfürstin-Erbgroßherzogin, Maria Paulowna, nach dem hochverehrten Erbgroßherzog, nach den liebenswürdigen Prinzessinnen Maria und Augusta, und nach dem Prinzen Karl Alexan-

der Johann, die ich in dem schönen Belvedere bei Weimar vor zwei Jahren sah.

Herr v. S*** erwiederte darauf, daß der Erbgroßherzog, seine Gemahlin und Prinzessinnen, von ihrer Reise nach Petersburg noch nicht zurück seyen, daß sie aber zum Regierungsjubelfest des Großherzogs in Weimar eintreffen würden; die Großherzogin sey mit ihrem Gemahl auf dem Sommeraufenthalt in Wilhelmsthal bei Eisenach, der junge Prinz Karl Alexander Johann aber sey noch in Weimar.

Ich frug nach dem Erzieher des Prinzen, Herrn Soret, aus Genf, und nach mehreren Damen bei Hof, und er gab mir über Alle die freundlichsten Nachrichten. Ich erzählte ihm, daß ich sehr glückliche Tage in Weimar verlebt, und daß meine Erinnerung noch gern dort verweile, und so stießen wir denn auf das Wohl des ganzen Weimarischen Hauses an; die andern Gäste an der Tafel nahmen Theil, und ein allgemeines Hoch erscholl dem fürstlichen Hause. Wir ließen Herder, Schiller, Wieland noch im Grabe, und ihr Andenken für kommende Geschlechter leben, brachten Göthe's Gesundheit aus, der noch in diesem Jahre sein Jubelfest feiert, und Herr v. S*** lud mich ein, zum Regierungsjubelfest des Großherzogs, den 3. Sept.

1825 *), nach Weimar zu kommen, im Gasthaus zum Erbprinz sey er zu erfragen.

Ich erwähne dieß Alles, damit man sieht, wie dieser seltene Mann, dieser Jesuit wofür ich ihn erst später erkannte, überall zu Hause war, von Allem zu sprechen, und sich so weit zu verstellen wußte, daß ich ihn für den treuesten Diener des Großherzogs von Weimar hielt.

Auf seine Einladung erwiederte ich, daß meine Dienstverhältnisse mir nicht erlaubten, eine Reise nach Weimar zu machen, doch wünschte ich, daß es mir möglich werde, da der Fürst wohl Jemand zum Jubelfest des Großherzogs nach Weimar senden könnte.

Alle Anwesenden waren heiter gestimmt, der Wein hatte die Zungen gesprächig gemacht, und zwei Herren, die an der Tafel obenan saßen, und bisher stille Beobachter abgegeben hatten, fingen nun auch

---

*) Am 3. Sept. 1825 feierte Weimar das 50jährige Regierungsjubelfest seines erhabenen Regenten Karl August, geboren den 3. Sept. 1757, trat die Regierung an den 3. Sept. 1775.

Göthe feierte den 7. Nov. 1825 sein 50jähriges Dienstjubelfest; er traf am 7. Nov. 1775, einer Einladung des Großherzogs folgend, in Weimar ein, ward 1775 zum geheimen Legationsrath, 1779 zum geheimen Rath, 1782 zum Vorsitz im Kammer-Kollegium, 1804 zum wirklichen geheimen Rath, mit dem Ehren-Prädikat Excellenz, und 1815 zum Staatsminister ernannt.

zu reden an. Daß der eine davon ein Oesterreicher war, ging bald aus seinem Gespräche hervor. Er frug den v. S***, ob er das Buch: „Mes Souvenirs sur Napoléon, sa famille et sa cour; par Madame Veuve du Général Durand, attachée pendant quatre ans à l'Imperatrice Marie Louise“ kenne.

Da Herr v. S*** es zu kennen vorgab, so frug der dicke Herr weiter:

„Lebt die Großherzogin noch, von der Madame Durand erzählt, daß Napoleon nach der Schlacht bei Jena, aus Achtung gegen sie, die Residenzstadt Weimar nicht hat zusammenschießen lassen?“ —

„Sie lebt noch, die theure Fürstin, und was Madame Durand erzählt, ist wahr,“ erwiederte Herr v. S***.

Der Oesterreicher nahm sein Glas, stand auf, und sprach:

„Die Retterin, der Schutzgeist Weimars, die edle Großherzogin Louise soll leben!“

Er stieß mit Herrn von S*** zuerst an; wir andere folgten, und ließen darauf zur freundlichen Erwiederung den guten Kaiser Franz leben.

Herr v. S*** erzählte hierauf das Gespräch Napoleons mit der Großherzogin von Weimar, nach der unglücklichen Schlacht bei Jena *).

*) Madame Durand erzählt es fast ziemlich gleichlautend.

Man fürchtete nach der verlorenen Schlacht die Rache des Kaisers, weil der Großherzog ein preußisches Heer anführte. Viele hohe Adeliche waren aus Weimar entflohen, nur die edle Großherzogin konnte sich nicht entschließen, die Stadt zu verlassen. Das Schloß war zu Napoleons Empfang eingerichtet, und bei seiner Ankunft erwartete ihn die Großherzogin am Eingang der Treppe.

„Wer sind Sie?" frug Napoleon.

„Die Herzogin von Weimar," erwiederte sie.

„Ich bedaure Sie, denn ich werde Ihren Gemahl zernichten," entgegnete Napoleon und begab sich auf sein Zimmer.

Die Plünderung der Stadt hatte bereits begonnen.

Die Großherzogin schickte einen Kammerjunker zu ihm, ließ sich nach seinem Befinden erkundigen, und um eine Audienz bitten.

Dieß gefiel dem Kaiser, und er erwiederte:

„Ich werde zu ihr kommen, mich zum Frühstück bei ihr einzuladen."

Er fand sich ein, und fragte die Großherzogin, wie ihr Gemahl gegen ihn habe zu Felde ziehen können?

Die Großherzogin erwiederte:

„Ew. Majestät würden ihn verachtet haben, wenn er anders gehandelt hätte.

„Wie das?"

„Der Herzog ist seit dreißig Jahren in preussischen Diensten, und in dem Augenblicke, wo der König gegen einen so mächtigen Feind als Ew. Majestät, zu kämpfen hatte, konnte der Herzog ihn nicht mit Ehren verlassen.“

Durch diese kluge Antwort schien der Kaiser besänftigt, und er frug, wie es komme, daß sich der Herzog zu Preußen halte?

„Ew. Majestät wird bekannt seyn, daß die herzoglich sächsischen Häuser immer dem Beispiele des Kurfürsten folgten, und daß dieser aus Politik sich eher mit Preußen als Oesterreich verband, und so konnte der Herzog wohl nicht gut anders handeln.“

Die Unterhaltung dauerte fort, wobei die Großherzogin ihren Geist und ihre Seelengröße entfaltete. Beim Aufstehen sagte Napoleon:

„Sie sind die achtungswertheste Frau, die ich je kennen gelernt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet; Ihnen allein hat er es zu verdanken, — ich vergebe ihm.“

Die Plünderung ließ er sogleich aufhören, und unterzeichnete später die Erhaltung und Sicherung des Landes, und schickte mit dieser Nachricht einen Eilboten an die Großherzogin.

„Sie sehen daraus, meine Herren,“ sprach Herr v. S***, „es gab bei Napoleon Augenblicke, wo er sehr galant und großmüthig seyn konnte.“

Wir bewunderten die Entschlossenheit und Geistesgegenwart der hochherzigen Fürstin, und vielleicht dankte jeder im Stillen dem Himmel, daß Napoleon mit seiner Universalmonarchie unter der Erde lag.

Es war spät, die Gesellschaft hatte sich bereits auf ihre Zimmer zurückgezogen, und da Herr v. S*** morgen früh bald abreisen wollte, so hielt ich ihn nicht länger ab, sich zur Ruhe zu begeben, und ich ging sorglos ohne Anfechtung nach Hause.

Es war noch sehr früh, denn kaum hatte die Sonne den neuen Tag begrüßt, der mein Schicksal für diese Welt entschieden hat, als mein Bedienter zu mir an's Bett trat, und mir meldete, der Kriminalrath H*** sey da, um mich eiligst zu sprechen.

Ich warf meinen Mantel um, und der ungebetene Blutrichter trat ein, bat um Verzeihung, daß er mich so früh gestört, aber ich werde entschuldigen, die Sache sey von hoher Wichtigkeit; er habe mich gestern Abend noch sprechen wollen, mein Bedienter aber habe ihm gesagt, daß ich schon zu Bett sey.

Ich frug nach der Ursache seines Hierseyns, und er entgegnete:

„Kennen Sie den Weimaraner, mit dem Sie gestern Abend im Bairischen Hof waren? Es gehen große Dinge mit ihm vor."

„Ich kenne ihn nicht, und habe ihn gestern

Abend zum ersten Mal gesehen," erwiederte ich ruhig, obwohl mich die Frage des Criminalraths sehr überraschte.

„Nun, Sie haben sich doch mit ihm sehr lange unterhalten, und werden mir so viel mittheilen können, daß man über ihn nicht zweifelhaft, und er wirklich der Herr von S*** aus Weimar ist?"

„Wie wissen Sie denn, daß ich mit ihm im Bairischen Hof mich unterhalten habe?"

„Millin *) hat es berichtet."

„Nun, wenn Sie das von Millin wissen, so kann er Ihnen wahrscheinlich mehr mittheilen über die Person des Herrn v. S***; ich kenne ihn nicht näher."

„Ich stehe wie auf Kohlen; erzählen Sie doch, was hat Herr v. S*** mit Ihnen gesprochen?" fiel der Criminalrath mir in's Wort.

„Sie gehen zu weit, verschonen Sie mich mit solchen Fragen," gab ich ihm ernstaft zur Antwort. „Was ich mit Herrn v. S*** gesprochen, hat jeder anwesende Fremde hören können; ich will nicht hoffen, daß Sie mich und ihn verkennen."

„Das nicht," erwiederte der Criminalrath; „aber es ist bereits an den Thoren Befehl gegeben worden, Herrn v. S*** nicht hinaus zu lassen."

„Wie? Herr Criminalrath! Sie könnten in Ihrem Diensteifer so weit gehen, einen durchreisen-

---

*) Ein geheimer Polizeispion.

den Fremden von Adel, der in dem ersten Gasthause absteigt, den ich als einen achtungswerthen Mann kennen gelernt habe, weil man einen Verdacht gegen ihn hat, nicht zur Stadt hinaus zu lassen? Was kann Sie dazu bewegen? welche Gründe können Sie zu Ihrer Rechtfertigung anführen, um Ihren Argwohn zu entschuldigen? Ich wiederhole, Herr v. S *** ist ein sehr achtungswerther Mann."

„Können Sie mir dafür bürgen, daß er der Herr v. S *** ist, für den er sich ausgibt? Wollen Sie mich vertreten, wenn der Fürst mich zur Verantwortung zieht?"

„Wofür? wofür soll Sie der Fürst zur Verantwortung ziehen? Reden Sie; was ist vorgefallen? Ich werde für Herrn v. S*** Bürge seyn, aber geben Sie mir augenblicklich Aufschluß; nehmen Sie an den Thoren sogleich den Befehl zurück."

„Das kann ich nicht, aber begleiten Sie mich in den Bairischen Hof, Sie sollen Alles erfahren."

Ich schickte sogleich meinen Bedienten mit einem Billet zum Herrn v. S*** Der Criminalrath las das Billet und sagte: „Sie sind ein feiner Hofmann."

In drei Minuten war ich angekleidet und begab mich mit dem Criminalrath in den Bairischen Hof. Am Eingang stand der Polizeispion Millin. Der Wagen des Herrn von S*** war angespannt; mein Billet hatte ihn noch auf seinem Zimmer zu-

rückgehalten, denn ich hatte ihn darin ersucht, mich vor seiner Abreise binnen einer Viertelstunde auf seinem Zimmer zu erwarten, der Herr Criminalrath H*** wünsche ihn zu sprechen, und ich würde ihn dahin begleiten.

Wir fanden den Herrn v. S*** reisefertig, er kam uns an der Treppe entgegen, und ich schöpfte Hoffnung, daß er unschuldig sey, ein gutes Gewissen habe, und nicht ahne, daß ihn die Polizei verfolge, d. h., daß er eine verdächtige Person sey.

Kaum waren wir in's Zimmer getreten, so nahm der Criminalrath das Wort, und sprach:

„Sie werden verzeihen, Herr v. S***, daß ich so kurz vor Ihrer Abreise mir das Vergnügen gönne, Sie noch zu sehen, und nur für einen Augenblick um Ihren Paß zu bitten, damit ich einen Irrthum berichtige, der bei der Polizei vorliegt; es hat weiter gar nichts auf sich, und die Sache ist augenblicklich abgemacht."

Ich stand unbefangen zur Seite, und bewunderte den schlauen Pfiffkopf von Criminalrath, wie artig er seine Worte anbrachte, mit welcher gefälligen Miene er den Herrn v. S*** anredete, als habe er den guten Ton nicht auf Universitäten, sondern in den Vorzimmern bei den Pagen und Kammerherrn erlernt, die hinter dem Rücken die Zunge herausstrecken, und auf ihre Bäuche patschen, wenn die Tafel zu Ende ist.

ভাবে ভাবিত হইয়া ভাবুক ভাবনা করিতে করিতে ভাবের ভাবুক ভাবিয়া ভাবের ভাবুক ভাবিয়া ভাবের ভাবুক ভাবিয়া

„Nun, so soll Sie Jemand fragen, der in Ihren Augen mehr Recht dazu hat.“

In diesem Augenblicke, wo er das Zimmer verlassen wollte, trat ich ihm entgegen, und sprach einige Worte leise mit ihm. Herr v. S*** blieb ruhig am Fenster, sah nach dem Wagen hinab, und sagte:

„Ah, da fährt ja der Herr aus Oesterreich auch schon ab. Ich werde bald nachkommen.

Ich bat den Criminalrath, kein Aufsehen zu machen, ich wolle mich für Herrn v. S*** verbürgen, er möge mir nur entdecken, welchen Argwohn er habe.

Herr v. S*** mochte einige Worte meiner Vermittlung gehört haben, denn er dankte mir für mein Anerbieten, und sagte, gegen den Criminalrath gerichtet:

„Glauben Sie, daß ich mich vor ihnen und Ihrer Polizei fürchte? Gehen Sie, und verwechseln Sie nie mehr den Mann von Ehre mit Bettlern und Landstreichern, die in Ihre Justiz und vor die Polizei gehören. Ich werde diese Stadt nicht wieder betreten, wo die Polizei und die hochweise Justiz so niedrig und gemein denkt, einen Fremden zu mißhandeln, der sich bei Hof und in den ersten Häusern sehen ließ.“

Der Criminalrath zog ein Papier aus seiner

Tasche, das er zusammengelegt in seiner Hand hielt, und trat dem v. S*** wieder näher.

Ich verwendete kein Auge von dem Papier, und war auf die Entwicklung höchst gespannt.

„Kennen Sie mich?“ sprach der Criminalrath zum Herrn v. S***, und sah ihm scharf in's Auge.

„Ob ich Sie kenne? O, es ist mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben,“ erwiederte v. S*** bitter; „ja, ich werde mich Ihrer und dieser Stunde stets erinnern, und Ihrer gedenken, wenn ein armer Sünder am Galgen hängt.“

Der Criminalrath lachte, und fragte wiederholt, ob er ihn kenne?

Hr.v. S*** sah den Criminalrath lange schweigend an, dann wendeten Beide ihren Blick zugleich auf mich. In ihren Zügen, in ihren Blicken lag eine tiefere Bedeutung, als daß ich mir darüber ein Urtheil anmaßen sollte; aber das hatte ich bemerkt, daß Herr v. S***, während er das Frühere zum Criminalrath sagte, in seiner leidenschaftlichen Aufwallung ihn keines aufmerksamen Blickes würdigte, und darum erst durch die wiederholte Frage aufmerksam wurde.

Ich stand wie versteinert. Beide reichten sich die Hand.

„Wir kennen uns,“ nahm Herr v. S*** das Wort, zu mir sich wendend, „vor drei Jahren sa-

hen wir uns; ich freue mich, den Herrn Criminalrath erkannt zu haben.“

Der Criminalrath steckte sein Papier wieder ein. Der Postillon stieß in's Horn, aber Herr von S*** nahm keine Notiz davon. Er schellte dem Kellner, bestellte Wein und ein elegantes Frühstück, und der Criminalrath wendete sich zu mir, und sagte ohne Verlegenheit:

„Sonderbar, wie doch der Zufall uns wieder zu einander führt! Vor drei Jahren sahen wir uns im Bade zu Töplitz, und die Physiognomie des Herrn v. S*** kam mir gleich sehr bekannt vor.“

Ich sagte kein Wort dazu, schlug den Blick zur Erde, und wußte nicht, was ich von der Geschichte denken sollte. Der Criminalrath mochte mir das ansehen; er lachte über meine Verwunderung, und Herr von S*** sagte zu mir:

„Sehen Sie, mein Bester, nun läßt mich der Criminalrath in Frieden; so kann die Erinnerung einer alten Bekanntschaft der Justiz und der Polizei die Augen verbinden!“

Das waren mir damals noch böhmische Dörfer. Ich konnte weder Herrn v. S*** noch dem Criminalrath in die Karte sehen, aber daß dahinter mehr war, als eine Bekanntschaft aus dem Bade, darüber hätte ich gern Aufschluß gewünscht, den ich mir aber nicht erbitten konnte.

Ob eine so beschaffene Art Krankheit Pest sey, oder nicht, ist eine Frage, die ich nicht entscheiden will. Ich habe sie nur deswegen berührt, weil sie mir in der Geschichte der Pest wichtig zu seyn scheint, und weil sie mir Gelegenheit giebt, zu sagen, was ich von der Pest halte.

Ich halte sie für eine Krankheit, die sich durch Ansteckung fortpflanzt, und die ihre Ursache in einem Gifte hat, das sich in dem Körper des Kranken erzeugt, und durch Ausdünstung, Berührung, Einathmung, Einsaugung, Einimpfung, Einbeissung, Einstechung, Einschling

Durch die Eile, in welcher wir den Wein tranken, wurden wir so berauscht, daß ich dem Criminalrath in die Rocktasche griff, um mich des Papiers zu bemächtigen, aber der Criminalrath hielt meine Hand fest.

„Sie sollen die Geschichte erfahren," sagte er, „ich werde das Gedicht vorlesen. Sie haben ein Meisterwerk gemacht, lieber S***, aber machen Sie, daß Sie aus der Stadt kommen, eh' die Geschichte bekannt wird."

Herr von S*** gab dem Criminalrath mit der Hand ein Zeichen, als dieser das Papier zum Vorlesen auseinander schlug.

Der Criminalrath nickte mit dem Kopfe, und steckte das Papier wieder ein. Herr v. S*** stand rasch von seinem Stuhle auf, und sagte:

„Nein, der Fürst hat eine allerliebste Mätresse! Aber es wird Zeit, daß ich abreise; leben Sie beiderseits recht wohl!"

Er nahm seinen Hut, und ging zum Zimmer hinaus.

Ich glaube, es wird in meinem Leben nie einen

---

Geschick verdient, wenn edel sein Herz, und rein und schuldlos sein Leben ist, unbefleckt von jeder bösen That! Können aber Alle dieß an sich rühmen.

größern Moment der Verwunderung geben, als diesen Augenblick!

Der Criminalrath sagte kein Wort, ließ Herrn v. S*** ruhig gehen, schlürfte ein volles Glas Wein mit großer Behaglichkeit hinab, lächelte mich dabei so gutmüthig an, daß ich aufsprang, um zum Fenster hinauszurufen, der Polizeispion Millin möge den Herrn v. S*** nicht abreisen lassen; doch Herr v. S*** stieg so eben in den Wagen, und mir blieb das Wort auf der Zunge zurück.

Ich sprang zum Zimmer hinaus, um auf dem nächsten Wege nach dem Thore zu eilen, und Herrn v. S*** anzuhalten.

An der neuen Allee kam der Graf J*** vom Schloß her mir entgegen, um mich aufzusuchen.

„Sagen Sie mir, wer ist der Herr v. S***?“ frug er mich hastig; „Sie kennen ihn. Er war gestern bei der Fürstin; ich komme so eben von ihr. Sie hat mich eiligst rufen lassen, und will Sie sprechen. Noch weiß ich nichts Näheres über das Ereigniß.“

„Herr Graf,“ erwiederte ich, „Sie bringen mich in die größte Verlegenheit. Was ist vorgefallen? Ich kenne den Herrn v. S*** nicht!“

„Begleiten Sie mich in den Bairischen Hof,“ entgegnete er.

„Wenn Sie den Herrn von S*** suchen, — so eben fährt er zum Thore hinaus," rief ich.

„Das ist fatal," sagte der Graf gleichgültig.

„Noch ist es Zeit, ihn am Thore zu erwarten." Mit diesen Worten eilten wir auf Seitenwegen dem Thore zu. Der Graf bekam Seitenstechen, ich ließ ihn zurück, und eilte voraus. Herr v. S*** konnte noch nicht hinaus seyn. Ich frug die Wache, und sie bestätigte es. Der Graf kam. Wir warteten zwei Minuten. S*** sagte, daß er auf sein Landgut bei B*** wolle, und sein Weg mußte ihn hier durchführen; er konnte kein anderes Thor passiren. Aber er kam nicht.

Ich wurde besorgt; der Graf sah meine Verlegenheit, und sagte:

„Ich wünsche Ihnen Glück, aber Sie haben viel zu verantworten; ich bedaure Sie!"

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte ich, „bei den Göttern, Herr Graf, ich kenne diesen Menschen nicht!"

„Aber ich weiß, daß Sie ihn kennen!"

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren; ich fürchte, er ist zu einem andern Thore hinaus. Ich werde ihn einholen, und das Räthsel lösen!"

„Wenn Sie das thun, wenn Sie ihn zurückbringen wollen," erwiederte der Graf, „wird Ihnen der Fürst dafür danken."

Ich verließ sogleich den Grafen.

Vor allen Dingen mußte ich wissen, zu welchem Thore die merkwürdige Person des Herrn v. S*** hindurch sey, ehe ich daran denken konnte, ihm nachzueilen.

Ein fürstlicher Stallknecht begegnete mir, und ich sagte ihm: „Er möge mir sogleich auf Befehl des Grafen J*** ein Pferd satteln, und es an der Schloßallee bereit halten.“ Ich wußte, der Graf hätte augenblicklich zehn Pferde für mich satteln lassen, weil ich entschlossen war, dem Herrn von S*** nachzueilen, und deßhalb bediente ich mich dieser Freiheit.

Mir fiel bei, daß, da der Criminalrath H*** nicht von meiner Seite gekommen, der Befehl an den Thoren nicht zurückgenommen seyn könne, um den v. S*** anzuhalten.

Ich war zu Fuß am zweiten Thore angekommen; kein Wagen war zu sehen, kein Herr v. S*** war durchpassirt.

Ich eile zum dritten und vierten Thore, und bekomme dieselbe Antwort.

Herr v. S*** war also noch in der Stadt! Der schlaue Franzose Millin, diese feine Spürnase der Polizei, der eben so fertig deutsch zu sprechen, als mit französischer Galanterie in allen Gasthäusern die Bedienten und Kammerjungfern auszuforschen verstand, dieser zweibeinige Spürhund wird

den v. S*** nicht aus dem Garne gelassen haben. Ich vermuthete, er sey am ersten Thore, wo ich mit dem Grafen stand, und in den Bairischen Hof zurückgebracht worden.

Die Worte des Grafen:

„Ich wünsche Ihnen Glück, aber Sie haben viel zu verantworten; ich bedaure Sie!" —

standen lebhaft vor meiner Seele; sie schienen Glück und Unglück in einem Athemzuge auszusprechen, und die Erfahrung, die große Lehrerin für ewige Zeiten, die Geschichte aller Staaten, Nationen und Begebenheiten, lehrte mich, wie leicht es ist, auch schuldlos in der Gunst der Fürsten zu sinken, in Intriguen des Hofs verwickelt zu werden, wo Neid und Mißgunst, Falschheit und Verstellung herrscht, geschliffene Feinheit der Sitte, Freundlichkeit und Händedruck mit dem Gift der Schlange gewürzt ist.

Ich stand in der Gunst meines Fürsten und der Fürstin, erfüllte als Geheimer Legationssekretär treulich und gewissenhaft die mir obliegenden Pflichten, und da ich zugleich Privatsecretär der Fürstin war, oft lange in ihren Zimmern verweilen mußte, ihr in Gegenwart mehrerer Damen, nach ihrem Wunsche die neuesten Erscheinungen im Gebiete der schönen Literatur der Deutschen, Engländer, Franzosen und Italiener, mittheilte, ein klassisches Werk, ein Lust- oder Trauerspiel, einen geistreichen Ro-

man oder eine französische Zeitung vorlas, so fehlte es mir (der ich nicht von Adel und in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren zu einer so wichtigen Stelle erhoben war, ohne daß ich einen Andern darin verdrängte, so fehlte es mir nicht an Augen, die mich beneideten. Es wurde mir durch Damen, in deren Gesellschaft die Fürstin oft verweilte, bekannt, daß man mich beneide, bei dem Fürsten nachtheilig von mir gesprochen, und die Fürstin ihrem Gemahl darauf erwiedert habe:

„Ein edles Bewußtseyn könne jeder Anklage entgegentreten; er möge Beweise abwarten, die in seinen Augen mich anders darstellen.“

O wie wahr hat die geliebte Fürstin gesprochen!

Und so nah war die Stunde, wo ich mit edlem Bewußtseyn vor meinen Fürsten treten konnte; wo von dem Grafen J*** und dem v. S*** ein teuflischer Jesuitenbetrug, eine Proselytenmacherei gesponnen war, und der ganze Hof zu diesem Räthsel nicht den Schlüssel finden konnte.

---

Ich war in den Bairischen Hof zurückgekehrt, fand den Criminalrath noch im Zimmer des v. S*** aber schlafend auf dem Sopha, denn es stand noch eine leere Bouteille mehr auf dem Tisch, die er nach meinem Weggang ausgetrunken hatte.

Ich ließ ihn schlafen, und frug im Hause, ob der Graf J*** mit Herrn v. S*** hier gewesen sey?

Man verwunderte sich, wie ich nach Herr v. S*** fragen könne, da ich doch wisse, daß er abgereist sey.

Rosalie und ihr Vater waren im Gastzimmer. Als sie mich erblickten, frugen sie besorgt, was vorgehe? was ich mit dem Criminalrath so früh hier im Hause mache?

„Gott allein mag wissen, was Alles vorgeht," erwiederte ich, und verwünschte den gestrigen Abend und den Weimaraner.

Die Brust war mir beklommen. Ich sendete einen im Hause stehenden Lakei an's Thor, da der Graf mich vielleicht noch dort erwarte, wohin ich augenblicklich kommen würde, wenn er noch zugegen sey.

Rosalie war höchst besorgt um mich, denn ich fiel ermattet auf's Sopha, und sprach kein Wort.

Ihr Vater bat mich, ihm zum entdecken, was vorgefallen; ich möge mein Herz erleichtern.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen, was ich Ihnen entdecken soll," erwiederte ich.

„Haben Sie Vertrauen zu mir," entgegnete er; „es gibt Augenblicke im Leben, wo der edle Mann nur einen Freund sucht, um sich auszusprechen."

„O, daß ich es könnte!" rief ich. „Vielleicht in diesem Augenblicke, wo ich nicht weiß, was über

mich die Bosheit, die Verläumdung einer schwarzen Seele verhängt, fallen die Würfel meines Schicksals! Glücklich sind Sie! nicht von Neid und Mißgunst umgeben, die den verfolgen, der schnell emporsteigt in der Gunst seines Fürsten. Glücklich sind Sie, daß Sie den Hof, die ehrenvolle Bahn des Ruhms nicht kennen, wo man das Auge nicht ruhig schließen, sein Haupt nicht sorglos niederlegen kann!"

Der Lakei kam zurück; der Graf war nicht mehr da, und kein Wagen hielt am Thore.

Was sollte ich thun?

Zur Fürstin gehen, die mich sprechen wollte? den Grafen aufsuchen? den Criminalrath wecken, und ihn an seine Pflicht erinnern?

An einem Thore mußte der Wagen mit Herrn v. S*** halten, und Millin mußte dabei seyn!

Aber was soll mit Herrn v. S*** geschehen? Der Graf will ihn sprechen, — und der Crimiaalrath hat ihm gerathen, „sich aus der Stadt zu machen, ehe die Geschichte bekannt werde.

Den Criminalrath also konnte ich ruhig schlafen lassen, denn ich mußte ihn dem Grafen als den pflichtvergessensten Diener seines Fürsten schildern.

Kaum war also der Lakei zurückgekehrt, so eilte ich zum Grafen J***.

Ma. Well, my Masters, then, what say you to this gear?

Sa. Why, we say, that we will be true to our trade, and to our king; we think that a man should live by his craft, and we do not think that he should set his life to pawn for a halfpenny.

Ma. Well said, a resolute fellow: this is the right temper of a true subject. What say you, my mates?

Ma. Why, I say, that we are all agreed.

Ma. Why then, my hearts of oak, we will stand by the king, and we will not value a rope's end for the threats of these paltry rebels, this ragged regiment of discontented slaves, who, like so many hungry dogs, lick up the scraps of every dish.

Sa. Bravely resolved, captain.

Ma. Let us alone, let us alone; I warrant you.

Sa. Why, then, we will stand by you, and by the king, and by the duke, and by the bishops, and by the gentlemen, and by the nobility, and by the laws, and by the liberties of the kingdom.

Ma. Why, then, you shall have my company.

Sa. Why, then, you shall have our company.

Ma. Why, then, you shall have our

1. Die Gemeinde ist nach dem Gesetz über die Einführung der Gemeindeordnung vom 24. Juni 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 233) in Verbindung mit dem Gesetz über die Landgemeindeverfassung vom 3. Juli 1891 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten S. 279) zu verfassen.

2. Die Gemeinde führt den Namen Wiesenau.

3. Die Gemeinde besteht aus dem Gutsbezirk Wiesenau.

4. Die Gemeinde bildet einen Amtsbezirk mit dem Sitz in Wiesenau.

5. Die Gemeinde hat einen Gemeindevorsteher und zwei Beigeordnete.

6. Der Gemeindevorsteher und die Beigeordneten werden auf Lebenszeit gewählt.

7. Der Gemeindevorsteher und die Beigeordneten werden vom Landrat bestätigt und in ihr Amt eingeführt.

8. Der Gemeindevorsteher und die Beigeordneten werden vom Landrat in ihr Amt eingeführt.

Berlin, den 1. April 1892.

Der Minister des Innern.
In Vertretung: Dr. Bosse.

Ich begab mich in den Bairischen Hof, aber der Criminalrath war nicht mehr da; die Thüre war offen, und ich ging zwei Minuten in diesem Teufelszimmer gedankenvoll auf und ab, um sodann zur Fürstin zu gehen.

Ich höre die Thüre öffnen, — und Rosalie trat blaß herein.

„O guter R***, was haben Sie begangen? Ein Offizier mit zwei Mann Wache war so eben hier und frug nach Ihnen!“

„Nach mir? Und wo ist er?“

„Wir haben Sie verläugnet! Folgen Sie mir hinauf; kein Mensch soll Sie finden, und zur Nacht können Sie entfliehen!“

„Ich entfliehen! Ich habe nichts begangen, Rosalie, weßhalb ich entfliehen müßte! Seyn Sie unbesorgt, meine theure Rosalie; Schicken Sie eiligst dem Offizier nach; ich will ihn sprechen, denn ich vermuthe einen Irrthum; er hat nicht mich, sondern den Weimaraner gesucht, der noch hier und bei dem Grafen J*** ist.“

„Der Herr v. S*** noch hier? ist nicht abgereist?“ frug ängstlich das himmlische Mädchen.

„Er ist noch hier, Rosalie, vielleicht zu meinem Unglück hier!“

Ich sah durch's Fenster, erblickte den Offizier, und rief ihn.

Er kam! Zwei Mann Wache blieben vor der Thür des Zimmers, und der Offizier sprach:

„Ich fand Sie nicht in Ihrer Wohnung. Auf höchsten Befehl bitte ich mir zu folgen!“

Rosalie sank halb ohnmächtig auf's Sopha. Ich nahm von ihr Abschied, und nachdem ihre Mutter herbeigeeilt war, verließ ich sie, und folgte dem Offizier, — aber das Herz wollte mir zerspringen!

Als wir die Treppe hinabgingen, sah ich unter den im Hause versammelten Neugierigen auch meinen Bedienten, der auf mich zukam und mir meldete: mein Büreau sey erbrochen und der Polizeirath W*** auf meinem Zimmer, um meine Papiere zu untersuchen.

Neues Schrecken überfiel mich.

Der Polizeirath W*** untersuchte meine Papiere! Dieser Mensch, der, stets aufgeblasen von Hochmuth und Dünkel, eine wichtige Rolle zu spielen suchte, der allen Menschen ein Dorn im Auge war, weil er mehrere brave Familien unglücklich gemacht hatte, — dieser charakterlose Mensch, dem keine Ehre, keine Tugend heilig ist, der keine andere Bildung kennt, als in seiner Uniform sich als die wichtigste Person im Staate anzusehen, weil er vom Stiefelwichser des verstorbenen Präsidenten v. R***, dessen Bedienter und Schreiber er war, sich nach und nach bis zum Polizeirath emporgearbeitet hat, — diese Kreatur untersuchte meine Papiere!

Vor meinem Fürsten hatte ich kein Geheimniß, er durfte Alles wissen; daß aber dieser Mensch, der meinem Herzen zuwider, weil sein unmoralischer Lebenswandel mir bekannt war, meine Schriften, Familien- und andere Briefe, ja sogar mein Tagebuch durchstöre, worin noch kein Mensch gelesen, — das war mir schmerzlich!

Der Offizier nahm den Weg nach dem Schlosse. Die zwei Soldaten folgten mir.

Verwundernd und staunend sah man mich durch die Straßen gehen. Die Fenster öffneten sich, als wär' ein neues Wunder zu schauen.

Wir kamen im Schlosse an, und in einem unbewohnten, neben dem geheimen Archiv befindlichen Zimmer, wohin mich der Offizier zu bringen beordert war, kam ich wieder zu meiner Besinnung, denn ich wußte nicht, ob es nur Traum war, was mit mir vorging.

Die Wache blieb vor der Thür; der Offizier, Herr D***, folgte mir in's Zimmer.

Nach einer langen Pause frug ich ihn, wer ihm Befehl gegeben, mich hieher zu bringen?

„Die Ordre kam mir durch ein Billet des Generals zu; mehr kann ich Ihnen nicht sagen," erwiederte er.

Die Fenster waren mit starkem Eisengitter verwahrt und gingen auf die Allee heraus. Einige Gemälde hingen an der Wand; ein Sopha, meh-

rere Stühle, Tisch, Spiegel, ein kleiner Kronleuchter, Alles geschmackvoll, machten das Zimmer zu keinem unfreundlichen Aufenthalt.

Nachdem ich mich von dieser unbegreiflichen Begebenheit ein wenig erholt hatte, ging ich, im Gefühl meiner Unschuld, und um mich unter den Augen des Offiziers gefaßter zu stellen, als es wirklich der Fall war, im Zimmer umher, und nahm die Gemälde in Augenschein. Sie waren gut gehalten, doch ziemlich alt.

Da es mir Bedürfniß schien, zu sprechen, weil meine Phantasie zu aufgeregt war, und ich Kopfweh zu bekommen fürchtete, so erklärte ich dem Offizier die Gemälde, die aus der Mythologie entnommen waren, um ihm und mir die Zeit zu verkürzen, da er nun einmal mein Gesellschafter seyn sollte.

Er wunderte sich über meine Kenntniß der Geschichte der alten Welt, wie ich von jedem Gemälde ihm die Erklärung gab, ohne mich zu besinnen, wie diese mythologischen Darstellungen unter einander in Zusammenhang zu bringen waren.

Das Eine stellte den Adonis vor, einen schönen Jüngling und Geliebten der Venus, der das Unglück hatte, von einem wilden Schweine getödtet zu werden, das der eifersüchtige Mars an ihn abgeschickt hatte. Aus seinem Blute soll die Pflanze Adonium entstanden seyn, und wer es blind glaubt.

ist ein braver, guter Katholik, wie die orthodoxe Kirche des römischen Aberglaubens ihn verlangt.

„Das ist die Möglichkeit!“ Ein wildes Schwein hat ihn getödtet?“ frug der Offizier, und ich bemerkte, daß er sich dabei nur einen erbitterten Nebenbuhler, einen Eifersüchtigen, einen römischen Pfaffen mit dem Pallium zu denken brauche, der seinem Gegner Haß und Galle geschworen hat, und ihm bei Gelegenheit durch einen Banditen das Lebenslicht ausbläst, um keinen Verräther seiner heimlichen Freuden zu haben, und allein der Beglückte zu seyn, wie sich das in Rom schon zugetragen!

Das zweite Gemälde stellte den Mars, den Gott des Krieges, vor, den die Römer für ihren Stammvater, für den Vater des Romulus und Remus hielten; er war ein Sohn Jupiters und der Juno, die ihn ohne Zuthuung eines Mannes, nur durch Anrührung einer, ihr von der Göttin Flora dargereichten Blume geboren haben solle.

„Ohne Zuthuung eines Mannes? Das ist ja rein unmöglich,“ erwiederte der Offizier; „die Blume kann auf keinen Fall diese Wirkung hervorbringen, sonst würden die Botaniker sie auch für unsere Zeiten den aussterbenden Fürstenhäusern empfohlen haben, wo so manche schöne, junge Fürstin in der Lage ist, sich diese Blume zu wünschen.“

Ich mußte lachen. „Wenn auch die Blume noch vorhanden ist,“ entgegnete ich, die Erbschleicher

werden ihr nachstellen, wenn sie nicht unter Petri Schlüssel ruht.“

„Lassen Sie den Petrus aus dem Spiele,“ sprach er lächelnd, und ich vermuthete, daß er Katholik sey. — Er frug nach der Mutter des Romulus und Remus. Ich nannte ihm die schöne Vestalin, die Herr Mars umarmte, als sie am Brunnen Wasser schöpfen wollte. Ich erklärte ihm die Fabel mit der Wölfin, und er meinte, die ersten Römer wären so klug, wie der Altvater Moses gewesen; er sehe wohl ein, die Wunder gehörten in die Bibel und in die Geschichte der alten Welt, damit die Menschen ihren Verstand verlören.

„Nicht verlieren, nein, prüfen sollen sie ihn, und das Beste aus der Geschichte behalten,“ erwiederte ich.

Das dritte Gemälde war Vulcan, der seiner Häßlichkeit wegen vom Himmel herabgestürzt wurde, der Gott des Feuers, der Schmied und Künstler der Götter, für die er durch seine Gesellen, die Cyclopen, Waffen und Donnerkeile, und Alles, was sie brauchten, fertigen ließ. Man sah ihn und die Gesellen in voller Arbeit, und im Hintergrunde seine Gattin, Venus, wie die Cyclopen nach ihr schielen, und Vulcan ihnen das zu verbieten scheint.

„Ein schönes Weib! Ich verdenk's den Ge-

sellen nicht, daß sie mit ihr liebäugeln," sprach der Offizier, und er mochte wohl Recht haben; dergleichen Gesellen gibt es heut zu Tage auch noch.

Das vierte stellte den verliebten Mars dar, wie er mit Vulcans Gemahlin, der reizenden Venus, im Bette liegt, Vulcan sie mit einem Netze umstrickt und allen Göttern zur Strafe sehen läßt, die voller Verwunderung die Reize erblicken, nur Madam Venus bedauern, daß ihr garstiger, mit einem Fuß hinkender Gemahl so eifersüchtig ist, und das geheime Liebesverständniß seiner Gattin, die ihm seiner Häßlichkeit wegen nicht treu bleiben konnte, so unzart bestraft.

„Das sollte man allen Ehemännern in die Stube hängen," sagte der Offizier; „es paßt in alle Schlafzimmer, wenn der Mann nicht zu Hause und die Eifersucht am stärksten ist, bis Madam Venus ihm Hörner aufsetzt, die er Zeitlebens zu tragen kein Bedenken findet."

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen Recht geben soll," erwiederte ich, die Ehre der Damen in Schutz nehmend, die er so keck und vorwitzig angriff. „Sie scheinen sehr wenig Vertrauen zu den Tugenden der Frauen zu haben; nicht Alle sind mit der reizenden Madam Venus zu vergleichen, und nur wenig Männer würden fremde Zuschauer einladen. Zwar sind Viele durch die Franzosen

daran gewöhnt, aber es wird mit der Zeit für die Deutschen wieder besser werden.“

Mein Herr Lieutenant schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Das gehört zum guten Ton, zur Aufklärung, deren sich die Deutschen erfreuen, und das Leiden ist königlicher Abkunft.“

Ich sah ihn an. Er schien keine weitere Bedeutung in seine Worte gelegt zu haben, aber es fiel mir auf. Er stand noch vor dem Bilde. Sein Auge war der Spiegel, der Abdruck seiner Soldatenseele.

„Bei meiner Seligkeit!“ rief er; „ich habe nie reizender und schöner die Venus gesehen!“

Er ging vom Bilde weg. Ich hatte mich in einen Sessel geworfen und war mit mir beschäftigt. Ich suchte mir zu erklären, warum mir gerade dies Zimmer zu meiner Verhaftung angewiesen worden.

„Warum so nachdenkend, so schwermüthig, Herr Geheimer Legationssecretär?“ frug er.

„Ich hab' wohl Ursach,“ erwiederte ich.

„Sie dürfen darüber nicht besorgt seyn,“ versetzte er; „ein einziges Wort kann sie beruhigen. Ihr Hierseyn wird Ihre geheimen Feinde namhaft machen, denn auf jeden Fall sind diese daran Schuld, und die Fürstin wird sie kennen lernen.“

„Die Fürstin? Wie soll ich das verstehen?“ erwiederte ich. „Wissen Sie nichts von einem

Herrn v. S***, der gestern bei der Fürstin war? Können Sie nicht den Kammerherrn nennen, der gestern Dienst bei ihr hatte?"

Er wußte nichts von einem Herrn von S***, nannte mir aber den Kammerherrn v. P***, der gestern Dienst bei der Fürstin hatte; und da ich ihn nach dem einzigen Worte fragte, das mich beruhigen könne, sagte er:

„Die Fürstin wird Sie befreien!"

Ich stand auf und wußte nicht, was ich ihm darauf erwiedern sollte.

Beschlossen war in diesem Augenblick, um Entlassung meines Dienstes nachzusuchen und an den Fürsten zu schreiben. Ich war mit dem Grafen J*** bitter zerfallen; an ein freundliches Verhältniß zwischen uns war nicht wieder zu denken; man hatte mich bei dem Fürsten boshaft verläumdet, und meine Neider würden gegen mich nur um so mehr aufgebracht seyn, wenn sie als ehrlose Ohrenbläser bezeichnet, nicht mehr vor den Augen des Fürsten und der Fürstin erscheinen durften.

Warum ich hier sey, wußte ich nicht; mein Bewußtseyn war rein; jeder Anklage konnte ich ruhig entgegen treten; aber daß eine namenlose Intrigue, ein teuflischer Betrug ausgesponnen war, daß Herr v. S***, der Graf J***, der Criminalrath H***, der Kammerherr v. P** ß und mehrere Andere bei Hof damit bekannt waren, durfte

ich vermuthen, denn der Graf war mit dem Kammerherrn von P*** sehr vertraut.

Verlassen will ich täuschende Hoffnungen, sagte ich mir, und meine Ruhe, meinen Frieden nicht aufopfern für ein Glück, wonach Tausende begierig jagen; — ein Glück, das mich vergessen läßt, daß Kräfte und Fähigkeiten in mir schlummern, die ich nicht unter glänzendem Schimmer eitler Ehrsucht am Hof vergraben will. Ruhig soll dies Herz wieder werden, meine Rivalen mögen triumphiren und den Platz einnehmen, den ich freiwillig aufgab. Wo nicht Adel der Seele und des Verdienstes geschätzt wird, nur gefällige Schwätzer mit Stern und Orden, mit stolzer, hochfahrender Miene umherschleichen, und jeder Auszeichnung bürgerlicher Abkunft den Untergang schwören, da ist von der Zukunft nichts Gutes zu erwarten.

Ich beschloß, auf das Landgut meines Freundes, des Baron v. H*** in Schlesien, zu gehen, und dort ein angefangenes Werk für den Druck zu vollenden.

Ich unterrichtete den Offizier von meinem Vorhaben, daß ich an den Fürsten schreiben wolle, und schickte einen im Corridor vorübergehenden Bedienten hinauf in die geheime Canzlei, um Tinte, Feder und Papier zu holen.

Das Schreiben wurde lang. Ich erwähnte den Tag, wo ich das Glück hatte, dem Fürsten per-

sönlich bekannt zu werden, und dankte für die Beweise seines mir bisher geschenkten Vertrauens. Meine Dienstverhältnisse setzte ich klar auseinander, und ging ganz historisch zu Werke. Ich erwähnte darin die Fürstin, und dankte ihr für das Glück, das mir zu Theil wurde, mich durch wissenschaftliche und literarische Bildung vor Andern ausgezeichnet zu sehen. Ich kam bis auf diesen unglückseligen Tag, und schilderte das Verfahren gegen mich, daß ich verhaftet sey, ohne zu wissen warum; ich bat um die strengste Untersuchung, und wenn der Fürst meine Unschuld würde erkannt haben, möge er und die Fürstin mich meines Dienstes gnädig entlassen; das sey meine dringende Bitte; ich könne nicht länger hier verweilen.

Ein Geräusch vor dem Zimmer unterbrach mich. Ich unterschied mehrere Stimmen, und hörte die Worte der Soldaten: „Wir haben Befehl, Niemand einzulassen.“

Bald darauf, nachdem mein Schreiben fertig war, hörte ich eine Dame mit der Wache reden. Der Offizier öffnete die Thür, und die erste Hofdame der Fürstin, Frau von L***, trat herein. Der Offizier zeigte eine Ordre vor, daß Jedermann der Zutritt zu mir versagt sey; doch Frau v. L*** gab sie ihm zurück und blieb. Der Offizier war so galant, keine weitere Einwendungen zu machen; aber als sie ihn ersuchte, mich mit ihr nur einen

Allgemeine Bestimmungen über die Ausführung der Bauten.

§ 22. Die Bauten müssen so ausgeführt werden, daß sie den Anforderungen der Sicherheit, der Gesundheit und des Anstandes entsprechen. Insbesondere müssen sie gegen Feuersgefahr, Einsturz, Durchnässung und Verunreinigung der Brunnen genügend gesichert sein.

§ 23. Die Bauten müssen in allen ihren Teilen dauerhaft hergestellt werden.

Die Verwendung von Baustoffen, welche sich leicht zersetzen, ist nicht gestattet.

§ 24. Die Bauten müssen in allen ihren Teilen mit Rücksicht auf ihre Bestimmung und auf die Lage des Ortes, an welchem sie errichtet werden, so ausgeführt werden, daß sie den Anforderungen der Gesundheit entsprechen.

Insbesondere müssen sie gegen Durchfeuchtung durch Grundwasser, Tagwasser und Bodenfeuchtigkeit, gegen Verunreinigung der Brunnen, gegen Verbreitung von Krankheitskeimen durch Luft, Wasser und Boden, gegen Verbreitung von Ungeziefer, gegen Übertragung von Krankheiten durch Tiere, gegen Verunreinigung der Luft durch Rauch, Ruß, Staub, Dünste und Gase genügend gesichert sein.

§ 25. Die Bauten müssen in allen ihren Teilen mit Rücksicht auf ihre Bestimmung und auf die Lage des Ortes, an welchem sie errichtet werden, so ausgeführt werden, daß sie den Anforderungen des Anstandes entsprechen.

Insbesondere müssen sie gegen Verunreinigung durch Abfallstoffe, gegen Verbreitung von Gerüchen, gegen Verunreinigung der Luft durch Rauch, Ruß, Staub, Dünste und Gase genügend gesichert sein.

§ 26. Die Bauten müssen in allen ihren Teilen mit Rücksicht auf ihre Bestimmung und auf die Lage des Ortes, an welchem sie errichtet werden, so ausgeführt werden, daß sie den Anforderungen der Sicherheit entsprechen.

Insbesondere müssen sie gegen Einsturz, gegen Feuersgefahr, gegen Einbruch, gegen Beschädigung durch Blitzschlag genügend gesichert sein.

„Ich werde das Schreiben vorlegen," sprach sie, „und hoffe, der Fürst wird Ihren Wunsch als eine augenblickliche Aufwallung Ihres gekränkten Ehrgefühls ansehen. Das kleine Mißverständniß des Fürsten mit der Fürstin wird bald beigelegt seyn." Ein Seitenblick auf den Lieutenant überzeugte mich, daß sie mehr sagen wollte, aber die Klugheit gebot ihr, zu schweigen.

Ich sollte ihr versprechen, daß es mir um meine Entlassung nicht Ernst sey; der Fürst werde einsehen, daß er zu weit gegangen, daß mir Unrecht geschehen sey. Aber ich konnte meinen Wunsch nicht zurücknehmen; ich übergab ihr das Schreiben mit der Bitte, es dem Fürsten vorzulegen; ich wolle seiner Entschließung und der Enträthselung dieses Tages ruhig entgegen sehen. Und so verließ mich Frau v. L***, die in der Absicht kam, um über Dinge mit mir zu sprechen, die man nicht durch die große Glocke bekannt macht; denn da ihr bekannt war, daß meine Papiere untersucht wurden, und ein kleines Mißverständniß des Fürsten mit der Fürstin vorwalte, so war ihr gewiß auch die Ursache meiner Verhaftung nicht unbekannt, worüber sie mir Aufschluß zu geben, durch die Gegenwart des Offiziers verhindert wurde.

Sie erschien mir als ein Engel des Trostes und der Beruhigung, und nun saß ich wieder da ohne Aufschluß über mein Schicksal.

So erbittert ich auch in diesem Augenblick gegen den Lieutenant war, weil Frau v. L*** in seiner Gegenwart nicht offen reden durfte, so versöhnlich war ich doch wieder, als er meine Verstimmung, meine trübe Miene gegen sich wahrnahm, und mich deßhalb bat, ihm zu verzeihen, daß er nach seiner Pflicht nicht anders habe handeln können.

„Es ist nun nicht zu ändern," erwiederte ich; „aber Ihre Vorschrift paßt nicht auf alle Fälle, wo eine Ausnahme statt findet, sonst hätten Sie auch, Ihrer Ordre gemäß, die erste Hofdame der Fürstin nicht zu mir in's Zimmer lassen dürfen. Da Sie nun dies verstatteten, so hätten Sie uns auch zwei Minuten allein lassen können; keine nachtheiligen Folgen würden für Sie daraus entsprungen seyn, denn wahrscheinlich kam Frau v L*** auf Befehl der Fürstin. Sie hätten also auch in Gegenwart des Fürsten so haben handeln müssen, wenn er Ihnen angedeutet, uns zu verlassen. Die Ordre haben Sie nicht vom Fürsten, — nur vom General, und doch würden Sie, streng genommen, auch gegen den Fürsten so haben verfahren müssen."

„Gegen den Fürsten?" frug er.

„Allerdings!" erwiederte ich.

„So weit geht meine Ordre nicht!" entgegnete er.

„Nun, wenn Sie das wissen, so wissen Sie überhaupt noch nicht, was Pflicht ist, die Sie

„Ihr Gewissen?“ frug ich. „Wenn ich Ihnen aber Ihr Gewissen streitig mache, und behaupte, daß Sie kein Gewissen haben, daß Sie keines haben dürfen?“

Er sah mich mit großen Augen an.

„Ja, ich will Ihnen beweisen, daß ich Recht habe,“ fuhr ich fort, „daß Sie nicht wissen, was Ihr Gewissen ist, und daß Ihnen die Pflicht gerade da gebietet, anders zu handeln, als Ihr sogenanntes Gewissen Ihnen vorschreibt.“

Er stellte sich in eine ernsthafte Positur, vermuthend, ich wollte ihn von seiner Pflicht beschwatzen, mich entfliehen zu lassen.

Zuerst muß ich Ihnen sagen,“ sprach ich, „daß wir Alle, groß und klein, lauter Narren sind, die mit einander blinde Kuh spielen.“

„Das wär' der Teufel!“ fiel der Lieutenant mir in's Wort; „Sie sagen mir da was ganz Apartes. Sie glauben also, die Welt sey ein großes Narrenhaus und wir die Narren, die Schauspieler, die blinde Kuh spielen? Steht die kugelrunde Welt nicht schon sechstausend Jahre auf den Beinen? Haben wir nicht Moses und die Propheten? nicht Fürsten und Gesetze? nicht Sonne, Mond und Sterne über uns? Haben wir nicht die Bibel und den heiligen Vater in Rom? Und Sie behaupten, wir spielten blinde Kuh?“

Chandigarh, as we drove across, saw not a single human being. Only a few cattle and dogs.

Chandigarh is the capital of the Punjab. It is a new city, built by Le Corbusier, the famous French architect. He has made it very modern. Many of the buildings are of concrete. Some of the roads are very wide. Others are narrow. Some of the houses are very large. Others are small. Some of the houses are very beautiful. Others are not. Some are ugly. Many of the houses are built on stilts. Why? Because they are cool. Because they are safe from snakes. Because they are safe from floods. Many of the houses have no windows. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no doors. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no roofs. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no walls. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no floors. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no foundations. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no ceilings. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no furniture. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars. Many of the houses have no people. Why? Because they are cool. Because they are safe from burglars.

Herz der ersten Menschen hinein zu studiren, daß wir ihn bis auf unsere Tage noch nicht wieder herausgebracht haben. Er ist der größte Friedensstörer, der größte Demagog und Jesuit, der erste Gotteslästerer seit Anfang der Welt; er übertrifft alle Vernunft, jeden Verstand, und geht immer darauf aus, uns in sein Netz zu locken, denn ehe wir daran denken, hat er uns erwischt, und läßt nur — im Fegfeuer wieder los! — Ja, Herr Lieutenant, hätte dieser Erbfeind keine Macht an uns, wir lebten glücklicher auf Gottes schöner Erde, wir wüßten nichts von Krieg, Pestilenz und theurer Zeit, unsere Weiber und Töchter würden nicht verführt, keine Mutter würde ihr Kind ermorden, Gift und Dolch, Rache, Fluch, Haß und Neid, Diebstahl, Betrug, Falschheit, Leiden und Schmerz aller Art, Unglück und Verzweiflung wären nicht, könnten nicht des Menschen Brust durchwühlen! — und dieser namenlose Jammer ist des Teufels einzige Lust und Freude! (Hier bemerkte ich, daß der Offizier, während er sich umdrehte, mit der Hand an die Brust fuhr, und bei dem Namen des Teufels sein Kreuz machte.) So sind denn nun die Menschen bis auf den Grund ihres Herzens von Adam her verdorben," sprach ich weiter; „sie begehen durch ihr ganzes Leben Schwachheiten, Verirrungen und Fehltritte, und Laster von Millionen Gattungen sind ihre Zierden! Schlägt endlich die

Mittel, dessen Verwendung, wenn zweckmäßig, der Gemeinde überlassen bleibt, ist die Anstellung von Gemeindeschwestern, welche in Krankheitsfällen die Pflege übernehmen, wo sie nicht durch Familienangehörige geleistet werden kann. Die Gemeinde kann sich auch durch Beitritt zu einem Verein, welcher Gemeindeschwestern anstellt, die Dienste solcher Schwestern sichern. Die Gemeinde kann ferner Einrichtungen treffen, daß Kranke, welche der Pflege bedürfen, in Krankenhäuser aufgenommen werden können. Sie kann auch

und Bösen ruhen, die Ursach und Wirkung im Leben bedingen.“

Mein Lieutenant hörte mir, wie einem Professor der Philosophie, mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Eine solche Moral hatte er von mir nicht erwartet, da sie bei Hofe nicht üblich und daselbst nicht zu erlernen ist. Ich wollte ihn aber überzeugen, daß es bei Hofe, außer den Bonvivants, Elegants und Galanthomm's mit geschnürten Taillen, auch Menschen gebe, die von andern Dingen, als von Demoiselle S***, von Madame St***, von Papageyen, Actricen und Liebhabern aller Art, von witzigen, baroken und scandalösen Hof- und Stadtgeschichten zu reden wissen, und daß ich, der das Glück hatte, in der Umgebung einer schönen, geistreichen Fürstin zu seyn, die Stelle ihres Privatsecretärs und Vorlesers zu bekleiden, nicht der Mann sey, der seiner Fürstin die „Liebschaften von Adam bis auf den Kaiser Napoleon“, den „Casanova“, den „Ovid“, oder „die Kunst zu lieben“ vorlese, um nicht in des Teufels geheime Kanzlei zu gerathen.

„Ja, Herr Lieutenant,“ sprach ich weiter, „ich habe Ihnen Ihr Gewissen, Ihre Pflicht streitig gemacht und behauptet, Sie wüßten nicht, was Pflicht und Gewissen sey, behauptet, Sie dürften kein Gewissen haben, da Ihnen Ihre Pflicht gebietet, gerade da anders zu handeln, als Ihr soge-

nanntes Gewissen Ihnen vorschreibt, und ich hoffe, Sie haben mich verstanden. Gesetze legen uns allerdings Pflichten auf, als Maßstab unserer Handlungen, aber wir haben auch Pflichten, die von allen Gesetzen unabhängig sind, Pflichten der Moral, die wir in uns tragen, die keinen andern Richter über sich erkennen, als Gott und das Bewußtseyn selbst. Der Uebertretung der positiven oder gegebenen Gesetze und Pflichten steht die Strafe als Furcht zur Abschreckung gegenüber, ohne welche der Staat und die bürgerliche Ordnung untergehen und nicht bestehen würden; aber auch diese Gesetze und Pflichten können nicht als unveränderliche Norm für alle mögliche Fälle und Ereignisse gelten, wo es unserer Willkür überlassen bleibt, anders zu handeln, als das Gesetz es vorschreibt, wo keine Zwangspflicht uns bindet, keine Furcht uns abschreckt, da es unsern freien Willen nicht beschränkt und die Bewegungsgründe nicht bestimmt, die unsere Handlungen leiten, wo weder der Staat, noch die bürgerliche Ordnung, die Rechte unserer Nebenmenschen eben so wenig, als das Pflichtgesetz in uns selbst verletzt wird. Furcht kann da nicht seyn, wo keine Uebertretung ist, und keine Uebertretung ist zu fürchten, wo mir überlassen bleibt, das Gesetz, die Vorschrift zu umgehen, um meinem Pflichtgefühl zu folgen.

Da sich der Lieutenant die Stirn rieb, mich

sehr zweideutig ansah, so hielt ich für's Beste, augenblicklich abzubrechen, und fing von der Bataille von Waterloo zu reden an, wo er mit gefochten hatte.

„Ja, bei Waterloo haben Sie brav gefochten. Erzählen Sie doch, Herr Lieutenant, wie ging es da zu? Wie viel Franzosen haben Sie erstochen? Erzählen Sie von dem Kanonendonner, womit die alte Garde Napoleons begrüßt wurde, als sie das feindliche Centrum im Sturm durchbrechen wollte, — wie ganze Reihen der französischen Garde durch unsere Batterien niedergeschmettert wurden. Wie rückten die alten Grenadiere, der Ueberrest, der dem siegreichen Feldherrn von Egypten bis Moskau tapfer gefolgt war, wie konnten sie im Sturmschritt gegen die Batterien vorrücken? Erzählen Sie von dem großen Nebel, der das Schlachtfeld am Morgen umgab; — wie unsere Cavallerie, die Dragoner, Husaren und Kürassiere zum Einhauen kamen! — wie die Colonnen aufmarschirten mit Hurrah und Trompetenklang! — wie die Köpfe der Franzosen, Arme und Beine herabflogen! — wie auch der deutsche Soldat rechts und links seine Kameraden fallen sah! — wie in wenig Stunden Tausende das blutige Schlachtfeld bedeckten! — wie der Soldat im Angesicht des Todes muthig dem Tode entgegen geht! — wie er Vater, Mutter, Bruder, Schwester und sein treues Mädchen vergißt, — blind

Als Mitgliedsbeitrag werden 1 Gulden 50 Kr. = 3 Mark 85 Pf. für das Jahr 1848 festgesetzt, welche Summe bis zum 1. Januar 1848 an den Kassier der Gesellschaft, Herrn Kaufmann Ludwig Bernus, Bockenheimergasse, zu entrichten ist. Wer bis zu diesem Termin seinen Beitrag nicht bezahlt hat, wird durch Postvorschuß mit 1 Gulden 75 Kr. = 4 Mark 30 Pf. belastet.

Wer bis zum 1. Januar 1848 seinen Austritt nicht erklärt hat, wird als Mitglied für das Jahr 1848 betrachtet.

Frankfurt, den 1. Dezember 1847.

Der Vorstand.

Dr. Ludwig Bernus, Kassier.

Dr. Ludwig Börne, Sekretär.

Dr. Wilhelm Hoffmann, Sekretär.

Dr. Ludwig Wihl, Sekretär.

Dr. Ludwig Wihl, Sekretär.

Dr. Ludwig Wihl

wo sein Herz voll Rache gegen die Franzosen, gegen die Tirannen auf deutschen Boden, während Napoleons siebenjährigem Regiment, erfüllt und jedes Zartgefühl in ihm erstorben gewesen!

Ich machte ihn aufmerksam, daß er durch sein Bekenntniß bestätige, was ich über Pflicht und Gewissen gesagt, und er schien damit einverstanden.

Es war Mittag. Mein Bedienter erschien mit meinen Lieblingsgerichten aus dem Bairischen Hof, und überbrachte mir von meiner geliebten, guten Rosalie die freundlichsten Grüße. Ihre Ohnmacht war glücklich überstanden.

Nach Tisch schrieb ich an den Geheimen-Rath v. G***, und bat um baldigste Untersuchung, um Namhaftmachung meiner mir unbekannten Schuld. Ich hoffte den Criminalrath H*** oder den Polizeirath W*** bei mir zu sehen, aber der Nachmittag verging, und Niemand kam.

Es wurde Abend. Ich sprach mit dem Offizier von gleichgültigen Dingen; mein Bedienter mußte für ihn ein Feldbett aufschlagen, und ich wollte auf dem Sopha ruhen.

„Wir werden uns bald zur Ruhe begeben," redete ich ihn nach einer langen Pause an, in der er nachdenkend in seinem Sessel saß; „ich fühl's, ich bedarf ihrer, wie ein durch Schiffbruch Verunglückter. Ich kann das Räthsel meiner Verhaftung mir nicht lösen, und mit diesem Tage ist die Ruhe

meines Herzens und das Glück meines Lebens verschwunden.“

Der Offizier stand auf und sagte:

„Sie bedürfen der Ruh, aber sie wird Ihnen nicht werden, ehe Sie von Frau v. L*** erfahren, warum Sie hier sind, und was Ihnen noch bevorsteht! Ich habe eingesehen, daß ich diesen Morgen in meiner Pflicht zu weit gegangen bin; gegen die erste Hofdame der Fürstin hätte ich meine Ordre nicht vorzeigen sollen, allein Sie wissen, wir sind nur blinde Vollstrecker der Befehle.“

„Seyn Sie unbesorgt,“ erwiederte ich; „Sie haben Recht gethan, mich mit Frau v. L*** nicht allein zu lassen.“

„Sie wird mich beim General verklagen, bei der Fürstin nicht gut anschreiben,“ sprach er. „Wenn die Fürstin erfährt; daß ich Frau v. L*** —“

„Nun, Sie haben ja nichts Unrechtes mit ihr vorgenommen. Die gute Frau wird nicht davon sprechen,“ erwiederte ich.

„Man kann nicht wissen,“ entgegnete er. „Ich bin überzeugt, daß Sie unschuldig sind, und bekenne, daß es mir sehr leid ist, Frau v. L*** nicht mit Ihnen auf zwei Minuten allein gelassen zu haben. Um dies Versehen wieder gut zu machen, empfangen Sie die aufrichtigsten Beweise meiner Theilnahme an Ihrem Mißgeschicke, und nehmen Sie deßhalb meinen Vorschlag an, darüber von

Frau v. L*** noch heute Aufschluß zu erhalten, woran sie diesen Morgen durch meine Gegenwart verhindert wurde.“

In diesem Augenblick zog er seine Uniform aus, nahm seinen Mantel von der Wand, setzte mir den Tschako auf und sagte: „Nur still, damit die Wache nichts hört.“

Er zog mir die Uniform an und hing mir den Mantel um.

Was sollte ich thun?

„Sie sind in der That sehr gütig, Herr Lieutenant,“ sprach ich; „ich weiß nicht, wie ich zu diesen so ehrenvollen Beweisen Ihres Vertrauens komme. Ich soll mich wirklich in Ihrer Uniform zur Frau v. L*** begeben?“

„Ja, ja,“ gab er zur Antwort; „entschuldigen Sie mich bei ihr, und geben sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie wieder hier sind, eh' die Wache abgelöst wird, und bis dahin sind's noch zwei Stunden. Kein Mensch darf davon etwas erfahren.“

Ich gab ihm die Hand und mein Ehrenwort, — und ging rasch zur Thüre hinaus. Die Wache hielt mich für den Offizier; das schwache Licht der herabhängenden Lampe begünstigte die Täuschung, und die Uhr schlug neun, als ich über den Schloßhof zur Frau v. L*** ging.

Ich zog die Klingel. Frau v. L*** und ihr Kammermädchen kamen ans Fenster. Beide spra-

chen mit einander, denn sie konnten sich nicht erklären, wie ein Offizier noch so spät um Einlaß bitte, da außer Frau v. L*** Niemand in diesem Seitengebäude des Schlosses wohnte. Der Besuch mußte also ihr, oder vielleicht auch ihrer Kammerjungfer gelten.

„Sind Sie es, Herr Lieutenant?" rief leise die Letztere herab.

„Wie! höre ich recht? man hält mich für den Offizier? Hat der Katholik seine Verstellung so weit getrieben?"

„Ja!" rief ich leise wieder hinauf.

„O, über die Weiber!" sagte ich zu mir. Es ist kein Zweifel, man erwartet nicht mich, sondern meinen katholischen Lieutenant!"

„Sind Sie es, Herr geheimer Legations-Secretär!" sprach die erschrockene Cammerjungfer, und sah mir beim Schein des Lichts in's Gesicht. „Mein Gott, wie kommen Sie in die Uniform? Und noch so spät?"

Ich hielt ihr die Hand vor die schwarzen schelmischen Augen, und sie schloß hinter mir die Thür wieder zu, und sprang mit lautem Gelächter an meiner Seite zur Treppe hinan. Frau v. L*** öffnete des Zimmer, und erkannte mich nicht eher, bis ich zu reden anfing, Tschako und Mantel ablegte und wegen des unerwarteten späten Besuches um Verzeihung bat. Ich wußte mich durch den

Drang der Umstände zu entschuldigen, daß ich hier sey, um von ihr Aufschluß über mein Schicksal mir zu erbitten, und daß der Offizier die Güte gehabt, mir seine Uniform zu leihen, damit die Wache mich frei passiren ließ.

Das Cammermädchen wollte sich todt lachen. Sie besah mich von hinten und vorne, und sagte zur Frau v. L***: „Aber sehen Sie, gnädige Frau, wie schön, wie nett ihm die Uniform steht! Wie angemessen! O ganz charmant!"

Ich mußte mich vor den Spiegel stellen, um in ihr Lob einzustimmen, denn Beide hatten recht, — die Uniform stand mir gut.

„Der Degen! der Degen! Ein Offizier ohne Degen!" rief das naive Cammermädchen, und ich bemerkte erst in diesem Augenblick, daß Herr D*** mir ihn anzuschnallen vergessen hatte.

Auf einen Wink ihrer Gebieterin entfernte sich das Mädchen.

„Herr Legationssekretär," sprach Frau v. L***, „wie haben Sie diese Maskerade wagen können? Wie leicht können Sie erkannt und der Offizier zur Verantwortung gezogen werden! Sie wissen, wie streng der Fürst in solchen Fällen denkt."

„Niemand, außer Ihnen, erfährt davon ein Wort," erwiederte ich; „der Fürst kann nichts erfahren."

„So angenehm mir ihre Gegenwart auch ist,“ sprach Frau v. L***, — „ein anderer Offizier kann indeß Herrn Lieutenant D*** ablösen, und Sie sind verrathen! Drum eilen Sie in Ihre kleine Verhaftung zurück; morgen wird sich Alles aufklären. Der arme D*** dauert mich, wenn er für seine, Ihnen bewiesene Gefälligkeit in Ungnade fallen sollte, denn auf ihn, und vielleicht auch auf mich fällt alle Schuld, wenn der Fürst davon etwas erfahren sollte.“

Ich suchte sie wegen dieser Besorgniß zu beruhigen, und bat, wenn es ihr möglich sey, mir Aufschluß über meine Verhaftung zu geben.

„Was ist die Ursach,“ sprach ich, „warum hat man mich wie einen Verbrecher öffentlich arretiren und vor aller Menschen Augen durch die Straßen führen lassen? Ist es nicht die schändlichste Verläumdung? Darf ich Ihnen sagen, wer meine Feinde, die ehrlosen Diener des Fürsten sind, die vielleicht eigenmächtig, ohne den Willen des Fürsten, diesen Anschlag auf den Untergang meines Glücks und meiner Ehre geschmiedet haben? Darf ich Ihnen vor Allen den Grafen J*** nennen? Von dem Cammerherrn v. P***, Criminalrath H*** und Polizeirath W*** will ich noch schweigen; aber ich bitte, mir zu gestehen, was der Fürst und die Fürstin davon weiß. Warum werden meine Papiere untersucht? Wer ist der v. S***, der gestern bei

dem Fürsten und der Fürstin war? Die Fürstin ließ mir diesen Morgen durch den Grafen wissen, daß sie mich sprechen wolle. Der Graf bat mich, ihm zu sagen, wer der v. S*** sey. Er behauptet, daß ich ihn kenne, und doch weiß ich kein Wort davon. Der Graf, ja, ich darf es Ihnen gestehen, — der Graf J*** wollte mich erstechen, in dem Augenblick, wo ich ihm in sein Zimmer nachfolgte, in welchem er den v. S*** verborgen hielt."

„Wie! der Graf hielt den v. S*** auf seinem Zimmer verborgen?" frug Frau v. L*** mit lebhafter Verwunderung.

„Ja, das that er," erwiederte ich.

„Bedenken Sie, was Sie sagen!" entgegnete Frau v. L*** mit bedeutungsvollem Ernst.

„Bei Allem, was mir heilig ist!" erwiederte ich, „ich sage die Wahrheit! Millin, der Polizeispion, ist mein Zeuge!"

„Es ist unmöglich!" rief Frau v. L***. Der Graf, sagen Sie, wollte Sie erstechen? und v. S*** war bei ihm?

„So ists!"

„Und Sie haben den v. S*** mit Ihren Augen wirklich beim Grafen im Zimmer gesehen?"

„Er ließ ihn, als ich mich anmeldete, und Aufschluß verlangte über ihn und den Criminalrath, der den v. S*** zu kennen schien, durch seinen Bedienten verläugnen."

„Sie haben Recht, der Criminalrath schien den v. S*** zu kennen, aber er kennt ihn nicht. Dies hat er zum Grafen gesagt, und v. S*** war gewiß nicht bei J***, sonst hätte er heute bei Tafel davon etwas erwähnt. Irthum ist menschlich; Sie können sich getäuscht haben. Bedenken Sie, was Sie behaupten, wenn der Fürst Sie darüber befragt!"

Frau v. L*** gieng gedankenvoll im Zimmer auf und ab; dann sprach sie weiter: „Der Graf kennt den Herrn v. S*** nicht; es ist unmöglich!"

„Und doch ist es wahr! Der Graf ist ein Betrüger! ein Verräther!" erwiederte ich. „Aber reden Sie, Frau v. L***, sprechen Sie aufrichtig und offen zu mir, mein Schicksal verdient es. Vielleicht ist es morgen zu spät, — und in Ihr Herz würde ich jedes meiner Geheimnisse niederlegen!"

„Nicht Aufschluß über den v. S*** erwarten Sie, denn seine Erscheinung am hiesigen Hofe ist mir selbst noch ein Räthsel. Ich werde nur von einer möglichen Veranlassung eines Argwohns sprechen, der in dem Fürsten vielleicht erst diesen Morgen rege wurde, nachdem v. S*** die Stadt verlassen."

„Und man weiß nicht, wer er war?" frug ich verwundert. „Für einen Weimaraner gab er sich aus, und seine Kenntniß des dortigen Hofs schien es zu bestätigen. Mich hat er nach Weimar eingeladen, zum Jubelfest des Großherzogs."

„Wie? er hat Sie nach Weimar eingeladen, und nicht nach Rom? Das wäre eher glaubhaft, denn aus Weimar scheint er nicht zu kommen!“ sprach Frau v. L***.

„Nicht aus Weimar?“ rief ich: „Nach Rom die Einladung?! Gnädige Frau, Sie scherzen!“

„Nein, im Ernst! nach Weimar hat er Sie eingeladen? und darum haben Sie den Fürsten um Ihre Entlassung gebeten? O warum verschwiegen Sie es diesen Morgen? Ich hätte Ihnen wohlmeinend gerathen, seiner Einladung nicht zu folgen!“

„Nun, fürwahr, wenn dieser Tag nicht der merkwürdigste meines Lebens ist, so giebt es für mich keinen mehr! Da ich um meine Entlassung aus keiner andern Ursach bat, als die dem Fürsten durch meine schuldlose Verhaftung hinlänglich genügend seyn wird, und die Einladung nach Weimar nur als zufällige Erwähnung ansah, weil meine Dienstverhältnisse mich nicht dahin rufen werden, so hoffe ich, Sie werden darin nicht die Ursach finden, die mich zu meinem Entschluß bewog; und wenn ich Sie um Aufschluß bitte, wie ein Mann Zutritt beim Fürsten und der Fürstin haben konnte, gegen den die geheime Polizei als eine verdächtige Person aufmerksam wurde —“

„Nein, es war kein Verdacht früher gegen ihn, ihm die Audienz beim Fürsten und der Fürstin zu verweigern,“ fiel Frau v. L*** mir ins Wort.

„Um so eher werde ich über diese Vorsichtsmaßregel urtheilen können; denn auf jeden Fall war die heutige Unterhaltung bei Tafel über diesen seltsamen Mann, und der Graf J*** wird absichtlich das Gespräch dahin geleitet haben, mich mit dem Geheimnißvollen ins Gerede zu bringen, und meiner Verhaftung die gebührende Nothwendigkeit beizulegen, denn er behauptet, daß ich ihn kenne, und Alle werden des Grafen Scharfsinn bewundert haben.“

„Wohl war v. S*** der Gegenstand zur Unterhaltung,“ sprach Frau v. L***; „der Graf erzählte den Vorgang mit Ihnen, und darum wundere ich mich über Ihre Behauptung, daß v. S*** bei dem Grafen gewesen seyn soll, da der Fürst, die Fürstin, wir Alle über J*** Erzählung unbefriedigt die Tafel verließen, und von Ihnen zu erfahren hofften, wer in diesem Manne verborgen ist.“

„Von mir?“ rief ich verwundert. „Wer führte ihn ein? Wie kam er zum Fürsten? Was war sein Zweck? Spielte er nicht die Rolle, die der Graf ihm einstudirt, mit aller Fertigkeit? Und man entließ ihn wieder, und fragt nun, was er gewollt? Wer in ihm verborgen ist? Ja, ich ahne, der Graf trieb seine Verstellung diesen Morgen gegen mich sehr weit! Nein, ich begreife diese Teufelei nicht, sie geht über meine Begriffe von Betrug und Schlauheit hinaus. Hörte ich dieß Räthsel nicht von Ihnen, ich würde glauben, man gehe darauf aus, mir begreif-

lich zu machen, der Himmel habe meinen Untergang beschlossen, v. S*** sey aus der Unterwelt heraufgestiegen, um mich abzuholen, und darum habe der Fürst nicht anders handeln können, und sey so gnädig gewesen, mich in Sicherheit zu bringen.“

Höchst aufgebracht gieng ich im Zimmer auf und ab, und ließ Frau v. L*** nicht zum Worte kommen. „Nun, ich will dieß Räthsel lösen,“ sprach ich weiter; „weil man von mir erwartet, daß ich es könne. Mag der Graf seine Beweise zusammenschnüren, und dem v. S***, mit dem er auf so vertrautem Fuße lebt, eiligst nachreisen; ich will ihm dazu behülflich seyn. Der kluge Criminalrath H*** mag ihn begleiten, — sollte es auch nur bis zur nächsten Festung seyn! Der Fürst soll erfahren, welchen lezten Dienst ich ihm erwiesen, — wie er um zwei Staatsdiener, um zwei Betrüger ärmer, aber um eine schöne Hoffnung reicher zu Bette geht! Und der ihm diese Botschaft bringt, bin ich, den er durch des Grafen weise Fürsorge in sicherer Verwahrung glaubt, der vor ihm erscheint, wie Sie mich hier sehen, — in der Uniform des Offiziers, der mir zur Bewachung gegeben, der für die Verletzung seiner Pflicht nicht bestraft, — nein, dessen Edelmuth der Fürst als Fügung des Himmels belohnen, mir aber meine Bitte nicht versagen wird, — mich baldigst meines Dienstes zu entlassen, nachdem ich die gestürzt, die mir den Untergang an diesem Hof geschworen!“

Ich griff nach Tschako und Mantel.

„Mag der v. S*** seyn, wer er will, — ein Jesuit, ein römischer Gesandter und Seligmacher, oder ein politischer Spion — ich werde ihn entlarven, welch heimlich Spiel er hier am Hofe und mit dem Grafen trieb!“

Frau v. L*** trat mir entgegen, als ich das Zimmer verlassen wollte.

„Wo wollen Sie hin?“ sprach sie. „Bedenken Sie, welchen Schritt Sie thun!“

„Und läg' der Fürst im tiefsten Schlummer, — ich werde ihn wecken!“ erwiederte ich.

„Sind Sie von Sinnen!“ rief Frau v. L*** etwas voreilig.

„Worüber Sie zu schweigen sich verpflichtet fühlen,“ entgegnet' ich; „darüber wird der Fürst mir nun wohl Aufschluß geben, denn mit drei Worten bring' ich eine wicht'ge Botschaft! Dem Tiefgekränkten wird er diesen Schritt verzeih'n, denn heute ist's noch Zeit ihm das zu sagen. Die Freiheit, die der Offizier mir gab, wird morgen Graf J*** mir nicht verstatten. Drum schnell an's Werk, — der Graf soll keinen Fürsten mehr betrügen!“

In diesem Augenblick hörte ich mehrmals den Klingelzug gehen.

Frau v. L*** öffnete das Fenster.

„Wer kommt?“ rief ich in einem Gemisch von Furcht und Entschlossenheit, denn daß man mich suche,

in meine Haft mich zurückbringen wolle, schien mir gewiß. Der Schritt zum Fürsten war vereitelt! Daß ich keinen Degen an meiner Seite hatte, um mir Platz zu machen, die niederzustossen, die sich mir widersetzen würden, war mein Schmerz.

Frau v. L*** war in ein Nebenzimmer zum Cammermädchen gegangen, und hatte mir auf meine Frage, wer unter dem Fenster sey, keine Antwort gegeben.

Ich sah hinab, und ein Offizier ward so eben eingelassen.

Ich war entschlossen, bei seinem Eintritt in's Zimmer ihm den Degen aus der Scheide zu ziehen, eh' er mir noch gesagt, warum er kam. Zwingen wollte ich ihn, mich frei zum Fürsten gehn zu sehen. Und als ich mich zur Thür gestellt, ihn zu empfangen, trat Frau v. L*** herein, — eilte auf mich zu, und bat dringend, noch zu bleiben. Ich stand an der Thür unbeweglich, den Offizier erwartend. Er kam. Ein mir ganz fremdes Gesicht, — und meine Hand blieb ruhig!

„Seyn Sie unbesorgt," sprach Frau v. L***; „es ist mein Cousin, der Lieutenant v. L***, in preußischen Diensten, seit zwei Tagen zum Besuch bei mir."

Sie stellte mich ihm vor. Daß ich verhaftet sey, hatte er bereits von Frau v. L*** erfahren, und beim Geheimen Rath v. G***, wo diesen

Abend große Gesellschaft war, aus der er so eben kam, war über mich und den v. S***, der diesen Morgen noch abgereißt war, gesprochen worden.

Jetzt sah ich meinen Irthum ein; aber verzeihlich war er, und der Zufall höchst sonderbar, Frau v. L*** mit dem Lieutenant D*** in einem Liebesverständniß zu vermuthen.

Da Frau v. L*** erwarten durfte, ich werde bei meinem Entschluß beharren, so suchte sie mich aufzuhalten, theilte ihrem Cousin meinen Vorsatz mit, und Beide bestürmten mich, nicht einen Schritt zu wagen, der, wenn er mißlinge, — wenn der Fürst mich nicht vorlasse, was leicht möglich sey, da er nicht vermuthe, daß ich ihm eine wichtige Botschaft bringe, nach der er, durch eine schöne Hoffnung reicher, seinen Argwohn ändere, mich in das größte Unheil stürzen könnte. Frau v. L*** erwähnte zugleich, daß sie mir noch mehr zu entdecken habe.

„Nur Ihr offenes Geständniß wird meinen Vorsatz ändern," sprach ich. „Geben Sie mir Licht über meine Verhaftung; heben Sie den Schleier von diesem Geheimniß!"

„Wenn Sie mir versprechen," erwiederte sie, „daß Sie sogleich zu Ihrem Offizier zurückkehren wollen, wenn ich Sie überzeugt, daß Sie beim Fürsten für diesen Augenblick mit Ihrer Anklage gegen den Grafen nichts erreichen, sich vielmehr neue Ungnade zuziehen, denn, wenn es auch möglich wäre,

daß v. S*** bei dem Grafen war, — Ihr Beweis und Millins Zeugniß wird nicht gehört, kann nicht gehört werden; daß Sie den Grafen J*** verläumden wollen, daß Sie diese Absicht haben, wird vermuthet!"

„Ich den Grafen? Nein, umgekehrt, der Graf darf der Verläumder seyn? Er wird gehört? Sein Wort ist Wahrheit? Ich bin der Gegenstand seiner heimlichen Umtriebe! Auf mich fällt des Fürsten Zorn, — und er geht gekrönt aus dem Betruge!"

„Nein," sprach Frau v. L***, „Sie thun dem Fürsten Unrecht. Ich weiß, Sie wurden von ihm geliebt, denn er fand an Ihnen, was er an Andern nicht gefunden; den jungen Mann, der anspruchlos die Gunst des Fürsten und der Fürstin sich erworben. Wie sehr die Fürstin Ihre Unterhaltung liebte, Sie deßhalb oft in Gegenwart ihres Gemahls gelobt, kann Ihnen als Beweis nun dienen, wie ungern der Fürst in Ihre Verhaftung willigte."

„Wie ungern er in meine Verhaftung willigte?" frug ich. „Nun, so geben Sie mir Aufschluß über Herrn v. S*** und den Grafen; vielleicht habe ich den Fürsten verkannt. Reden Sie, gnädige Frau, was hat der Fürst erfahren? Ich wünschte mich in meiner Vermuthung getäuscht zu sehen."

„Wenn Sie mir offen gestehen wollen, worüber ich Sie fragen werde."

„Vorausgesetzt, daß Ihre Ueberzeugung, nur meine guten Gründe, daran zu glauben oder nicht, meinen Vorsatz ändern werden, will ich jede Ihrer Fragen nach bestem Wissen beantworten.“

„Keine Umwege, keinen Vorbehalt,“ sprach Frau v. L***; „Welchen Antheil haben Sie an dem Gedicht?“

„An welchem Gedicht?“

„Man will mit ziemlicher Gewißheit sagen, Ihre Hand habe Sie verrathen.“

„Was sagen Sie? — Ich ein Gedicht? Meine Hand mich verrathen?“

„Sie wollen nichts davon wissen?“ frug Frau v. L*** ganz ruhig.

„Wovon soll ich wissen? Wovon sprechen Sie?“

„Gestehen Sie aufrichtig; wenn Ihre Papiere Sie verrathen, ist das räthselhafte Geheimniß Ihrer Verhaftung gelößt! O läugnen Sie einer Freundin nicht, auf deren Verschwiegenheit Sie rechnen können, die dazu beitragen wird, Ihr Glück zu befördern. Vor meinem Cousin dürfen Sie offen reden.“

Herr v. T*** entfernte sich gegen meinen Willen auf einige Minuten in ein Seitenzimmer.

„Gestehen Sie,“ fuhr Frau v. L*** fort, „Sie äußerten, daß ich aufrichtig und offen gegen Sie seyn solle, und daß Sie jedes Ihrer Geheimnisse in mein Herz niederlegen wollten; sagen Sie, wie kam das Gedicht in die Hände des v. S***? Sie wer-

den sich nun erklären, wie der Verdacht auf Sie fiel, ja mit ziemlicher Gewißheit auf Sie fallen mußte, den v. S*** näher zu kennen.“

Ich stand wie vom Blitz erschlagen!

„Was soll ich ahnen? welchen Betrug werde ich hören?“

„Nichts weiter,“ sprach Frau v. L***, — „wenn Ihre Papiere keine Beweise liefern, — blos eine täuschende Nachahmung Ihrer Schriftzüge, und die Sache geht Sie nicht weiter an; von Seiten des Fürsten fällt dann der Verdacht auf den v. S*** allein; denn, daß ich es Ihnen nur offen gestehe, und nun gestehen muß, da sie den Schritt zum Fürsten wagen wollten, ohne zu wissen, welcher Verdacht ihn gegen Sie erbittert hat: der Glaube, daß Sie Verfasser des Gedichts auf den Fürsten und Fräulein M*** *) sind, und der Argwohn, daß der Fürst erfahren haben will —“ (Frau v. L*** war schwankend, ob sie zu reden fortfahren dürfe.) „Nur um jedem andern Mißverständniß bei Ihnen vorzubeugen, um keinen weitern Vermuthungen in Ihrem bewegten Innern Raum zu geben,“ sprach sie weiter, — „und wenn Ihnen an dem Geständniß, so viel ich davon weiß, gelegen, will ich's erwähnt haben,

---

*) Eine Katholikin, seit Kurzem erst hier; sie war ausgezeichnet an Geist, schön und liebenswürdig, und wußte die Gunst des Fürsten zu erlangen.

— aber daß ich es Ihnen sage, soll der Beweis seyn, wie wenig ich davon zu glauben wage; also mit wenig Worten, ganz kurz:

der Fürst will wissen, Sie hätten neben der Fürstin auf dem Divan gesessen!

Nur ein Wort war nöthig, um Ihnen aus freundlicher Besorgniß einen Wink vor jeder Mißdeutung zu geben."

„Ich neben der Fürstin auf dem Divan? und Verfasser eines Gedichts auf den Fürsten und Fräulein M***?" rief ich verwundert. „Das ist der Verdacht des Fürsten? Darum wurde ich, wie ein Verbrecher, in einem Gasthause arretirt und vor aller Menschen Augen durch die Straßen geführt? Darum werden meine Papiere untersucht? — Wer ist der schändliche Verläumder, der Hochverräther, der in dem Augenblick, wo er mich durch Schlangenlist zu vergiften sucht, meinem Fürsten mit süßen Worten einen Dolch in's Herz stößt? Was sagten Sie diesen Morgen, gnädige Frau? Das kleine Mißverständniß des Fürsten mit seiner Gemahlin sey bald beizulegen? War es Irthum? Ein Mißverständniß, dem Fürsten gelegenheitlich mit andern Worten so beigebracht, wie man einer Dame Blumen als Sinnbilder der Gefühle und Wünsche seines Herzens überreicht? Und der Fürst nahm diese Blume an, oder er schien sie nicht zu sehen, und sah sie doch, und wußte, von wem sie kam, und was sie bedeu-

ten? War es des Fürsten Laune, einen Grund von Etwas aufzusuchen, worüber Jemand so zart und fein zu sprechen wußte, daß nicht die Fürstin, nur der Fürst den Schlüssel dazu fand?"

„Wenn es wahr ist," entgegnete Frau v. L***, „fürwahr nur eine Kleinigkeit, die nicht verdient, den Fürsten zu solchen Schritten zu verleiten. Wir sitzen ja hier auch neben einander auf dem Sopha, unterhalten uns, und mein Gatte, wenn er noch lebte, würde mir darüber kein Wort des bösen Argwohns sagen, mich so tief zu kränken, Ihre freundliche Nähe, unsere gegenseitige Achtung als die strafbarste Verletzung unsers guten Bewußtseyns anzusehen. Ihre lebhafte, angenehme Unterhaltung, der gegenseitige Wechsel der Gedanken und Ideen, der Antheil, den die Fürstin vielleicht in jenem Augenblicke am Gegenstand der Unterhaltung nahm (ich wußte nicht, welchen Gegenstand Frau v. L*** hier meinte, und hoffe nicht, daß man einen falschen Sinn in diese Worte lege), wird leicht entschuldigen, wenn Sie oder die Fürstin vergaßen, daß ein Dritter den Unterschied bemerke, ob Sie bei mir oder einer Fürstin auf dem Sopha saßen, — und ob die Schuld, wenn es wahr ist, mehr an Ihnen oder der Fürstin lag, darüber lassen wir uns nicht belehren, und ich versichre Ihnen, der Fürst wird einsehen, daß es ein Mißverständniß war."

Wie dieß möglich sey, was Frau v. L*** hier sagte, war mir ein Räthsel. Es war gar kein Mißverständniß, — eine rein erdachte Unwahrheit, die boshafteste Lüge, um den Fürsten gegen mich einzunehmen, ihm begreiflich zu machen, wie die Gunst der Fürstin gegen mich einen natürlichen Grund, einen logischen Beweis des sympathetischen Gefühls habe. Ein Dritter sollte den Unterschied bemerkt haben, ob ich bei der Fürstin oder bei Frau v. L*** auf dem Sopha sitze? Ich wußte nicht, wie Frau v. L*** zu diesem Vergleiche kam, ob sie vermuthe, dieser Dritte habe vom nächsten Kirchthurme, oder aus einem Dachfenster durchs Fernrohr im Zimmer der Fürstin mich neben ihr auf dem Sopha erblickt, und dieß Mißverständniß sey dem Fürsten klar, wenn sie ihm sage, nicht die Fürstin, sondern die gnädige Frau v. L*** habe neben mir gesessen. Einen bessern Sinn konnt' ich nicht herausfinden. Ich wollte ihr für diesen Beweis ihrer freundlichen Gesinnung, für diese schätzbare Zuneigung auf die zarteste Weise danken, aber ihr Cousin war wieder ins Zimmer getreten, und ich erwiederte:

„Also das hat man dem Fürsten hinterbracht? O daran erkenne ich den Grafen J*** und seine Kameraden, wie thöricht sich der Graf sein eignes Urtheil sprach. Und wenn der Fürst eine Verläumdung dieser Art mit kaltem Blut ertragen kann, so weiß ich nicht, was ich davon denken soll. Ja, schon

längst habe ich geahnet, was der Graf im Schilde führt, wie er mit dem Cammerherrn v. J*** und mehrern Andern mich umgab, wie ihre Blicke mich beobachteten, und das Netz zu meinen Füßen so leicht und fein gezogen war. Freundschaft heuchelten sie, priesen glücklich mich an meiner Stelle, rühmten oft die Gunst der Fürstin, die hohen Beweise ihrer Auszeichnung gegen mich, und waren so klug, der Fürstin nichts von ihrem Anschlage wissen zu lassen; nur auf den Fürsten war Alles berechnet. Und heute bricht das Räthsel aus! Graf J*** frohlockt über seine Klugheit! Das Mißverständniß des Fürsten mit seiner Gemahlin ist gelößt! — aber die Fürstin? Sie verstehen mich, gnädige Frau, — der Graf hätte klüger handeln können, — er ist in seiner Tollheit zu weit gegangen! Wenn die Fürstin ahnet, wer dieser Jemand ist, der es wagen dürfte, als Diener ihres Gemahls den Fürsten gegen mich einzunehmen, — mich, wenn auch auf die unerhörteste Art zu stürzen, — so dürfte er nicht die Fürstin in dieses Mißverständniß ziehen, wie Sie es zu nennen belieben, und das es in der That auch ist, wenn der Fürst klug und fürstlich verfahren, und diesen Jemand für seine Unverschämtheit mit Verachtung belohnen will, der in seinem Eifer so weit gegangen, sich als den Beobachter der Gattin seines Fürsten, und somit als den ehrlosesten Schmeichler darzustellen! Mich suchte er zu entfernen, — aber seines Fürsten Vertrauen,

hat er zerrissen, und die Majestät einer Fürstin, ihre Seelengröße und Würde, den Adel ihrer Gesinnungen und Handlungen hat er durch seine Bosheit verläumdet, sich selbst aber dadurch auf den Markt zur Schau gestellt! Und der Fürst vertraut sich diesem Grafen an?! Ja, der Streich ist gelungen! Ich bin gestürzt! aber des Fürsten Günstling, der Graf J*** ist ein Hochverräther! Man wird nicht fragen, wie er es wurde; seine Beweise will der Fürst nicht sehen; es ist genug, daß ein treuer Graf sich nicht scheuete, dem Fürsten Etwas anzuvertrauen, was keiner Beweise bedarf, da ja der Augenschein es lehrt! der Augenschein, wie nur ein Graf J*** ihn besitzen kann, der wohl ein Dutzend Augen, Ohren und Zeugen in Sold bekam, denn wer wird nicht gern die hohe Gunst des Grafen zu erlangen und sich durch ihn emporzuheben suchen, und darum anders reden, als er es wünscht und für gut findet? O sein Spiel ist vortrefflich besetzt! Dafür hat er gesorgt, daß ich dem Fürsten nicht sagen kann: sein treuer Günstling, Graf J*** ist ein Schurke!

Sie sagten ja, gnädige Frau, man vermuthe, daß ich den Grafen verläumden werde, wenn ich mit Millin dem Fürsten beweisen würde, daß er den räthselhaften v. S*** näher kenne, als ich, — daß er ihn auf seinem Zimmer versteckt hielt, und mich zu erstechen bereit war! Ja, dafür hat er gesorgt! Er läßt mich treu bewachen, und die Gelegenheit

ist abgeschnitten, dem Fürsten was in's Ohr zu sagen. Ich kann und soll nach seiner Meinung nicht erfahren, warum ich in des Fürsten Gunst gefallen und plötzlich diesen Hof, die Residenz verlassen muß! Und Ihnen dank ich's, gnädige Frau, daß Sie darüber mir den wahren Aufschluß geben!"

„Nein, lieber R***," entgegnete Frau v. L***, „das hab' ich nicht gesagt. Ich weiß nicht, durch wen der Fürst erfahren haben will, . . . nein, auf den Grafen fiel mein Argwohn nicht; ich bitte, machen Sie nicht Mißbrauch von meinem offenen Geständniß; seyn Sie verschwiegen über diesen Punkt; die Fürstin weiß davon, so wie von dem Gedicht noch nichts. Sie sah diesen Morgen den Offizier und die Wache mit Ihnen durch den Schloßhof gehen, und frug den Fürsten, was es zu bedeuten habe? Er gab zur Antwort: „Es sey nur eine Vorsichtsregel, da man nicht wisse, ob Herr v. S*** mit Ihnen einen nähern Freundschaftsbund geschlossen!" Darum habe ich gesagt, Ihre Verhaftung sey durch eine ungünstige Veranlassung herbeigeführt, nachdem v. S*** die Stadt verlassen. Die Fürstin wird nie erfahren, daß ein anderer Grund verborgen lag; am wenigsten wird sie vermuthen, daß Graf J*** die Ehre seiner Fürstin tief verletzt!"

„O ganz süperb!" sprach ich; „der Graf ist ein wahrer Hofmann, ein Muster, allen Hofleuten zur Nachahmung zu empfehlen! Er verdient, daß

ich sein Portrait in Kupfer stechen lasse, und darunter diesen Betrug setze. Nein, gnädige Frau, seyn Sie versichert, ich werde von Ihrem Geständniß keinen Mißbrauch machen, da Ihr Argwohn nicht auf den Grafen fällt. Aber wie konnte der Fürst seine Gemahlin mit einer Vorsichtsregel in Betreff meiner Verhaftung täuschen, da Sie so eben sagten, die Fürstin wisse von der Divansgeschichte und von dem Gedicht auf den Fürsten und Fräulein M*** noch nichts? Ich gebe zu, der Fürst hatte einen doppelten Grund, meine Verhaftung zu wünschen, da er mich für den Verfasser des Gedichts hielt, das ich nicht kenne, und über dessen Daseyn Sie mir das erste Wort gesagt haben; aber jeder Schurke kann falsche Handschriften machen, warum sollte man nicht auch meine Schriftzüge haben nachmachen können? Und der Fürst ließ, vielleicht auf Veranlassung des Grafen, einen treuen Diener um Ehre und guten Namen bringen? ihn vor der Welt prostituiren, und gefänglich einziehen, wie einen überwiesenen Verbrecher? Er strafte und verurtheilte, eh' Schuld und Unschuld durch gültige Beweise war erwiesen? Wie kam der Fürst zu diesem Gedicht? und war es von der Art, daß er darüber so erbittert werden konnte?"

Frau v. L*** lächelte und erwiederte: „Ich hab' es nicht gelesen, aber es soll die Ueberschrift haben: Der Fürst und die Geliebte!"

„Ein schönes Thema," sprach der preußische Cousin; „die Geschichte muß bereits in der Stadt herum seyn, denn beim Geheimen Rath v. G*** wurde schon darüber gesprochen."

Mir gieng ein schreckliches Licht bei diesen Worten auf, denn v. S*** sagte diesen Morgen beim Abschied zu mir und dem Criminalrath:

„Nein, der Fürst hat eine allerliebste Mätresse! Aber es wird Zeit, daß ich abreise; leben Sie beiderseits recht wohl!"

Was war das für eine Geschichte, die schon in der Stadt herum war? und wie hieng sie mit Fräulein M*** und dem v. S*** zusammen?

„Sie frugen," sagte ich zur Frau v. L***, „welchen Antheil ich an diesem Gedicht habe, und wie es in die Hände des v. S*** gekommen? Sie konnten mich für den Verfasser halten, weil eine täuschende Nachahmung meiner Schriftzüge den Verdacht auf mich warf? Darf ich fragen, wie dieß Gedicht dem Fürsten zu Gesicht kam?"

„Er hat es im Zimmer der Fürstin gefunden," gab Frau v. L*** zur Antwort.

„Und Sie sagten doch," erwiederte ich, „die Fürstin wisse von diesem Gedicht eben so wenig, wie von der Geschichte mit dem Divan? Vielleicht war es die Absicht, daß sie davon nichts wissen sollte, — oder — ja, gerade umgekehrt, sie sollte von der Eroberung, von der ganz neuen Bekanntschaft ihres

Gemahls mit Fräulein M***, einer so liebenswürdigen Katholikin, in Kenntniß gesetzt werden. Das wird der Fürst vermuthen, aus sehr guten Gründen vermuthen. O es gehört nur ein ganz schwacher Verstand dazu, um dieß einzusehen, damit sich durch diese Beweise, die der Fürstin in Versen vorlagen, das kleine Mißverständniß mit dem Divan zwischen dem Fürsten und seiner Gemahlin um so eher beilegen lasse. Natürlich wird der Fürst mich für den Urheber halten können, und seine Vorsichtsregel, mich arretiren zu lassen, weil man nicht wisse, ob ich mit Herrn v. S*** einen nähern Freundschaftsbund geschlossen, paßt auf alle Fälle sehr gut hieher. Und was hat denn die Fürstin über dieß Gedicht geäussert? Wie kann ich noch fragen! Sie gab es ohne Zweifel ihrem Gemahl als die größte Neuigkeit der Residenz zu lesen, und der Fürst machte einen allerliebsten Scherz daraus: „der das Gedicht gemacht, müsse ein wahrer Spaßvogel seyn!“ Und so hat er mich in dieser guten Laune auch im Spaß vor aller Menschen Augen blamiren lassen, und wird nun wohl auch Anstand nehmen, mich wieder in Gnade von jedem Argwohn freizusprechen, bis ich ihm den Mann gestellt, der gutwillig eingesteht: er habe dieß excellente Produkt fabricirt; er, der so bescheiden war, mir den Dank des Fürsten zukommen zu lassen! — Aber warum läugnen Sie, gnädige Frau, daß die Fürstin davon etwas wisse, da doch der Fürst das

Gedicht im Zimmer der Fürstin fand, wie Sie eingestehen?"

„Ich habe Ihnen keine Unwahrheit gesagt, und hoffe, Sie werden kein Mißtrauen in meine Worte legen," erwiederte Frau v. L***.

„Das nicht," entgegnete ich, „denn sonst würde ich auch vermuthen dürfen, das Gedicht sey durch Ihre Güte in's Zimmer der Fürstin gekommen."

„Immer besser," sprach Frau v. L*** „Sie wollen mich doch nicht für die Verfasserin halten?"

„So etwas kann man nur im Scherz sagen," erwiederte ich; „aber im Ernst, es ist mit dem Gedicht nicht richtig. Wenn es Niemand in's Zimmer der Fürstin gebracht hat, so kann sie doch nur allein wissen, wie es hinein kam; und Sie behaupten das Gegentheil, und fragen mich, wie es in die Hände des v. S*** kam? Und der Fürst will es, nach Ihrer Meinung bei seiner Gemahlin gefunden haben? Wie reimt sich dieß zusammen? Vergeben Sie meiner Freiheit, aber hier folgt ein Widerspruch auf den andern."

„Nein, Sie haben Unrecht; es ist kein Widerspruch, ganz klar liegt es auf der Hand."

„Ist das die Möglichkeit!" rief ich aus. „Sie sind auf jeden Fall von der Sache nicht gehörig unterrichtet, denn sonst müßten Sie auch wissen, wer das Gedicht der Fürstin übergeben. Sie muß ganz nothwendig davon wissen, denn der Fürst hätte sonst

auf ihre Frage, wegen meiner Verhaftung, nicht die Vorsichtsregel in Betreff des Freundschaftsbundes mit dem v. S*** vorschützen können. Kein anderer Grund kann vorhanden seyn. Sie erwähnten, daß gar kein Verdacht früher gegen ihn vorhanden war, ihm die Audienz beim Fürsten und der Fürstin zu verweigern, und daß man unbefriedigt von der Erzählung des Grafen die Tafel verließ, um von mir zu erfahren, wer in diesem Manne verborgen sey. Wie konnten Sie mich fragen, wie das Gedicht in die Hände des v. S*** kam, wodurch ich mir erklären könne, daß der Verdacht, ihn näher zu kennen, auf mich fiel, ja mit ziemlicher Gewißheit auf mich fallen mußte? da Sie doch sagen, der Fürst fand das Gedicht im Zimmer seiner Gemahlin. Durch die täuschende Nachahmung meiner Schriftzüge konnte man nicht vermuthen, daß ich darum den v. S*** kenne, — das wäre ja höchst abgeschmackt; und wenn der Fürst so großmüthig war, dieß Gedicht dem v. S*** vor seiner Abreise als ein Andenken zu überreichen, da er vielleicht das Vergnügen hatte, Fräulein M*** kennen zu lernen, so kann ich mich darüber nicht genug wundern, wie Sie dem Fürsten zutrauen, daß er vermuthen soll, v. S*** sey der Verfasser, und mich habe er verhaften lassen, weil ich gestern im Bairischen Hof mit diesem verdächtigen Edelmanne zum erstenmal in meinem Leben gesprochen habe. Und Sie behaupten, dieß Alles

sey kein Widerspruch, es liege ganz klar auf der Hand?"

„Sie verfahren ja gegen mich wie ein Criminalrath. Mag Herr v. S*** Fräulein M*** kennen oder nicht, mag das Gedicht in seine Hände gekommen seyn, wie es will, daran liegt in diesem Augenblicke nichts; aber es kam durch ihn in's Zimmer der Fürstin, das kann ich Ihnen mit Gewißheit sagen, — und weil man vermuthen wollte, Sie wären der Verfasser, so konnte ich Sie allerdings fragen, wie das Gedicht in die Hände des v. S*** kam."

„Und Sie behaupten wirklich, die Fürstin wisse nichts davon? eben so wenig, wie von der Divansvision ihres Gemahls?"

„Gewiß, keine Sylbe! denn sie war nicht im Zimmer gegenwärtig, als der Fürst das Gedicht erblickte, wie der Kammerherr v. P*** versichert," sprach Frau v. L***.

„Und die Fürstin war mit der Antwort zufrieden, als ich diesen Morgen mit der Wache im Schloßhof bemerkt wurde? Es waren andere Gründe vorhanden, um der Vorsichtsregel des Fürsten Glauben beizumessen?"

„Ohne Zweifel sehr wichtige Gründe, so viel ich aus der Fürstin entnehmen konnte."

„Ist Ihnen erlaubt, mir darüber nur so viel

Aufschluß zu geben, als nöthig ist, um über den v. S*** nicht länger zweifelhaft zu bleiben?"

„Vielleicht wissen Sie von ihm mehr, als ich Ihnen sagen kann," entgegnete Frau v. L***, denn wie der Graf erzählt, haben Sie sich gestern Abend sehr lange mit ihm unterhalten."

„Ich versichere Ihnen heilig, daß ich ihn für den edelsten, rechtschaffensten Mann hielt. Was ich mit ihm gesprochen, hat jeder anwesende Fremde hören können. Es war kein Geheimniß."

„Aber der Verdacht, daß Sie ihn näher kennen, ward dadurch bestärkt, denn da Sie nicht beweisen können, daß das Gedicht nicht durch Sie, — durch einen Andern in seine Hände kam, so wird vermuthet, Sie waren mit ihm schon früher bekannt."

„Nun, ich werde Alles beweisen; das ist meine geringste Sorge; dafür bürgt mir der Criminalrath. Der Graf und der v. S*** haben ein Meisterwerk gemacht, und von dem Criminalrath werde ich Ihnen ein allerliebstes Stückchen erzählen. Aber ich bitte, geben Sie mir über die Audienz des v. S*** einigen Aufschluß, wenn es Ihnen möglich ist."

„Ich kann Ihnen darüber nichts Näheres sagen," sprach Frau v. L***. „Die Unterhaltung dauerte mehrere Stunden, und schien sehr wichtig und geheimnißvoll zu seyn, weil nur der Fürst und die Fürstin zugegen waren. Aber als ich die Für-

stin gleich darauf sprach, war sie sehr ernst, und äußerte:

„Die Gegenwart des v. S*** habe sie verstimmt; er sey einer der seltsamsten Menschen, in dessen Nähe man sich nicht wohl befinde; alle Geheimnisse von Norden bis Süden wären ihm bekannt; er spreche darüber wie ein Orakel, und habe die glänzendste Beredsamkeit in seiner Gewalt, so daß man ihm mit Theilnahme zuhören müsse. Er berühre die wichtigsten Gegenstände, worüber ein Fürst nachzudenken sich berufen fühle; er sey eingeweiht in Allem, woran sich menschliches Interesse knüpft, und zeige doch dabei selbst so wenig Theilnahme, als sey er ausgeschlossen von jedem Einfluß, als wisse er nur, was in allen Cabinetten, bei allen Höfen vorgehe, um darüber sprechen zu können, — und so berücksichtige er alle Verhältnisse, um bis auf den Grund des Herzens zu blicken, das Tiefste, Heiligste im Menschen zu erschüttern und jeden Eindruck zu beobachten. So habe er erzählt, der Herzog und die Herzogin von Anhalt-Köthen giengen in diesen Tagen in Paris zur katholischen Kirche über.*) Vom Zeitgeist habe er räthsel-

*) Eine Nachricht, die damals in Deutschland kein Mensch würde geglaubt haben. Selbst Se. Majestät der König von Preußen scheint von diesem Uebertritt erst später durch ein Schreiben der Herzogin von Anhalt-Köthen, nach ihrem Uebertritt, in Kenntniß gesetzt worden

hafte Aeußerungen gethan, über die französische Revolution und über eine Verschwörung in Rußland gesprochen; man vermuthe, in diesem Reiche würden Reformen den Umsturz der Regierung bewirken, und man sey besorgt für das Leben des Kaisers *).

„Die Fürstin sey über diese Aeußerung des v. S*** so erschrocken," sagte Frau v. L***, „daß sie das Zimmer verließ, und der Fürst habe sich noch allein mit ihm unterhalten."

Nach diesem Aufschluß, den Frau v. L*** in diesen Aeußerungen gab, war mir erklärbar, warum man so schonend gegen den v. S*** verfuhr. Nicht der schlaue Graf, der schon lange ein geheimer Katholik war, hatte ihn eingeführt, — er wußte sich vielmehr nach des Grafen Vorschlägen und Wirken selbst Zutritt beim Fürsten zu verschaffen, und ein geheimnißvolles Ansehen zu behaupten, das in unsern Tagen allerdings sehr merkwürdig, den Jesuiten aber eigenthümlich ist.

Da Frau v. L*** schon durch ihre frühere Aeußerung, daß ich die Einladung des v. S*** nach Weimar nicht hätte annehmen sollen, weil sie nach

---

zu seyn. Uebrigens trat der Herzog mit seiner Gemahlin erst am 24. Oktbr. 1825, also zwei Monat später nach dieser Prophezeihung, zur katholischen Kirche über.

*) S. Anhang, Anmerkung I.

Rom zu verstehen sey, mir einiges Licht über diesen seltsamen Mann gegeben hatte, so wurde ich durch diesen Aufschluß über ihn und seine jesuitische Rolle, die er hier spielte, nicht ganz überrascht.

„Wir wollen wünschen," sprach ich zur Frau v. L***, „daß seine Prophezeihung vom Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche nicht in Erfüllung gehe, am allerwenigsten aber die von einer Verschwörung in Rußland, die uns für das Leben des guten, geliebten Kaisers Alexander besorgt machen könnte, der von seiner Nation innig, wie ein Vater von seinen Kindern geliebt und verehrt wird, der während seiner Regierung unter seinem Volke Licht und Aufklärung zu verbreiten, und alles Gute und Schöne zu befördern strebte. Die Fürstin hatte wohl Recht, die Gegenwart eines solchen Mannes mußte sie verstimmen, in seiner Nähe kann man sich nicht wohl befinden, und es ist gut, daß er die Residenz wieder im Rücken, und das nicht erreicht hat, warum er kam. Aber wissen Sie nicht, was der Fürst über diese katholische Gesandtschaft geäußert hat?"

„Der Fürst hat sich darüber Verschwiegenheit aufgelegt," erwiederte Frau v. L***; „aber aus der Antwort gegen die Fürstin, daß Sie verhaftet wären, aus Besorgniß, mit Herrn v. S*** einen

näheren Freundschaftsbund geschlossen zu haben, können wir errathen, wie er darüber denkt.“

„Und weiter nichts?“ entgegnete ich. „Das ist sehr zweifelhaft, denn er hat diese Antwort als Vorwand gebraucht, um die Fürstin wegen meiner Verhaftung zu beruhigen. Von ihr sind wir versichert, daß sie nicht katholisch wird; sie hat sich über die Proselytenmacherei bitter erklärt, und wird nicht leicht zu gewinnen seyn, in den Schoos der sogenannten allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Der Graf J*** sprach neulich in meiner Gegenwart, bei Gelegenheit des Hirtenbriefs aus Rom, der in einer französischen Zeitung lateinisch abgedruckt war, und den ich ihr sogleich übersetzen mußte, sehr zum Vortheil des Pabstes. Er machte eine brillante Beschreibung von der Peterskirche, kam auf eine Reise nach Italien und auf den Uebertritt des Herrn v. Haller zu sprechen, den er in Schutz nahm, und die Fürstin äußerte unwillig:

„Graf, wie kann man einen Schritt thun, der gegen seine Ueberzeugung ist? Wenn auch seit einigen Jahren Mehrere aus höheren Ständen zur katholischen Kirche übergetreten sind, so geschah dieß blos aus Politik oder aus einer gewissen Schwäche, die sich in religiöser Hinsicht verbreitet hat, und aus Verhältnissen, die aus keiner Ueberzeugung, nur aus Rücksichten entsprungen sind. Die katholische Kirche hat sich überlebt, ihre Grundpfeiler sind zer-

brochen, und alle Katholiken, die sich einer aufgeklärten Bildung erfreuen, sind im Stillen schon Anhänger unserer Kirche, und Protestanten, als sie eine Reform ihres veralteten Cultus wünschen, zu Ehren des höchsten Wesens und im Geiste des göttlichen Stifters der christlichen Religion, der kein Blendwerk, nur Wahrheit und Demuth will. Der Glaube an die Unfehlbarkeit des Pabstes, an die allein seligmachende Kirche ist auf immer verloren, — Rom selbst hat seine Hierarchie gestürzt! Und Sie wollen die Arroganz der Päbste, die sie in verflossenen Zeiten an gekrönten Häuptern mit grenzenloser Willkür ausgeübt, in Schutz nehmen? Nein, der Bannfluch kann uns nicht mehr schrecken, und büßend wallfahrten wir nicht mehr nach Rom, um knieend zu den Füßen des Pabstes Gnade und Absolution zu erflehen."

„Das hat die Fürstin in Ihrer Gegenwart zum Grafen gesagt?" frug Frau v. L***.

„Ja, und der Graf sah mich verlegen an, machte einige Einwendungen von den veränderten Zeiten, daß der Pabst in vielen Stücken nachgegeben, daß die katholische Kirche nicht untergehen werde; er spreche ganz parteilos, und wolle nur den Schritt des Herrn v. Haller entschuldigen, von dem er wisse, daß er aus keiner Nebenabsicht katholisch geworden sey. Die Fürstin brach ab. Der Graf empfahl sich, und ich sah die Fürstin gedankenvoll

im Zimmer auf und ab gehen; ich frug nach ihren weiteren Befehlen, und sie entließ mich mit den Worten: „Sie haben ein Bekenntniß des Grafen gehört. Es war ihm nicht recht, daß Sie zugegen waren.“ Ich erwiederte nichts darauf, machte eine Verbeugung, und ging.

O wie vorsichtig war der Graf diesen Morgen! Wie unbekannt schien er mit Allem zu seyn! Jetzt durfte ich ahnen, daß er die Veranlassung war, weßhalb der Jesuit hieher kam. Vermuthen darf man, daß er schon lange mit dem v. S*** im Briefwechsel stand. Die Geschichte mit dem Divan war längst reif; das Gedicht auf den Fürsten und Fräulein M*** lag fertig bei dem Grafen, von fremder Hand der meinen nachgemacht, um es dem Fürsten in die Hände zu spielen, als sey es durch mich an den v. S*** gekommen. Vielleicht sollte ich in das Komplott der Jesuiten- und Proselytenmacherei gezogen, und für diesen Betrug entschädigt werden!

Ich frug Frau v. L***, warum die Fürstin den Grafen diesen Morgen so früh zu sich kommen ließ, und sie erwiederte, „daß die Fürstin diese Nacht sehr wenig geschlafen, und mit Unruhe den Tag erwartet habe.“ Sie wußte also, daß v. S*** diesen Morgen wieder abreisen werde, daß der Graf ihn kenne, und gab ihm, nachdem er sich aus der Schlinge gezogen, den Auftrag, mich aufzusuchen,

weil ich, nach des Grafen Aeußerung, mit diesem römisch-katholischen Gesandten näher bekannt seyn müsse, denn meine Unterhaltung mit ihm im Bairischen Hofe lasse dieß vermuthen. Der Graf suchte sich von dem Verdachte der Proselytenmacherei frei zu machen, aber er hatte vergessen, daß ihn die Fürstin bereits als geheimen Katholiken kennen gelernt!

Darum also wurde ich eiligst eingezogen und in Verwahrung gebracht, weil ich die Fürstin nicht sprechen, ihr nicht verrathen sollte, daß ich den v. S*** beim Grafen ertappte!

Ich erzählte den Vorfall mit dem Criminalrath und dem v. S*** im Bairischen Hof, und man schien Anfangs an der Wahrheit meiner Erzählung zu zweifeln, weil Frau v. L*** und ihr Cousin ein neues Einverständniß des v. S*** mit einer hier angestellten Justizperson für unmöglich hielten. Das Wiedererkennen des Criminalraths und des v. S*** war allerdings seltsam; aber woran erkannten sie sich wieder? Wahrscheinlich waren sie Freimaurer. Das Gedicht war ohne Zweifel dasselbe, das Frau v. L*** erwähnt, und worüber ihr Cousin diesen Abend beim Geheimen Rath v. G*** hatte sprechen hören. Der Jesuit gab ja dem Criminalrath ein Zeichen, als dieser das Gedicht vorlesen wollte, und gleich darauf verließ v. S*** das Zimmer.

Der Criminalrath hielt ihn also für den Verfasser, und gab ihm, nachdem er ihn als Freimaurer erkannt, den Rath, sich aus der Stadt zu machen, eh' die Geschichte bekannt werde.

Jedenfalls hatte ein Versehen des Grafen, diesen Irrthum herbeigeführt, denn es war ja ganz überflüssig, dem v. S*** des Gedichts wegen die Abreise zu erschweren, da der Verdacht schon auf mich gefallen war, ob ich gleich die Vorsicht des Grafen bewundern muß, den Criminalrath zu mir und den v. S*** zu senden, damit er ganz sicher war, von dem Fürsten und der Fürstin erkannt zu werden, denen er einen Jesuiten, einen katholischen Gesandten in's Haus geführt. Warum mußte denn bei der Polizei ein Mißverständniß obwalten über die Person dieses merkwürdigen Mannes, weßhalb ihn der Criminalrath um seinen Paß ersuchte? und warum war nun Alles abgemacht, nachdem sich Beide erkannt, und aus alter Freundschaft die Hände gereicht hatten?

Man begriff nicht, wie diese höchst wunderbare Geschichte nur denkbar und ohne die größten Schwierigkeiten für den Grafen, ohne größeres Aufsehen beizulegen sey.

In Rom wird man über die neue Acquisition jubiliren, und die römische Casse ist nicht arm, dem Grafen für seine geleisteten Dienste einen Beweis davon zu geben.

Der Fürst ist der Erste nicht, der den Glauben seiner Väter verließ, die dreihundert Jahre die Kirche der Protestanten beschützt; ihm sind schon mehrere protestantische Fürsten vorangegangen, sey es aus Politik oder religiöser Einschüchterung und Befangenheit, daß man nur in der sogenannten katholischen, allein seligmachenden Kirche den wahren Glauben habe, und selig werden könne! Sind nicht seit Anfang dieses Jahrhunderts ausgezeichnete Männer übergetreten? *) Einer beruft sich auf die

---

*) Um keine Auswahl der ausgezeichneten Convertiten vorzunehmen, die seit Anfang dieses Jahrhunderts von der evangelisch-protestantischen, zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sind, mögen die Namen Derer hier stehen, die durch öffentliche Blätter bekannt gemacht wurden. Im Jahr 1805 trat zur katholischen Kirche über: der als Schriftsteller bekannte österreichische Regierungsrath Adam Müller; 1807 Freiherr Karl von Hardenberg; 1808: Friederich von Schlegel in Wien, nebst Gattin (Tochter des berühmten Juden Mendelssohn); Friedrich August, Prinz von Hessen-Darmstadt; 1811: Friederich Ludwig Zacharias Werner; Freiherr von Guttenhofen; 1812: Dr. Friederich Schlosser; Dr. Karl Biester; Herr v. Schenk; Herr v. Klinkowstrem; Dr. Bramston; der Rath Christian Schlosser; 1813: Friederich Adolph, Herzog von Meckleuburg-Schwerin (geb. 1785, gestorben 1821); Professor Fronsides; Prediger Volz in Karlsruhe; der sächsische Minister, Graf v. Senft-Pilsach; v. Hermansen; Graf Hochberg (jetzt ein barmherziger Bru-

Intelligenz des Andern, und so wissen sie Gründe genug aufzuweisen, den Abfall vom Protestantismus zu entschuldigen.

---

der in einem Kloster zu Wien); Prinz Friederich von Gotha, nachher regierender Herzog von Gotha (geb. 1774, gest. 1823); Professor Freudenfeld (jetzt Jesuit zu Freiburg in der Schweiz); 1821: Karl Ludwig v. Haller; der dänische Freiherr von Eckstein (jetzt Redakteur des Catholique in Paris); der holländische Notar La Sage ten Broecke (Redakteur eines theol. Journals in Holland); 1822: Professor Konrad Wilhelm Köhler, Rector zu Neustadt an der Aisch (dessen zwei Brüder waren schon früher zur katholischen Kirche übergetreten); 1824: Professor Dr. Durst zu Düsseldorf; 1825: Balthaser von Kastelberg, zu Ilanz in Graubünden; Professor Dr. Jarke in Bonn; Friederich Ferdinand, Herzog zu Anhalt-Köthen, und Gemahlin, Julie, geborne Gräfin von Brandenburg; 1826: Graf von Hohenthal in Dresden; Dr. Carl Baldamus; 1827: der Regierungs- und Baurath Wilh. Ludw. Heinrich Riedel zu Erfurt; Graf Wilhelm Bernhard von Limburg Styrum aus Arnheim in Holland (trat in Paris über); die Herzogin von Sagan, Katharina (trat zu Rom in der Charwoche über); der preußische geheime Ober-Regierungsrath, Dr. Ludolph Beckedorf (trat in Regensburg über); im Januar 1828: der Professor Probst in Basel. Ungewiß ist mir das Jahr, in welchem zur kathol. Kirche übertraten: Friederich Leopold Graf v. Stolberg, nebst Gattin, Sophie, geb. Gräfin Redern (eine katholische Zeitschrift setzt den Uebertritt des Grafen in das Jahr 1800); Friedericke Elise Sophie Amalie Charlotte, verwitt-

Was für den Fürsten mich besorgt macht, ist sein Eifer, mit dem er bisher die Streitschriften der Katholiken und Protestanten las, worauf ihn der Graf ohne Zweifel erst aufmerksam machte. So fand ich auf seinem Zimmer zwei katholische Bücher unter folgenden Titeln:

„Ueber die Gebräuche und Ceremonien der heiligen katholischen Kirche, vom Bischof Gall in Linz," und „Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche, mit Rücksicht der Disciplin in Deutschland, von einem Ritter des päbstlichen Ordens vom goldenen Sporn."

Beide waren in neuester Zeit erschienen. Die Geschichte der Religion Jesu, vom Grafen Stolberg, in 15 Bänden, hat ihm der Graf J*** schon früher als Beweis gegeben, daß Stolberg kein Heuchler in seinem neuen Glauben war.

Aber wie ist es möglich, in unserm aufgeklärten Zeitalter einen Rückschritt in den Katholicismus zu thun? Die Kirchentrennung hat viele Leiden verursacht, und die Protestanten durften sich erst der

---

wete Freifrau von Richthofen geborne Prinzessin von Holstein-Beck-Glücksburg (geb. 1780); Gräfin von Görz; Gräfin Elise von Salis-Soglio; Präsidenten von Schardt in Weimar; Prinz Heinrich Eduard von Schönburg-Waldenburg.

der Handlung Gerichtsstand und Gerichtspflege. Wenn Jemand Klage hat, so muß er vor den Richter gehen. Hier muß er sich Recht thun lassen. Da von Gerichtsorten in der deutschen Sprache oft gesprochen wird, so muß man sich die Bedeutung des, und wo man sich, das ist Gerichtsstand, Gerichtsort, Gerichtsplatz, Gerichtsbarkeit, Gerichtsbezirk, Gerichtsamt, Gerichtsgewalt, Gerichtsgut, Gerichtsherr, Gerichtsmann, Gerichtsrecht, Gerichtsstab, Gerichtsstuhl, Gerichtsthor, Gerichtsthür, Gerichtsthurm, Gerichtsvogt, Gerichtswesen, Gerichtszwang, Gerichtszeit, Gerichtszeichen, Gerichtszeug, Gerichtszins, Gerichtszunft

nicht verkennt, daß die große Masse mehr das Sinnliche, als das rein Geistige zu schätzen weiß, und diese Weckungsmittel den Zweck erreichen, den die katholische Kirche stets vor Augen hatte; — aber die Fürstin besaß die „Stunden der Andacht in einer Prachtausgabe, denn dieß Werk verdient von Königen und Fürsten gelesen zu werden, und als ich ihr das Urtheil der Katholiken darüber mittheilte, die dieses, über alle Schmähung erhabene, herrliche Werk „ein famoses, ein Werk des Satans" nennen, schüttelte sie mit dem Kopfe, und sprach:

„Ich weiß nicht, was ich von den katholischen Geistlichen und vom sogenannten heiligen Vater in Rom denken soll. Muß man nicht die armen Katholiken bedauern? Sollen sie ewig in Aberglauben und Finsterniß leben? *)

Diese und ähnliche Aeußerungen mag sie dem Grafen nicht verschwiegen haben, und dieser ahnete wohl, wer der Fürstin hinter seinem Rücken zu solchen Bemerkungen Veranlassung gebe. Hätte man aber glauben können, daß der Graf in seinem Haß, in seiner Verstellung gegen mich so weit gehen würde?

---

*) S. Anhang, Anmerkung II.

Sie stehen in einem Augen- und geistigen Verhältnisse zu einander, welches sich nicht durch Worte und Begriffe, sondern durch Gefühle ausdrückt. Diese stehen nie in Gedanken und Sprache, sondern in Empfindungen und Bildern. Sie sind eine Sprache der Gefühle, welche nicht durch Worte, sondern durch Empfindungen ausgedrückt, und die Form und das Gewand dieser Gefühle werden.

Wenn sie sich berührungslos entfernen, so war es Ruh und ist gestillt Leid, und so sie sich nahen, und sich berühren und treffen, so ist es Liebe.

Und so sind sie die Grundsteine für die Tempel der Freiheit, die Schranken, welche Gränze für Gränze, Ruhe für Ruhe, Leid für Leid, Liebe für Liebe, und das Gefühl für Gefühl, und keines mehr und weniger.

Wo zwei Menschen sich berühren, da sind sie verbunden, wo sie sich berühren an der Gränze ihrer Empfindungen, da sind sie verbunden in Liebe und in meiner Liebe, in welcher Verbindung jeder sein Gefühl, sein Leid, seine Ruhe behauptet, und keines je verletzt!

Herr Lieutenant D*** lag auf dem Sopha und schlief. Ich weckte ihn nicht, und versuchte auf seinem Feldbett einzuschlummern; aber es gelang mir nicht, und der Tag erschien, ohne daß ich ein Auge zugethan hätte. Als mich der Offizier am frühen Morgen erblickte, überhäufte er mich mit Vorwürfen, daß ich gegen mein Versprechen gestern Abend länger ausgeblieben war; der Criminalrath H*** sey gleich nach meiner Entfernung hier gewesen, um mich zu sprechen, da ich aber nicht gekommen, nachdem er zwei Stunden auf meine Zurückkunft gewartet, so habe er sich entfernt, und dem Offizier nicht erfreuliche Aeußerungen über sein Vergehen, über die Verletzung seiner Pflicht hören lassen.

Ich beruhigte ihn, so gut es gehen wollte, versprach sogleich an den Criminalrath zu schreiben, damit er über den Offizier schweigen möchte, und als bald darauf mein Bedienter erschien, ergriff ich die Feder, und bat den Criminalrath, mir diesen Morgen die Ehre seines Besuchs zu gönnen; er möge keine Anzeige machen von der Gefälligkeit des Offiziers gegen mich, um diesem keine Strafe zuzuziehen; alle Schuld liege auf mir, und ich wolle keinen Andern durch mich in Ungnade fallen sehen.

Gegen acht Uhr wurde Herr D*** abgerufen; ein anderer Offizier kam an seine Stelle, und ich glaubte, dieß sey in der besten Ordnung.

Der Vormittag verging, aber Niemand, auch der Criminalrath ließ sich nicht sehen.

Hier endet das Manuscript aus der Feder des Legationssecretärs, und Folgendes theilen wir aus mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen mit.

Sechs Tage brachte der Legationssecretär noch in seinem Verhafte zu.

Die strengste Ordre war gegeben, Niemand, ohne Ansehen der Person, zu ihm zu lassen, auch sein Bedienter durfte nicht mehr zu ihm.

Am 26. August, früh 10 Uhr, erschien der Kanzleirath F*** mit einem Briefe des Grafen J***. Ehe der Legationssecretär den Brief erbrach, sagte der Kanzleirath, daß er seines Arrests entlassen sey; er möge sich in seine Wohnung zurückbegeben, der Polizeirath W*** werde ihm seine Papiere wieder einhändigen; er, der Kanzleirath, habe den Auftrag erhalten, dem Legationssecretär zu sagen, daß er weder den Fürsten noch die Fürstin sprechen könne; er sey in Ungnade gefallen, und müsse binnen 24 Stunden die Residenz verlassen; an die Casse sey der Befehl ergangen, ihm seinen vollen Gehalt für das laufende und für das nächste darauf folgende Weihnachts-Quartal noch heute auszuzahlen, und diesen Brief habe der Graf dem Kanzleirath so eben übergeben. F*** versicherte seine Theilnahme an des Legationssecretärs

Mißgeschick, drückte ihm die Hand, und entfernte sich.

Ein Unteroffizier trat gleich darauf ein, und zeigte dem Offizier ein Billet.

„Sie sind frei," sprach der Offizier; „ich habe Befehl, Sie zu verlassen."

In des Legationssecretärs zitternder Hand lag noch des Grafen Brief, der des Kanzleiraths Worte bestätigte, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen, weil er bei dem Fürsten in Ungnade gefallen; den Grund brauche der Graf nicht namhaft zu machen, denn es wären keine anderen Ursachen dazu vorhanden, als die dem Legationssecretär bereits bekannt wären; der Fürst habe ihm diesen Befehl durch den Grafen und Kanzleirath zugehen lassen.

Der Legationssecretär gab seinem Diener den Brief, schickte ihn damit zum Geheimen Rath v. G***, und begab sich in seine Wohnung, wohin ihm bald darauf der Polizeirath W*** nachfolgte und ihm seine Papiere wieder einhändigte.

R*** frug, was man darin gefunden? und der Polizeirath erwiederte:

„Man habe sie noch nicht angesehen!"

Er hatte Befehl vom Grafen, sie dem Legationssecretär zurückzugeben.

„Mit drei Worten," schreibt R***, „war

aus der Schuld abgetragen, und der Gläubiger schuldet ihm nichts mehr. Wenn aber der Schuldner nicht zahlt, so kann der Gläubiger Schuldner seine Sache pfänden und dieselbe durch öffentliche Versteigerung verkaufen lassen.

Wenn der Schuldner nicht zahlt, so kann der Gläubiger Schuldner seine Sache pfänden und dieselbe durch öffentliche Versteigerung verkaufen lassen.

der Majestät der Fürstin, zum Vortheil, zum Heil der katholischen Kirche herzugeben."

„Es war mein Wille nicht, länger hier zu bleiben; diesen Verläumdungen des Grafen mußte ich unterliegen; auf jedem meiner Schritte sah ich mich verfolgt und beobachtet, — aber auch nicht als ein schuldig in Ungnade Gefallener wollte ich diese Stadt, meinen Fürsten und die Fürstin verlassen. Um meinen Abschied, um meine Entlassung bat ich, und ich bekam Beides mit der bittersten Schärfe des Wortes, — binnen 24 Stunden die Residenz zu verlassen!"

„Ein junger Mensch überbrachte mir aus der Besoldungskasse meinen Gehalt bis zu Ende dieses Jahres. Ich bat ihn, die Quittung zu schreiben, und meinen Namen zeichnete ich mit zitternder Hand darunter."

„Die Befehle wurden also überall schnell vollzogen, und darum durfte auch ich nicht säumen, das Nöthige zu meiner Abreise zu veranstalten."

„Durch meinen Diener ließ ich sogleich alle Rechnungen, die noch nicht berichtigt waren, bezahlen, und er mußte meine Freunde zu mir einladen, um noch einmal in ihrer Mitte zu seyn."

„Sie erschienen betrübt und traurig."

„Am folgenden Morgen wollte ich die Stadt verlassen und nach Weimar reisen, wo das Jubelfest des Großherzogs heranmahete. Es war mir

gleichviel, wohin ich ging, da ich aber vom Herrn v. S*** erfahren hatte, daß ich ihn zum 3. September in Weimar finden würde, so beschloß ich, dahin zu reisen, um noch einmal diesen seltsamen Mann zu sehen. Daß er nicht aus Weimar sey, auch dort seine Wohnung nicht habe, konnte ich nun vermuthen, aber Aufschluß wollte ich haben über den Grafen und den Criminalrath, und die Ueberzeugung, daß, — wenn ich gleich als Opfer der Proselytenmacherei und als ein Gegner des geheimen Katholicismus fiel, wofür mich der Graf ansah, — das Band der Religion und Liebe, das Fürsten und Unterthanen an einander knüpft, an andern protestantischen Höfen fester und inniger geschlungen sey, durch den Glauben und die Wahrheit unserer evangelisch-protestantischen Kirche."

„O über das Unheil unserer Tage! Angethan mit Heuchelei, schleichen die päbstlichen Diener umher, und suchen protestantische Fürsten für den römischen Stuhl zu gewinnen! als fänd man dort nur den wahren Frieden der Seele, wenn man ihn nicht schon in seinem Herzen trägt! Ist das die Aufklärung, das gepriesene Glück der Fürsten? In die alten Fesseln der römischen Hierarchie wollen sie mit ihren Unterthanen zurück! den Bannfluch wieder über sich hören, und die Geheimnisse ihrer Herzen den Ohren katholischer Pfaffen wieder

anvertrauen! Nicht im Geist und in der Wahrheit wollen sie Gott und den Erlöser, sondern tausend Heilige anrufen! An das Fegfeuer, an Reliquien und Wunderkräfte wollen sie wieder glauben! Gnadenbilder, Faschingslustbarkeiten, Fasten und Räucherungen, Klingelschall und Fürbitten bei den Verstorbenen, und eine Anzahl von abergläubischen Gebräuchen und Ceremonien wollen sie wieder einführen, die unsere Väter schon längst als Mißbräuche, den Lehren Jesu zuwider, verworfen haben!"

„Das ist der Grund, sagte ich meinen Freunden, warum ich aus dieser Stadt scheiden muß! Der Graf J*** ist ein geheimer Katholik und Jesuit, er will den Fürsten und die Fürstin katholisch machen, und weil ich sein eifriger Gegner war, hat er mich verfolgt und aus der Nähe der Fürstin, die seinen Plänen nicht gewogen war, mich zu entfernen gewußt. Zu dem Ende erfand er die boshaftesten Verläumdungen, die mir die Ungnade des Fürsten zugezogen. Er spielte Intriguen und Cabalen, die man nicht glauben würde, wäret Ihr nicht überzeugt, daß ich nur Wahrheit rede."

„Ob der Criminalrath H*** Freimaurer ist, war damals nicht zu erfahren; er wurde aber mit dem v. S*** dafür gehalten, weil ihre Erkennung im Baierischen Hof so geheimnißvoll war.

„Der v. S*** soll bei Fräulein M*** eine

lange Audienz gehabt haben; wahrscheinlich sollte auch durch sie auf den Fürsten gewirkt werden, denn da sie hier fremd und unabhängig lebte, und sich der Gunst des Fürsten erfreute, so konnte auch sie für die Pläne des römischen Stuhls wirken. Sie ist schön und liebenswürdig, und der Fürst lernte sie durch den Grafen kennen. Wie der geistliche Rath N***, ein Katholik, in dessen Hause sie wohnt, bei dieser Geschichte interessirt und nicht ohne Theilnahme geblieben ist, bleibt dahingestellt.

Das Gedicht auf den Fürsten und Fräulein M***, wovon sich mehrere Abschriften in der Stadt verbreitet hatten, wurde in der Nacht des 18. August an der Schloßkirche angeschlagen. Die Polizei wurde am folgenden Morgen davon benachrichtigt, und man ließ das Gedicht sogleich herabreißen. Es war ohne Zweifel dasselbe Blatt, das der Criminalrath H*** am 20. August im Bairischen Hof vorlesen wollte, doch da ihm der v. S*** mit der Hand ein Zeichen gab, unterblieb es, und der Criminalrath gab seinem Ordensbruder den Rath, sich aus der Stadt zu machen, eh' die Geschichte bekannt werde.

Das Gedicht im Zimmer der Fürstin (am 19. Aug.) konnte daher nur eine Abschrift von dem Original an der Kirche seyn, und der Copist bekam wahrscheinlich vom Grafen den Auftrag, die Schriftzüge des Legationssecretärs nachzumachen, damit

der Fürst vermuthen dürfte, er habe seiner Gemahlin diese Lektüre verschaffen wollen.

Der v. S*** konnte der Verfasser des Gedichts wohl nicht seyn, denn welche Absicht hätte er dabei haben können? Am allerwenigsten konnte das Anschlagen des Gedichtes an der Schloßkirche durch sein Mitwissen bewirkt worden seyn. Aber warum gab er dem Criminalrath, als dieser ihn stillschweigend für den Verfasser erkannte, keine bessere Antwort, als: „Der Fürst hat eine allerliebste Mätresse?" Daß er ein Zeichen gab, war genug, damit der Criminalrath schweige, und der Legationssecretär nicht in seiner Gegenwart Aufschluß verlange.

Will man den v. S***, einen so gewandten, pfiffigen Römling, keiner Unklugheit beschuldigen, so muß man annehmen: eine tiefere, verborgene Absicht lag bei dem Gedicht zum Grunde. Der Fürst sollte die strengste Untersuchung anordnen, und da der Verdacht nur auf die Protestanten fallen konnte, so war zu erwarten, daß der Graf gegen die Gesinnungen protestantischer Unterthanen sprechen und den Fürsten zu einem entscheidenden Schritt, zu einer bestimmten Erklärung bringen würde.

Es hat dem Grafen wohl nicht an Gelegenheit gefehlt, zum Nachtheil der Protestanten dem Fürsten Ueberzeugungen beizubringen, die sich auch bei

diesem Vorfall bestätigen sollten; denn da man erfahren, daß Fräulein M*** katholisch sey, so hätten die Protestanten nicht unterlassen, ihren Spott und Satyr nicht allein über sie, sondern auch gegen ihren Fürsten auszugießen. Es sey dies ein neuer Beweis, wie wenig die Protestanten ihre Fürsten zu verehren und zu lieben wüßten, wie sie ihre Freiheit des Gewissens, ihr Antichristenthum überall laut zu erkennen gäben, und solche Grundsätze und Rechte nicht allein in Schriften, sondern auch durch ihre Handlungen zu verbreiten suchten.

Wie Frau v. L*** bemerkt, unterhielt sich der Fürst nach Entfernung seiner Gemahlin noch lange mit dem v. S*** allein, und wenn das berühmte Gedicht (die Abschrift, denn vom Original an der Schloßkirche schien damals, beim Besuch des Legationssecretärs, die Frau v. L*** nichts zu wissen) nicht schon im Zimmer der Fürstin war, so brachte der Jesuiten-Gesandte es hier zum Vorschein. Wie der Kammerherr v. P***, ein treuer Freund des Grafen, dabei behülflich gewesen, weil er an jenem Tage Dienst bei der Fürstin hatte, ist unbekannt; daß aber der Fürst auch nicht den entferntesten Verdacht gegen den v. S*** haben konnte, geht daraus hervor, daß die Handschrift den Legationssecretär sogleich selbst anklagte, und der Fürst über die Audienz des v. S*** sich die größte Verschwiegenheit auflegte, und bei Tafel geäußert hat:

„Er wünsche von dem Legationssecretär zu erfahren, wer in diesem Manne verborgen steckt.“

Der Graf that dabei so unbekannt, als wisse er kein Wort von dieser Jesuiten-Geschichte.

Der Fürst wollte nun keinen weitern Aufschluß haben; er verwieß den Legationssecretär binnen 24 Stunden aus der Stadt, und dieser ging — um ihn zu bedauern!

Das war der beste Rath, den der Graf ihm geben konnte, um jedes größere Aufsehen zu vermeiden, und die Lobrede beizulegen, die der Legationssecretär auf ihn würde gehalten haben.

Die Fürstin wird die wahre Ursach nicht erfahren, weßhalb der Legationssecretär aus dem Lande verjagt worden ist; ihr Gemahl und der Graf werden einen andern Grund angeben; nur Frau v. L***, wenn sie darüber gefragt werden sollte, und Zeit und Umstände, Verhältnisse und Rücksichten ihr zu reden erlauben, könnte seine Unschuld an den Tag bringen. Und sie wird es thun, aber vielleicht erst dann, wann es zu spät, der Fürst im Stillen zur katholischen Kirche schon übergetreten und sein neues Glaubensbekenntniß dem Pabste übergeben ist. Die Fürstin wird davon nichts ahnen, und der heilige Vater dispensirt den Fürsten auf einige Jahre zur öffentlichen Ablegung seines Bekenntnisses, bis seine Gattin ebenfalls ge-

wonnen und dann den Unterthanen kein Geheimniß mehr daraus zu machen ist.

Die Deutschen werden nach und nach den Beispielen ihrer protestantischen Fürsten folgen, wenn sie ferner noch, wie bisher, durch öffentliche Blätter erfahren, daß im Protestantismus kein Heil und Segen mehr zu erwarten sey, daß man zurückkehren müsse in die katholische Kirche, um alle Religionssecten wieder unter einem Hirten und in einer Heerde vereinigt zu sehen, und so die Einheit Eines Volkes zu bewirken, das sich durch Religionsparteien getrennt, nur vereinte, um die Fesseln der Tyrannei eines Welteroberers auf deutschem Boden zu zersprengen, für die Freiheit der Fürsten zu sterben, aber in der Sache ihres Glaubens, bei Verehrung des höchsten Wesens, unter zwei sich gegenseitig hassenden Namen: Katholiken und Protestanten sich feindselig gegen einander stellt *).

Das mag Herr v. S*** dem Fürsten Alles vorgetragen und die großen Verdienste erwähnt haben, sich dem römischen Oberhaupte in diesem Streben geneigt zu erweisen. Vielleicht hat er auch die Reformen nicht übersehen, die der Pabst in der katholischen Kirche, in Betreff einiger Abänderung

*) Siehe Anhang, Anmerkung III.

gen des alten Katholizismus, noch vornehmen werde, um den Protestanten zu beweisen, wie auch die Reformation Luthers und seiner Zeitgenossen auf ihn einen wohlthätigen Einfluß gehabt habe.

Diese Ueberredungskunst hat den dazu schon vorbereiteten Fürsten bewogen, den Herrn v. S*** mit sehr gnädigen Beweisen seiner Zuneigung zu entlassen.

Die Zukunft wird uns nähern Aufschluß geben, und nach und nach erleben unsere Nachkommen die Freude, alle deutsche Fürsten wieder katholisch zu sehen! Dann feiert Rom das größte Fest auf Erden, und ein neuer Luther steht aus dem Grabe auf!

---

Es verbreitete sich nach der Verhaftung des Legationssecretärs das Gerücht: Mit einem Reitpferd aus dem fürstlichen Reitstall habe er entfliehen wollen; der Reitknecht habe ihm schon an der Allee das Pferd zur Flucht bereit gehalten, er sey aber noch entdeckt und darum plötzlich verhaftet worden.

Das Geschwätz der Theegesellschaften in Residenzstädten ist sehr erfindungsreich, und so fehlte es denn auch nicht an allerhand Anekdoten, um die Flucht begreiflich zu machen. Es war das Pferd,

womit er dem v. S*** nacheilen wollte, weil der Graf ihm des Fürsten Dank versicherte, wenn er ihn zurückbringen würde. Der Fürst aber wußte davon kein Wort; nur der Wunsch des Grafen war es, den v. S*** noch einmal zu sehen, wie er ihn auch wirklich auf seinem Zimmer noch gesprochen hat, und nur Verstellung konnte ihn dahin bringen, sich in den Augen des Legationssecretärs schuldlos zu glauben.

Die Freunde des Legationssecretärs leisteten bei Einpackung seiner Sachen hülfreiche Hand, und nach zwei Stunden waren seine Koffer reisefertig. Bücher und Möbeln blieben zurück, um später ihren Verkauf zu bewirken.

Die Nachricht von seiner Verbannung war sogleich auch zur Frau v. L*** gelangt, und sie ließ sich deßhalb über die Wahrheit oder Erdichtung seine Erklärung ausbitten.

Der Offizier, der den Legationssecretär am 20. August Abends seines Arrests entlassen, war am folgenden Morgen aus der Stadt entfernt worden; erst später erfuhr man, daß er verhaftet abgeführt wurde. Beim Verhör hat er ausgesagt: „der Legationssecretär habe ihn durch List und Ueberredungskunst zu jenem Schritt verleitet.“

Man verschwieg dem Legationssecretär diese verläumderische Aussage des Lieutenants, als er nach ihm fragte.

„Er dauert mich," sprach er; „Niemand, als der Criminalrath war der Ankläger, den ich ersucht hatte, von der Sache nicht zu reden. Er hätte an sich und sein Bubenstück denken, nicht aber auf's Neue einen Menschen durch mich in Ungnade stürzen sollen."

Der Legationssecretär beschloß, zum Criminalrath zu gehen. Seine Freunde riethen ihm ab; er möge sich die letzten Stunden seines Hierseyns nicht durch einen Menschen verbittern, der wohl wisse, daß der Legationssecretär ihn als den pflichtvergessensten Diener seines Fürsten zur Verantwortung hätte ziehen können, weßhalb er ihn vielleicht an jenem Abende zu sprechen für nöthig gefunden; nun aber werde er ganz andere Saiten aufziehen, da ihn das Urtheil über den Legationssecretär sicher stelle, beim Fürsten nicht verklagt zu werden.

Und in der That, so war es, denn da der Legationssecretär sich nicht abhalten ließ, zum Criminalrath zu gehen, und diesen zu fragen, worüber er ihn zu sprechen gewünscht, gab er zur Antwort:

„Es thue ihm leid, daß R*** sich deßhalb zu ihm bemüht; er wisse nun, daß der Legationssecretär, und nicht der Herr v. S*** Verfasser des Gedichts auf den Fürsten und Fräulein M*** sey, weßhalb der Fürst seine Ungnade ihm zu erkennen gegeben."

„Aber warum hat Herr v. S*** in Ihrer

und meiner Gegenwart nicht geläugnet, daß er der Verfasser sey? Warum zeigten Sie das Gedicht nicht vor, als er Ihnen ein Zeichen gab, es nicht vorzulesen? Warum verließ er gleich darauf die Stadt, als Sie ihm dazu riethen?" frug der Legationssecretär.

„Sie träumen!" erwiederte der Criminalrath mit kecker Stirn. „Es war ein Irrthum, daß ich ihn für den Verfasser halten konnte, aber ich habe kein Wort weiter gesagt. Einen Mann hätte ich aus der Stadt weisen sollen, dem es ein Leichtes war, mich hinaus zu bringen? Wissen Sie nicht, daß ihn der Fürst bald wieder hier sehen wird?"

„Aber, daß Sie ihn kennen, daß Sie ihm die Hand reichten, werden Sie doch nicht läugnen?"

„Es stünd um Sie besser, hätten Sie ihm die Hand auch gereicht!"

„Sehr richtig," erwiederte der Legationssecretär; „aber warum haben Sie den Lieutenant angeklagt? Es konnte durchaus keine nachtheiligen Folgen für ihn haben."

„Weil er ein pflichtvergessener Soldat war!"

„Und was sind Sie?" frug der Legationssecretär im bittersten Tone.

„O, ersparen Sie sich die Galle, — Sie haben keine Zeit mehr zu verlieren, um aus der Stadt zu kommen, erwiederte der Criminalrath.

„Ganz recht! ich gehe, aber die Schurken bleiben zurück!“ rief der Legationssecretär, und warf die Thüre hinter sich zu.

Er wollte noch einige Abschiedsvisiten machen, aber seine Gemüthsstimmung verlangte Ruhe und keine neue Aufregung. Seine Freunde hielten ihn zurück, versprachen ihn zu entschuldigen, und so gab er ihren Wünschen nach.

R*** begab sich nun mit seinen Freunden in den Bairischen Hof, um den Abend, so gut es gehen wollte, heiter zu verleben. Der Wagen war zum folgenden Morgen früh zehn Uhr bestellt, und seine Freunde wollten ihn einige Stunden weit begleiten, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Rosalie kam ihm entgegen. Er sagte ihr, daß er sie heute zum letztenmal sehe, daß er morgen früh die Stadt verlassen müße. Er drückte ihre Hand an sein Herz, und sie weinte. Er begleitete sie hierauf zu ihren Eltern, und seine Freunde begaben sich in's Gastzimmer.

Er saß neben Rosalien auf dem Sopha, und suchte sie zu trösten, denn seine Trennung kam ihr sehr schwer an. Er hielt ihre Hand in der seinen, aber ihre Thränen machten ihn noch unglücklicher, als er schon war.

Rosalie zog seine Hand an ihre Brust.

„Ach, meine theure, geliebte Rosalie, rief R***,

„warum machen Sie mir und sich den Abschied so schwer!“

Er küßte sie; ihre Blicke begegneten sich in Thränen, — und sie stand auf und verließ das Zimmer.

Ihr Vater ging hinab in's Gastzimmer; die Mutter blieb bei ihm, und sie sprachen über Rosalien, die dem Legationssecretär die schönsten Beweise ihres Herzens, ihrer Liebe gegeben. Sie liebte ihn innig und zärtlich.

Er bat die Mutter, ihn zu Rosalien zu führen, die auf ihr Zimmer gegangen war.

Sie saß auf dem Sopha und weinte.

„Ach, Rosalie,“ sprach er, und küßte ihre Thränen von den Wangen, „Du liebst mich, und auch mein Herz ist das Deine! Aber anders will es das Schicksal! Ich muß dich verlassen, Rosalie! Alle meine Aussichten und Pläne sind vernichtet. Alle, die mich kennen, hören meine Verbannung, die Stunde des Abschieds wird nur Wenige betrüben, — und Du Rosalie, entdeckst an diesem bangen Tage mir ganz Dein edles, schönes Herz! Die Thränen, die Du weinst, gelten dem Unglücklichen, der aus Deiner Nähe scheiden muß! den Du liebst, und der Dich vielleicht in dieser Welt nicht wieder sieht! O trauriges Geschick, das mich trifft! Leb' glücklich Rosalie, in den Armen eines Andern!

Vergiß mich nicht! In einer andern Welt sehen wir uns wieder!"

Noch einmal drückte er sie an seine Brust. Ihr Arm hielt ihn umschlungen. Ihre einzigen Worte waren: „Leb wohl, mein Eduard!"

Die Mutter schloß ihre geliebte Rosalie in ihre Arme, und der Legationssecretär stürzte zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, durch das Haus, an dem Gastzimmer vorbei, wo seine Freunde und Rosaliens Vater ihn erwarteten.

Ich rief ihm nach, aber er schien es nicht zu hören, und ich beschloß nach einer Viertelstunde in seine Wohnung zu gehen, wo er vielleicht noch Etwas zu besorgen hatte, um ihn dann zu Rosalien zurückzuführen.

Vor seinem Hause begegnete mir sein Diener, den er mit einem Billet zur Frau v. L*** geschickt. Er klagte mir, daß sein Herr weinend auf dem Sopha liege, und geäußert habe, es werde wohl morgen aus der Reise nichts werden, — er fühle sich krank; und als er nach dem Arzte habe gehen wollen, hätte er ihn zurückgehalten und gesagt: „kein Arzt könne ihm helfen, er möge nur das Billet zur Frau v. L*** tragen."

Ich ging hinauf, und ahnete nicht, welchen schrecklichen Vorsatz er in diesem Augenblicke ausführen wollte.

Als ich das Zimmer öffnete, sah ich ihn auf

dem Sopha liegen; die linke Hand bedeckte sein Gesicht; in der rechten, die auf einem neben dem Sopha stehenden Tische ruhete, hielt er eine Pistole.

Er hörte die Thüre gehen, ließ die linke Hand sinken, — und ich eilte auf ihn zu, und riß ihm die Pistole aus der Hand. Er sah mich starr und blaß wie eine Leiche an; seine Hand war kalt wie Eis; der Kampf zwischen Leben und Tod schien ihn furchtbar gemartert zu haben. Eine Minute später, — und er war nicht mehr!

Ich dankte Gott, der meine Brust mit Unruhe erfüllte, die mich meinen Freund aufsuchen hieß, und ich erschien, um der Retter seines Lebens zu seyn! Er hörte mich ruhig an, als ich ihm das Schreckliche seines Entschlusses, Mörder an sich selbst zu werden, mit der Wärme und Liebe eines Freundes vorhielt. Er läugnete nicht, daß er so eben diesen Vorsatz habe ausführen wollen. In dieser Stimmung also hatte er von Rosalien Abschied genommen, um sie in dieser Welt nicht wieder zu sehen! Sein schon so hoch gereiztes Ehrgefühl, die Stadt wie ein Verbrecher binnen 24 Stunden verlassen zu müßen, fand durch Rosaliens Thränen über sein Schicksal keinen Ausweg mehr, einer bessern Zukunft entgegen zu sehen. Der Stern seines Glücks schien ihm an diesem Tage für immer untergegangen; sein Herz war zerrissen, und die Zu-

kunft malte ihm nur traurige Bilder der Erinnerung vor. Fräulein v. *e* hatte früher sein Herz gewonnen; er liebte sie, aber sie ward nach der Eltern Wunsch an einen Andern von adeliger Herkunft vermählt.

Jene Tage traten wieder lebhaft vor seine Seele, und ich brauche nichts weiter hinzuzufügen, als seine eigenen Worte, die er ausrief, nachdem ich sein Herz wieder beruhigt glaubte:

„Entschwunden ist der süße Schlummer! das reizende Phantom ist nicht mehr! kein Glück der Liebe blüht mir wieder! Die süßen Töne sind verklungen! Unglück! Unglück ist dein Name! o daß ich nie geliebt, mein Seufzer! In meiner Seele ruht die Qual der Hölle! und verschwunden ist für diese Welt mein höchstes Glück!“

Die Freunde fanden sich aus dem Bairischen Hof wieder bei ihm ein, und blieben bis nach Mitternacht um ihn. Die Pistole, die wir bei'm Einpacken seiner Sachen in den Koffer beigelegt, und die er nach seinem Abschied von Rosalien herausgenommen, warf er zum Fenster hinaus.

Das Billet an Frau v. L*** enthielt weiter nichts, als ein Abschiedswort. Er hatte es geschrieben, um seinen Diener aus seiner Nähe zu entfernen.

Ich blieb die Nacht bei ihm. Er bat mich, ihn nach Weimar zu begleiten, und ich willigte ein.

Am folgenden Morgen, früh 7 Uhr erschien Rosalie mit ihrem Vater. Er benahm sich sehr gefaßt, reichte Rosalien die Hand, und versprach ihr von Weimar aus zu schreiben. Das treffliche, holde Wesen, Rosalie, schien ihren Kummer tief zu verbergen. Sie that ihrem Vater den Vorschlag, ihren Freund einige Stunden weit zu begleiten, und beide verließen uns nach einer freundlichen Unterredung, um gegen 10 Uhr mit dem Wagen hier zu seyn.

So nahete denn die Stunde des Abschieds!

Mehrere Wagen hielten mit Freunden und Bekannten vor dem Hause. Der Legationssecretär stieg in den, worin Rosalie mit ihrem Vater war. Voran ritten zwei Vorreiter, und der Zug ging an dem Palais des Grafen J*** und an dem Schloß vorbei. Laut riefen Viele ihm ein Lebewohl zu.

Nach zwei Stunden hielten wir in einem Dorfe an. Alle stiegen aus und umarmten den theuren, unvergeßlichen Freund. Kein Auge blieb ohne Thränen, und er hat bei Rosaliens Abschied am meisten gelitten! Diesen schmerzlichen Augenblick zu beschreiben, vermag ich nicht! Wer zärtlich und innig liebt, mag sich an seine und an Rosaliens Stelle denken!

Rasch rollte unser Wagen nun allein dahin. Still saß er neben mir, aber seine Seele war mit seinem Unglück schwanger.

Der trübe Himmel verschwand; die finstern Wolken, die über uns dahin zogen, verklärten sich; die Sonne brach durch, und bald ward auch mein Freund durch die wechselnden Umgebungen, durch die heiterste Gegend zu freundlichem Gespräch geneigt. Die große, herrliche Natur stärkte seinen Glauben an die Allmacht eines höchsten Wesens, und er fing an, sich in sein Schicksal zu fügen; ein höheres Wesen müße nothwendig über den Menschen walten; wir wären zu schwach und befangen, um voraus zu berechnen, welche wichtige Folgen dieses oder jenes Ereigniß nach sich ziehen werde; die Vorsehung könne oft durch das Unglück eines Einzelnen zum Vortheil des Ganzen, zur Belehrung und Warnung wirken; dieß wiederhole sich ewig in der Geschichte. Er durfte erwarten, daß seine Entfernung ein wichtiger Gegenstand zur Unterhaltung werde. Die Geschichte mit dem Grafen und dem v. S*** konnte nicht verschwiegen bleiben, und vielleicht stürzt sich der Graf selbst in die Grube, die er ihm bereitet!

---

Wir kamen mit Extrapost in Weimar an, stiegen im Gasthaus zum Erbprinz ab, und ein freundliches Zimmer nahm uns auf, das für das nahe Jubiläum noch nicht vermiethet war. Am Morgen

darauf frugen wir nach Herrn v. S***, der dem Legationssecretär gesagt, daß er im Erbprinz zu erfragen sey. Vermuthlich hatte er schon früher da logirt, und sein Name mußte im Hause bekannt seyn. Aber Niemand wollte von einem C*** v. S*** etwas wissen. Wir beschrieben sein Aeußeres, Gesicht, Kleidung u. s. w., — aber es war umsonst, man kannte ihn nicht.

„Er wird zum 3. September schon hier seyn," sprach mein Freund; „wir wollen uns jeder weitern Nachfrage enthalten. Vielleicht ist er nicht nach B*** gereist, wie er vorgab, und der Graf wird nur allein wissen, wo er sich aufhält."

Der Hof war noch nicht zurück; die Großherzogin war mit ihrem Gemahl noch auf dem Sommeraufenthalt in Wilhelmsthal bei Eisenach, und der Erbgroßherzog und dessen Gemahlin nebst Prinzessinnen noch auf der Rückreise von Petersburg nach Weimar, nur Prinz Carl Alexander Johann war anwesend. Aber schon am andern Morgen kam der Großherzog in Weimar an. Wir sahen ihn bald darauf im neuerbauten Schauspielhause, das zum 3. Sept. eröffnet werden sollte. Mehrere hundert Arbeiter waren noch darin beschäftigt, und er ging umher, diese neue Schöpfung zu besehen, die in fünf Monaten auf derselben Stelle, aber in einem größeren Umfange entstanden war, wo in der Nacht vom 21. zum 22.

März 1825 das alte Theater ein Raub der Flammen wurde. Große, schöne Erinnerungen knüpfen sich an diesen Verlust, denn hier war es, wo Schiller und Göthe selbst auf der Bühne gegenwärtig waren, um belehrend auf die Schauspieler zu wirken, und den Geist ihrer Schöpfungen durch Wort und That zu beweisen. So sahen einst die Zuschauer in Göthe's Iphigenia den Dichter selbst als Orestes, und in seinen Mitschuldigen als Alceſt auftreten, und neben ihm seine Freunde v. Knebel, Bertuch und Musäus. „Damals," sagen die Zeitgenossen in Weimar, „wo auch die allgemein gefeierte Sängerin, die ästhetisch-classische Priesterin in Melpomenens Tempel, Corona Schröder*), hier glänzte, — damals waren es so genußreiche Stunden, so schöne Augenblicke, wie wir sie nachher nie wieder sahen und genossen haben."

Da mein Freund schon vor einigen Jahren auf

---

*) Sie spielte die Iphigenia, und Göthe soll diese Rolle für sie geschrieben haben. Sie starb 1802 zu Ilmenau, wo sie, ihrer Kränklichkeit wegen, um die reine, freie Gebirgsluft zu genießen, sich den Sommer hindurch aufhielt. Der einfache Leichenstein, der in Ilmenau ihr Grab bedeckt, enthält die wenigen Worte: „Hier ruht Corona Schroeder; gest. den 23. Aug. 1802." So einfach diese Grabschrift ist, so reich ist ihr Inhalt, denn das Verdienst bedarf keines weitern Schmucks, Coronas edles, schönes Herz, Coronas Liebe kann keine Grabschrift wiedergeben.

mehrere Wochen in Weimar war, so konnte er mich sogleich mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt machen. Wir wandelten in den ersten Tagen in den freundlichen Umgebungen Weimars, in Belvedere, Tiefurt, Ettersburg und Berka umher, und besuchten Wielands Grab in Oßmanstedt, zwei Stunden von Weimar, wo er im Garten seines Gutes, in einem schattigen Birkenhain, sich selbst die Ruhestätte auserwählt hat. Herder ruht in der Haupt- und Stadtkirche St. Petri, und Schiller in dem landschaftlichen Begräbniß des Gottesackers in der Stadt *). Der Großherzog will einst, wenn auch Göthe nicht mehr ist, diesen vier großen Männern in der Nähe des Residenzschlosses ein ihnen würdiges Denkmal errichten lassen. Im großherzoglichen Park zu Tiefurt und Belvedere findet man ihre Büsten, wie auch in der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, in Marmor aufgestellt. Tiefurt, der stille Lieblingsort der unvergeßlichen Amalia, Mutter des regierenden Großherzogs, sah oft die großen Geister Weimars um die erha-

*) Jetzt ist Schillers Schädel von der Großherzogl. Bibliothek in Weimar, wo er einige Zeit unter Schillers Büste aufbewahrt wurde, zu dessen andern Ueberresten in der Fürstengruft, auf dem neuen Gottesacker vor der Stadt, gebracht worden, wo man am 16. Dec. 1827. die irdischen Ueberreste Schillers aus dem landschaftl. Begräbniß des alten Gottesackers beisetzte.

bene Fürstin, wie sie in ihrer Mitte an den Ufern der Ilm, in dem anmuthigsten Thal, im Schatten der Acadien dahin wandelte. Ihr theures Bildniß, das die geistreiche Fürstin auf den ersten Blick verräth, sieht man daselbst in Marmor an dem Denkmal ihres Sohnes Constantin. Ihre großen, herrlichen Eigenschaften gingen schon sehr früh auf ihren geistreichen Thronerben, den Kunst und Wissenschaft liebenden Regenten Karl August über, und Weimar hat während seiner fünfzigjährigen Regierung viel Großes und Schönes ihm zu verdanken. Darum ist auch die Liebe zu ihm so stark, und das rege Streben, sein Jubiläum mit aller Würde zu feiern, war überall sichtbar.

Als ich am 2. Sept. sehr früh erwachte, fand ich meinen Freund schon schreibend am Bureau, aber noch angekleidet wie am Abend vorher, wo wir in Gesellschaft waren. Er gestand, daß er nicht zu Bette gegangen, und an Rosalien und an den Baron v. H*** geschrieben habe. Wir schliefen in einem Kabinet; ich begab mich aber gestern Abend früher zur Ruh, und R*** versprach bald nachzufolgen, was aber unterblieb, weil, wie er mir an diesem Morgen sagte, ein banges, ängstliches Gefühl ihn die ganze Nacht verfolgt habe; er könne es sich nicht erklären, aber es sey ihm Bedürfniß gewesen, diese Nacht zum Opfer zu bringen; er

habe durch den Brief an den Baron v. H*** und an Rosalien wieder Ruhe gefunden.

Jetzt warf er die Feder weg, stand auf, und sprach: „Nun will ich versuchen, einige Stunden zu schlafen. Ich fürchte, lieber Carl, — es ist mir diese Nacht erst klar geworden, — der Gedanke wollte meine Seele nicht wieder verlassen, er war wie verbannt in mein Inneres, — es gibt einen guten und einen bösen Genius über den Menschen. Du warst der Retter meines Lebens, — aber was ich nicht selbst an mir vollzog, kann ein Anderer noch vollbringen, — und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo ich nicht mehr bin!"

Ich errieth, was er damit sagen wollte, aber ich beruhigte und tröstete ihn, daß seine Besorgniß der Nachhall eines Traums und ein Kind seiner eigenen Phantasie sey. Er knüpfte aber alle die Begebenheiten daran, die den unglücklichsten Tag seines Lebens herbeigeführt; ein Mörder sey leicht zu finden, — und diese traurigen Ahnungen trug er mit sich herum.

Wir hatten erfahren, daß am 2. Sept. der Erbgroßherzog mit seiner Gemahlin und Prinzessinnen aus Petersburg zum Jubiläum in Weimar eintreffen würde. Die Großherzogin war bereits von Wilhelmsthal zurück. Wir verabredeten daher diesen Nachmittag eine Spazierfahrt nach Niederrosla, drei Stunden von Weimar; ein freundli-

cher Ort an der Ilm, mit einem erbgroßherzoglichen Kammerguth; das dasige Schloß wird nur selten und nur bei großen Jagden besucht. Die Straße von Leipzig, woher die hohen Herrschaften heute erwartet wurden, geht nicht weit von Niederrosla vorbei, und wir fanden das Roslaer Amtspersonal und die Geistlichkeit zum Empfang ihres geliebten Erbgroßherzogs und dessen erhabener Gemahlin und Prinzessinnen, an der Allee versammelt, die vom Orte herauf an die Straße führt, wo eine Ehrenpforte errichtet war. Die Mädchen des Orts waren weiß gekleidet, und trugen Guirlanden und Kränze, ein Musikchor war dabei. So erwartete man den glücklichen Augenblick, wo ein Husar vorher die Ankunft melden würde.

Wir hatten uns kaum einige Minuten an diesem ländlichen Jubelfeste erfreut, als ein Wagen vorbei eilte. Ein Kopf sah heraus, aber schnell rollte der Wagen dahin.

Der Legationssekretär sah mich an; sein Gesicht entfärbte sich.

„Was ist Dir?" frug ich.

„Das war v. S***!" gab er leichenblaß zur Antwort. „Er hielt Wort; zum 3. Sept. wollte er mich in Weimar sprechen!"

Er sah vor sich hin. Ich frug, ob er sich nicht getäuscht? aber er gab mir keine Antwort.

„Komm," sprach er, „laß uns zurück nach

Weimar, wir dürfen nicht länger hier verweilen. Es ist doch Schade, daß ich meine Pistole nicht mehr habe.

„Wozu?“ frug ich bestürzt.

„Nun,“ erwiederte er, „man kann nicht wissen, wozu sie gut ist. Ich hätte große Lust, ihn zum schriftlichen Geständniß zu bringen, welche Teufelei er mit dem Grafen und dem Fürsten trieb Was er darüber niederschreiben würde, während ich ich ihm die Alternative im Angesicht der Pistole gestellt, entweder die Wahrheit zu gestehen, oder in diesem Augenblick unter die Todten zu gehören, — das würde dann die Welt durch den Druck öffentlich erfahren, und der Schlüssel zu diesem großen Räthsel seyn.“

Wir fuhren zurück, und verhielten uns diesen Abend ruhig auf unsern Zimmern im Erbprinz, um den v. S***, falls er hier sey, nicht zu veranlassen, unsere Nähe zu meiden.

Am folgenden Morgen, den 3. Sept., weckte uns, früh 5 Uhr, der Donner der Kanonen, und das Geläut aller Glocken verkündete den königlichen Tag.

Der Erbgroßherzog, die Frau Großfürstin-Erbgroßherzogin und Prinzessinnen Maria und Auguste, waren gestern Abend 8 Uhr aus Petersburg in Weimar eingetroffen.

Wir frugen nach dem v. S***, aber er war im Erbprinz nicht zu finden.

Halb 6 Uhr begaben wir uns vor das römische Haus im großherzoglichen Park, wo der Jubelfürst übernachtet. Die Hofkapelle brachte dem Großherzog eine Morgenmusik, und Göthe war der erste, der seinem erhabenen Fürsten, durch den er vor 50 Jahren nach Weimar kam, in früher Morgenstunde seinen feierlichen Glückwunsch brachte. Göthe wäre nie geworden, was er der Litteratur und seinem Vaterlande geworden ist, hätte er sich nicht schon früh so hoher Gunst und Liebe eines deutschen Fürsten, wie Carl August, eines so freien, dichterischen Wirkungskreises unter seinem Schutze zu erfreuen gehabt. Ihm, dem ersten Minister, dem Freunde des Fürsten, folgte der Magistrat der Stadt Weimar und andere Deputirte, zur Gratulation nach. Der Herzog von Sachsen-Meiningen und der Landgraf von Hessen-Darmstadt, fanden sich beim Großherzog ein, und begleiteten ihn in's Residenzschloß, wo sich die Gesandten auswärtiger Höfe, das Staatsministerium, die Deputirten des Landes und aller Collegien versammelt hatten.

Gegen 11 Uhr fuhr der Großherzog mit den anwesenden Fürsten: dem Herzog von Sachsen-Meiningen, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, dem Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen, dem regierenden Fürsten von Reuß-Schleitz, von Reuß-

Ebersdorf, dem Prinzen Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, dem Prinzen Heinrich LXVII. von Reuß-Schleitz und dem Fürsten Butera von Sicilien durch die mit Guirlanden und Laubgewinden festlich geschmückte Stadt. Die Büste des Großherzogs, und die Namenszüge Carl August und Luise waren in allen Straßen mit Blumen- und Lorbeerkränzen geschmückt, und mit Attributen und Inschriften umgeben. Auf sechs freien Plätzen waren Tribunen für die Musikchöre errichtet.

Wir hatten alle Straßen in der Hoffnung mit durchzogen, dem v. S*** zu begegnen; aber es gelang uns, bei der großen Volksmasse, die in den Straßen auf und ab zog, nicht, ihn zu erblicken.

Daß wir im Gasthof zum Erbprinz über ihn keine Auskunft erlangen konnten, machte uns schon zweifelhaft an seinem angenommenen Namen und Charakter. Das Fremdenbuch wurde uns vorgelegt, aber wir fanden ihn nicht darin. Aus Weimar konnte er nicht seyn, und keine Hofcharge hier bekleidet haben, sonst würden die Hof- und Kammerfouriere, die wir in den Garderobezimmern des Schlosses aufsuchten, und an die wir zur nähern Auskunft gewiesen wurden, ihn kennen. Beide boten vergeblich ihr Gedächtniß auf, ob je ein C*** v. S*** in Weimar und am Weimarischen Hofe gelebt. Eben so erging es uns auf dem Hofmarschallamte. Keine Spur war von ihm nachzuweisen,

und doch war aus seiner Unterhaltung im Bairischen Hof zu entnehmen, daß er in Weimar nicht unbekannt sey. Er sprach damals über Göthe und andere Personen am Weimarischen Hofe mit einer Genauigkeit, die von einem Fremden nicht leicht zu erwarten ist. Daß er in diesem Jahre, kurz vor seiner Proselytenreise, unter einem andern Namen in Weimar gewesen seyn mußte, war daher nicht zu bezweifeln; um so verdächtiger war aber seine Person, die in Deutschland umher reist, um für die katholische Kirche Proselyten zu machen. Daß er ein Jesuit, und zwar einer vom ersten Range ist, geht aus Allem hervor. Schon Papst Gregor XIII. gab dem Jesuitengeneral Claudius Aquaviva die Erlaubniß, Männer von Einfluß, vorzüglich Fürsten, Minister, Gelehrte, u. s. w., zu geheimen Katholiken zu machen, um so nach und nach die Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Wie aus der Geschichte des Jesuitenordens hervorgeht, standen an dessen Spitze stets Männer von Geist und Beredtsamkeit, von Umsicht und Weltklugheit, die auf ihre Untergebenen durch Beispiel und Belehrung schnell und mit Nachdruck wirkten, und v. S***, ein Mann, wie die Fürstin ihn geschildert, kann seinem Orden als Muster gelten, denn er gibt in unsern Tagen einen neuen Beweis, welche Gefahr dem Protestantismus durch Umgestaltung und Wiederaufleben dieses Ordens be-

vorsteht, in einer Zeit, wo man in Rom sogar von einer möglichen Vereinigung der griechischen und römischen Kirche gesprochen hat. Deßhalb ist auch die Aeußerung des v. S*** über Rußland erklärbar, wo die Jesuiten nicht länger geduldet wurden.

In Weimar kennt man nur Einen Fall, wo Jemand den Protestantismus verließ, und katholisch wurde; es war eine durch Geist und Bildung gleich ausgezeichnete Dame von Adel*), deren Gatte aber Protestant blieb. Durch Zacharias Werner und den Grafen Stolberg war sie zu diesem Schritt verleitet worden.

Aber da, wo Carl August regiert, und nach ihm Carl Friederich den Thron besteigt, droht dem Protestantismus keine Gefahr, hier finden weder Jesuiten und geheime Katholiken noch andere Römlinge ihren Aufenthalt; keine Schwärmer und Mystiker, keine Proselyten und Dummköpfe dürfen hier ihr Wesen treiben, und die wenigen Katholiken, die in Weimar leben, sind so aufgeklärt, und stehen in der Achtung und Liebe ihrer Mitbürger so hoch, daß auch nicht der entfernteste Gedanke aufkommen kann zu einer geheimen Begünstigung für katholische Zwecke.

Die Schrift des weimarischen Regierungsraths, Alexander Müller: „Preußen und Baiern im Con-

---

*) Die Präsidentin v. Schardt.

cordate mit Rom, im Lichte des 16. Artikels der deutschen Bundesakte, und nach den Grundsätzen der heil. Allianz," hat in Deutschland, bei Katholiken und Protestanten, viel Sensation erregt. Müller ist Katholik, und er behauptet in dieser Schrift: „Der Fürst, wie er das politische Oberhaupt ist, ist er nothwendig auch das geistliche und religiöse Oberhaupt des Staats. Wer ihn dafür nicht erkennen will, der verkennt, daß die Autorität des Fürsten ein Ausfluß der primitiven Offenbarung ist, daß der Fürst, zufolge des Prinzips seiner Einsetzung, der Ordner und das Haupt aller Offenbarung ist, um sie dem Grundprinzipe aller Gesellschaften unterzuordnen. Der Fürst vereinigt sich in dem Innern seiner Autorität, und beschützt selbst den religiösen Irrthum, weil Gott ihn nicht bestraft." (?)

Der Verfasser ist in seinem Eifer gegen den Pabst und das katholische Unwesen zu Aeußerungen gekommen, die sich nur durch seinen Haß gegen die römische Kirche entschuldigen, im Allgemeinen aber, auf die Ausführung berechnet, nicht behaupten lassen. Katholiken und Protestanten sind deßhalb gegen ihn zu Felde gezogen; selbst in Weimar denkt man liberaler, als man nach dieser Müller'schen Aeußerung vermuthen sollte. Sehr ungerecht ruft deßhalb eine katholische Zeitschrift: „Man staunt, und begreift nicht, wie man von Weimar aus, sonst

das deutsche Athen genannt, der Sitz der Liberalität, Humanität und Aufklärung, jetzt solche Zeichen der Zeit vernehmen muß.“ Wenn man den Verfasser jener Schrift angreifen will, sollte man nicht Weimars alten Ruhm und seinen Fürsten beleidigen, denn da Müller ein Abfälliger der katholischen Kirche ist, so mag er wohl für seine ehemaligen Glaubensbrüder als ein Zeichen der Zeit gelten, wie katholische Christen unter einem weisen und aufgeklärten protestantischen Regenten glücklicher, als unter der Priestergewalt des römischen Stuhls leben.

An einem der folgenden Tage, wo die Festlichkeiten des Jubiläums noch fortdauerten, ging ich mit dem Legationssekretär früh durch den Park, und besprach mit ihm unsere Abreise, weil wir alle Hoffnung aufgaben, den v. S*** zu finden, denn Niemand konnte uns über ihn nur die entfernteste Nachweisung geben, und er mußte wahrscheinlich, wenn er in Weimar war, sich sehr eingezogen halten.

Als wir an dem großen Rundtheil im Park vorübergingen, wo früher die berühmte Schnecke stand, ergriff der Legationssekretär meine Hand, und hielt mich im Weitergehen auf; er zog mich um einige Schritte seitwärts, um zwei Herren auszuweichen, die gegenüber aus einem Lindenrundtheil auf uns zuzukommen schienen, und rief mit leiser Stimme mir zu:

„Da kommt v. S***!“

Erschrocken blieben wir stehen. Zwanzig Schritte von uns schlug er mit seinem Begleiter den breiten Weg nach der Stadt ein. Er hatte meinen Freund nicht erkannt, und wir folgten ihm in einiger Entfernung nach.

Vor dem Hause der Gräfin Henkel, am Eingang des Parks, blieben Beide stehen. Wir hatten einen kurzen Umweg durch die sogenannte Ackerwand genommen, um dem v. S***, der mit seinem Begleiter lebhaft sprach, nicht in's Gesicht zu kommen. Aus dem Hause kam ein Lakai auf uns zu. Wir hatten uns hinter einige Bäume gestellt, um den Jesuiten zu beobachten, wir winkten dem Lakai, und frugen ihn, ob er die zwei Herrn vor jenem Hause nicht kenne?

„Der eine ist ein Russe, den andern kenne ich nicht,“ gab er zur Antwort.

„Welcher ist der Russe?“ frug ich.

„Der im Frack.“

Von S*** trug einen blauen Ueberrock.

Jetzt öffneten sich zwei Glasthüren, und Beide traten ein.

Der Lakai gab auf unsere Frage: wer hier wohne, zur Antwort:

„Diese Glasthüren führen in die griechische Kapelle.“

„Darf man nicht hinein.“

„O ja, wenn Sie sich vorher beim Probst melden lassen; aber heute ist es zu spät," sprach der Lakai.

Er ging weiter, und wir schritten der griechischen Kapelle zu, hörten den Chorgesang, wagten aber nicht, die Thüre zu öffnen, um uns Einlaß zu bewirken.

„Was ist zu thun?" frug ich.

„Wir verlassen Weimar nun nicht eher, bis wir ihn gesprochen haben. Aufschluß muß ich haben, mag daraus werden, was will," erwiederte R***.

Wir verweilten dreiviertel Stunden vor der Kapelle. Der Gottesdienst war nun beendigt, aber der Jesuit kam mit dem Russen nicht heraus.

„Gewiß hat er dich erkannt, und darum will er nicht heraus," unterbrach ich das Stillschweigen.

„Es wird doch kein verborgener Ausgang seyn."

„Das wäre möglich!"

Der Legationssekretär eilte um das Haus herum, um auf der andern Seite die Ausgänge zu beobachten.

Ein Wagen kam nun vorgefahren, und hielt vor der Kapelle. Die Glasthüren öffneten sich, und v. S*** bestieg mit dem Russen den Wagen. Ich rief meinen Freund, und wir verfolgten den Wagen über den Fürstenplatz nach dem Markt, bis wir ihn um die Ecke einer Straße aus den Augen ver-

loren. Dort angekommen theilten sich die Straßen rechts und links; der Wagen war nicht zu sehen, entweder nach der Stadtkirche St. Petri zu, oder durch die Breitenstraße nach dem Karlsplatz war er gegangen. Ich schlug den ersten, mein Freund den zweiten Weg ein, um zu erfahren, vor welchem Hause der Wagen gehalten.

Nach einer halben Stunde fanden wir uns im Erbprinz wieder. Unsere Nachforschungen waren vergebens, denn da in diesen Tagen so viele Hof- und Galla-Wagen durch die Straßen rollten, so hatte Niemand den Wagen bemerkt, den wir suchten, und alle unsere Bemühungen, den v. S*** zu finden, waren vergeblich.

Nachmittags 3 Uhr brachte der Kellner ein versiegeltes Billet auf unser Zimmer, mit der Aufschrift:

„An Herrn Legationssekretär R***."

Wir frugen, von wem es sey? wer es überbracht? aber er konnte uns keine bessere Antwort geben, als: „es sey im Hause abgegeben worden.

Mein Freund erbrach es, und reichte es mir mit den Worten:

„Wir können wieder abreisen, — v. S*** ist nicht mehr in Weimar, — er hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht!"

Folgendes war der Inhalt:

„Ich bedaure Ihr Schicksal, was ich zu dessen Erleichterung beitragen kann, wird geschehen. Der Graf J*** hat mich von Allem unterrichtet. Diesen Morgen habe ich Sie an der griechischen Kapelle bemerkt. Forschen Sie für diesen Augenblick nicht weiter nach mir; die Zukunft wird Ihnen Alles enthüllen. Verlassen Sie Weimar noch heute, reisen Sie nach Straßburg, dort wird G*** Ihr Freund werden, und der Pater H*** wird Ihnen Briefe von mir mittheilen. Beiliegenden Wechsel auf 700 fl. nehmen Sie vorläufig als einen Beweis meiner Freundschaft an, weil Ihre gegenwärtige Lage wohl nicht die beste ist. Ueberzeugen Sie sich mit jedem Tage immer mehr, daß es Ihnen unter den Katholiken nie an Freunden fehlen wird, die Sie in ihre Arme aufnehmen, wenn Ihre protestantischen Glaubensgenossen Sie mit Stolz, Egoismus und Kälte zurückweisen. — Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich nicht mehr in Weimar.“

v. S***.

Das Billet war in großer Eile, sehr flüchtig und fast unleserlich geschrieben.

Wir sahen uns lange verwundert an. Ich konnte in den ersten Augenblicken keine Worte finden, mein Erstaunen auszudrücken, denn die Absicht des Jesuiten lag klar vor Augen. Dieser Edelmuth! diese Sprache des Herzens! und dahinter so

teufliſche Verſtellung! Erſt um das Glück des Lebens, um die Ruhe des Herzens betrogen, und dann am Rande des Verderbens die Hand zur Verſöhnung, zur Rettung gereicht!

„Ja, der Zweck heiligt die Mittel!“ ſprach der Legationsſekretär: „Wir wollen nach Straßburg, uns perſönlich für ſeine Gefälligkeit bedanken, und den Wechſel zurückgeben, denn ſo weit iſt es noch nicht gekommen, meine Seele und meinen Glauben für 700 fl. zu verkaufen!“

Fragt man nach der Abſicht des Jeſuiten in Weimar, ſo darf man wohl Folgendes in ſeinen Plänen finden, und dadurch zu der Ueberzeugung kommen, daß ſein Beſuch in Weimar damit zuſammenhieng.

Da er eingeweiht war in alle Geheimniſſe ſeines Ordens (wie die Prophezeihung vom Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche, und die von einer Verſchwörung in Rußland beweist) und ein Mann iſt, den die Natur mit einem Ueberredungs-Talent begabt hat, das er auf eine ſo ſchlaue, kluge und ſpekulative Manier zur Ehre ſeines Ordens zu erkennen gab; da er ſehr wahrſcheinlich (wie aus der Geſchichte mit dem Criminalrath hervorgeht,) auch Freimaurer iſt, ihm ſonach der Zutritt in dieſe geheimnißvollen Zirkel, und die Bekanntſchaft jedes einzelnen, wenn auch noch ſo hohen, durch Würden

Bedingungen Englands Beistand leisten würde und sagte, daß Frankreich, wenn es Belgien angriffe, Krieg mit England haben würde und daß, wenn Frankreich Belgien, wie es sich in seiner Note sehr ausdrücklich ausgesprochen hatte, nicht angreifen würde, es auch nicht zu befürchten hätte, daß England Belgien angreifen würde, und daß Frankreich und Deutschland sich dann in Ruhe gegenüberstehen würden. Ich habe diese Aeußerungen Sir Edward Greys, die ich sofort nach Berlin berichtete, damals nicht für ernst gemeint gehalten, sondern sie als Versuch angesehen, Deutschland durch Drohungen zu einem Verzicht auf Belgien zu veranlassen. Heute sehe ich, daß sie ernst gemeint waren, daß England sich gegen die deutsche Forderung auf Belgien in der Tat bereits entschieden hatte, daß es die Neutralitätserklärung Belgiens nur als Vorwand gebrauchte, um Deutschland zu einem Verzicht auf Belgien zu veranlassen, und daß England, wenn Deutschland Belgien nicht verzichtete, sich von Anfang an entschlossen hatte, Belgien zu verteidigen.

Ich habe Sir Edward Grey damals auf diese Gefahr hingewiesen und ihn gebeten, sich doch zu überlegen, ob England sich wirklich wegen Belgien in einen Weltkrieg stürzen wolle, ob es nicht besser wäre, wenn England Deutschland Belgien verzichten ließe, und ob England nicht Deutschland gegenüber Garantien für Belgien verlangen könnte. Sir Edward Grey hat darauf geantwortet, daß England Belgien nicht verzichten könne.

Es mußte dem v. S*** daran gelegen seyn, zu erfahren, wie es jetzt in Rußland stehe, wo der Kaiser Alexander zwar die Jesuiten vertrieben, wo aber dennoch Viele, unter Verläugnung ihres Standes sich erhielten, und in weltlicher Kleidung in Petersburg lebten, wo sie viele Günstlinge unter den dortigen Katholiken fanden. Wie hätte v. S*** schneller und sicherer zu seinem Ziele kommen können, als durch Ausforschung des mit der Großfürstin-Erbgroßherzogin aus Petersburg zurückkehrenden Gefolgs, das aus Russen und Deutschen bestand. Und wer mag es läugnen, ob ihm nicht durch diese Gelegenheit geheime Briefe über den Stand der Dinge in Rußland eingehändigt worden sind, die man dem Postenlauf nicht anvertraute, und die er, bei der Rückkehr der Großfürstin, in Weimar durch einen Russen zu empfangen vielleicht benachrichtigt worden ist. Darum traf er wahrscheinlich so pünktlich mit dem Gefolg der Großfürstin in Weimar ein, um diese Briefe, oder auch wohl nur mündliche Nachrichten zu empfangen. Ob aber jener Russe, der mit ihm aus der griechischen Kapelle kam, und den wir in Weimar nicht wieder sahen, mit dem v. S*** näher bekannt sey, ist nicht zu erweisen, auch nicht zu vermuthen.

Daß wir in unserm Urtheil über den v. S*** uns nicht geirrt, und er im neuen Jesuitenorden eine eben so merkwürdige Rolle spielt, als bei der

Verschwörung in Rußland eine höchst verdächtige und staatsgefährliche, dieß wird eine spätere Untersuchung ergeben, wozu in Paris der Schlüssel liegt.

Was wir in Weimar erlebt, schrieben wir noch an jenem Tage, wo uns das Billet des v. S*** mit seinem Wechsel zukam, nach *** und ***, meldeten zugleich unsere Abreise nach Straßburg, verließen Weimar 24 Stunden darauf, und eilten über Würzburg und Karlsruh der französischen Grenze zu.

Am 20. Sept. Abends trafen wir in Straßburg ein, und nahmen unsere Wohnung im Gasthaus zum heil. Geist.

Am folgenden Morgen suchten wir zuerst den Pater H*** auf, den v. S*** in seinem Billet namhaft gemacht hatte, und der dem Legationssekretär Briefe von ihm mittheilen würde.

Ein kleiner Mann im geistlichen Ornat, mit lebhaftem, geistvollem Blick, trat uns um die eilfte Stunde früh, am Eingang des Münsters entgegen, wohin wir in der Wohnung des Pater H*** von einem andern Geistlichen verwiesen waren. Er frug, ob wir die Herren wären, die nach ihm gefragt, wie ihm so eben gemeldet worden sey.

Wir erwiederten, daß wir dieselben wären, und daß ein Herr v. S***, den er wahrscheinlich näher kenne, uns in Weimar seiner Bekanntschaft empfohlen habe.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ frug der Pater.

„Ich bin der Legationssekretär R***, und dieß mein Freund.“

Er sah mich forschend an, als suche er aus meiner Physiognomie zu entnehmen, ob ich ein ehrlicher Mann sey.

„Ja,“ sprach er zum Legationssekretär, „Herr v. S*** hat mir vor einigen Tagen von Sarrelouis aus geschrieben, und mich von Ihrem Mißgeschick und Ihrem Schicksal in Kenntniß gesetzt, daß Sie wahrscheinlich nach Straßburg kommen würden. Ich freue mich, Sie hier zu sehen. Verzagen Sie nicht an Gottes Allmacht und weiser Fügung der Dinge, die sich oft so wunderbar umgestalten, daß wir gerade da die Vorsehung walten sehen, wo wir nur einem blinden Zufalle, den Kabalen und Intriguen der Menschen zuschreiben; wo eine höhere Hand die Schicksale der Sterblichen lenkt.“

Er ergriff die Hand des Legationssekretärs, und sprach weiter: „Wann sind Sie angekommen? und wo wohnen Sie? Sind Sie ganz fremd in Straßburg, oder haben Sie hier Bekannte und Freunde?“

Wir nannten ihm unsere Wohnung, sagten, daß wir hier ganz fremd wären, und außer ihm hier keinen Bekannten hätten.

„Seyn Sie meiner Freundschaft versichert,“

erwiederte er. „Sie werden hoffentlich einige Zeit hier bleiben?“

„Das hängt von den Umständen ab,“ gab der Legationssekretär zur Antwort.

„Ja, das wohl, aber wir sind nicht immer von Umständen und Verhältnissen gebunden, um der Stimme unsers Herzens und dem freien Willen folgen zu dürfen,“ entgegnete der Pater.

„Nicht immer ist dieß der Fall,“ sprach R***, „der beste Wille scheitert oft an unbesiegbaren Hindernissen, und die Stimme des Herzens gehorcht dem Verstande, wo er Herr über jede Leidenschaft ist.“

Diese Antwort schien dem Manne Gottes nicht recht zu genügen, und in seine Erwartungen zu passen, sie stand zu sehr auf Schrauben, und ließ ihn noch keinen Blick in die Seele meines Freundes thun, der wohl merkte, daß der Pater es darauf abgesehen hatte, aus seinen Aeußerungen einen Schluß zu ziehen. Der Pater machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Eingang des Münsters.

„Ist Ihnen gefällig, sich umzusehen?“ frug er, und wir schritten an seiner Seite in dieß majestätische Kunstwerk.

Er zeigte sich nun als ein in der Geschichte Straßburgs sehr bewanderter Mann. Er erzählte uns aus der Schreckenszeit der Revolution, aus den Jahren 1793 und 1794 mehrere merkwürdige

Fakta, die sich in diesem Gebäude zugetragen, wo die Propagandisten ihre erste feierliche Versammlung hielten, und diese Kirche zum Tempel der Vernunft einweihten.

„Die Propagandisten, diese Jakobiner haben den herrlichen Münster geschändet," sprach er, und zeigte uns mehrere Stellen, wo die Beile dieser Schwärmer Figuren und Köpfe als Denkmäler des Aberglaubens abgeschlagen hatten.

„Hier, über dem Eingang standen die Worte: „Licht nach der Finsterniß! und auf einer Fahne die Worte: Thron und Altar haben die Menschen unterjocht; Vernunft und republikanische Kraft haben ihnen ihre Rechte wiedergegeben!" Hier bestieg der Maire von Straßburg eine Tribune, und hielt eine Rede über den Geist der Gottesverehrung, wozu sich das Volk künftig bekennen solle. Hier bestiegen katholische Priester die Tribune, und schworen ihren Glauben, ihre Religion ab, und das Volk schwur den Eid, daß es keine Priester mehr haben wolle. Am 18. Nov. 1793 feierte man in diesem Tempel das Fest der Vernunft, weil das Volk erklärt hatte, es wolle keinen andern Gottesdienst anerkennen, als den der Vernunft, und keine andere Religion, als die der Natur. Und diese Teufeleien spucken zum Theil noch in vielen Köpfen fort, sagte der Pater. Diese republikanische Nation hat sich in der Geschichte eben so merkwürdig als lächerlich

gemacht, denn da sie weder das Eine noch das Andere behaupten konnte, so steht diese Zeit in den Annalen als die einer verrückten Epoche einzig denkwürdig da.

Er theilte uns noch mehrere andere merkwürdige Ereignisse aus jener traurigen Zeit in Straßburg mit, und frug, ob wir nie von einem blauen Buche gehört, das eine Sammlung wichtiger Urkunden und Aktenstücke aus der Revolutionszeit in Straßburg enthalte.

Wir kannten dieses Buch nicht, und er versprach es uns zu leihen, damit wir uns von den Schrecknissen und Grausamkeiten einer Revolution einen Begriff machen könnten, die auf ihn einen lebenslänglichen tiefen Eindruck gemacht, denn seine Familie habe unter der Guillotine in Straßburg unschuldig ihr Leben opfern müssen.

Er bemerkte ferner, daß die Protestanten in Frankreich die eifrigsten Freunde der Revolution gewesen wären, und unter diesen hätten sich wieder die Pietisten durch ihren Enthusiasmus hervorgethan. Einer der bekanntesten von Ihnen sey mit der Guillotine triumphirend durch Straßburg gezogen.

Wir erwiederten, daß nur die langwierigen, fortwährenden Bedrückungen der Protestanten in Frankreich, die Erbitterung derselben gegen ihre Verfolger nothwendig hervorgebracht habe, um durch den Umsturz der verhaßten, drückenden Gesetze und

Verfassung, eben so gerechte als billige Vortheile zu gewinnen.

In Allem, was der Pater sprach, gab er viel Besonnenheit zu erkennen, und schien so unparteiisch, daß wir in unsern Erwartungen von ihm uns weit übertroffen fanden.

Am folgenden Tage, wo wir ihn in seiner Wohnung besuchten, kamen wir auf Herrn G*** zu sprechen, von welchem S*** in seinem Billet erwähnt, daß er ein Freund des Legationssekretärs werden solle.

Der Pater erwiederte: G*** sey vor Kurzem nach Thionville gereist, um einige Freunde zu besuchen, und werde wahrscheinlich in Sarrelouis den v. S*** sprechen, denn Thionville sey nur 6 Meilen davon entfernt.

„Wird Herr v. S*** nicht nach Straßburg kommen? Können wir uns seiner nähern Bekanntschaft erfreuen?" frug der Legationssekretär.

„O ja, in vier bis sechs Wochen wird er von seiner Reise nach Paris zurück seyn. Er hat mir geschrieben, daß er sich dann einige Zeit in Straßburg aufhalten wird."

„Daß seine Reise aus Deutschland sehr eilig sey, habe ich vermuthet," sprach R***, „denn er erlaubte mir in Weimar nicht, ihm meinen Dank für einen Wechsel auf 700 fl. abzustatten, den er mir am Tage seiner Abreise von Weimar zukommen

ließ. Ich darf Ihnen gestehen, daß ich in großer Verlegenheit war, ob ich den Wechsel annehmen sollte oder nicht, doch das Letztere war unmöglich, da Herr v. S*** in dem Augenblicke abreiste, wo er mir diesen Beweis seiner Freundschaft gab.“

„Warum verlegen?“ erwiederte der Pater. „Sie hatten ihn schon früher kennen gelernt, und Ihr Schicksal am Hofe zu *** interessirte ihn mehr, als Sie glaubten, denn er war auf eine sonderbare Weise mit hinein verflochten, ohne nur die entfernteste Schuld an Ihrem Mißgeschick zu haben. Herr v. S*** ist sehr reich, er hat aus der Bank in London jährlich bedeutende Revenüen zu ziehen, und es wird ihn freuen, wenn Sie ihn nicht verkennen. Er ist mein Jugendfreund; wir haben kein Geheimniß, und nur unser Beruf trennte uns von einander. Er wählte die politische Laufbahn, ich das heilige Amt der Kirche; er lebte an mehreren Höfen, war *** Gesandter, und hat Europa durchreist; ich zog als Diener der Kirche das stille, priesterliche Leben vor, und habe nur in den Schreckenstagen der Revolution zwei Jahre in Deutschland verlebt, wohin ich mit S*** flüchtete.“

„Ich danke Ihnen über den Aufschluß, den Sie mir über Ihren Freund geben,“ sagte der Legationssekretär.

„Ich war bisher zweifelhaft, ob er seinen wahren Namen führe, weil die Geschichte in ***, mit

dem Grafen J***, ihn vielleicht zu dieser Vorsicht gerathen habe.“

„Warum das? Welche Vorsicht meinen Sie? Welche Geschichte mit dem Grafen soll ihm dazu gerathen haben?“

„Nun, ich darf vermuthen, daß er Sie davon in Kenntniß gesetzt hat weil Sie von meinem Schicksale unterrichtet sind.“

„Ich weiß nur so viel,“ entgegnete der Pater, „daß Sie bei dem Fürsten in Ungnade gefallen sind, weil er erfahren haben will, Sie hätten neben der Fürstin auf dem Divan gesessen, und wären Verfasser eines satyrischen Gedichts auf den Fürsten und Fräulein M***, die sich durch ihre Tugend und Sittsamkeit auszeichnen soll.“

„Das hat seine Richtigkeit, daß ich darum in Ungnade fallen mußte; aber weder das Eine noch das Andere ist wahr, und der Graf J*** wird vielleicht allein wissen, wer der Verfasser jenes Gedichts ist, das der Fürst im Zimmer seiner Gemahlin fand.“

(Daß dieß nur zum Vorwand diente, um den Legationssekretär aus der Nähe der Fürstin zu entfernen, und die geheimen katholischen Umtriebe des Grafen J*** und des v. S*** mit dem Fürsten und der Fürstin allein seinen Sturz herbeigeführt haben, dieß konnte der Legationssekretär dem schlauen Jesuitenpater freilich nicht sagen, der mit dieser Bekeh-

rungsgeschichte schon so vertraut, und in die Proselytenmacherei eingeweiht war.)

„Es ist allerdings ein seltsamer Fall, wie und warum das Gedicht in's Zimmer der Fürstin kam," sprach der Pater; „aber welche Vorsicht meinen Sie? Welche Geschichte mit dem Grafen soll dem v. S*** gerathen haben, sich einen andern Namen zu geben?"

„Sie hatten die Güte, zu erwähnen," erwiederte der Legationssekretär, „daß Herr v. S*** Ihnen gemeldet, er habe nicht die entfernteste Schuld an meinem Mißgeschick, sey aber auf eine sonderbare Weise in diese Geschichte mit verflochten, und interessire sich deßhalb für mich."

Der Pater wurde nachdenklich, sah zur Erde, schüttelte den Kopf, und wir waren auf seine Antwort sehr gespannt.

„Ich bin zu unbekannt mit jenem Ereigniß," sagte er, „aber es scheint, daß Sie meinen Freund sehr verkannt, und ihm nicht das Vertrauen geschenkt haben, das er verdient, denn Sie vermuthen, er habe sich einen andern Namen gegeben, und sey darum leichter in eine Hofintrigue mit verflochten worden, die Ihr Schicksal entschieden habe. Ich versichere Ihnen also," fügte der Pater mit Nachdruck hinzu, „daß v. S*** seinen wahren Namen nicht verändert hat, und nie zu verläugnen nöthig hatte, und ich ersuche Sie, jeden unredlichen Ver-

dacht gegen meinen Freund aus Ihrer Seele zu verbannen, der jede nähere Bekanntschaft zwischen uns aufheben würde. Wäre v. S*** hier, Sie würden sogleich den Aufschluß über ihn bekommen, den ich Ihnen nicht geben kann.

Wir sollten wahrscheinlich aus diesen Aeußerungen entnehmen, daß der Pater von der ganzen Intriguengeschichte nicht unterrichtet, vielleicht sogar wegen des im Zimmer der Fürstin gefundenen Gedichts auf den Fürsten und Fräulein M*** (deren Tugend und Sittsamkeit der Pater rühmte), der Meinung sey, der Legationssekretär habe wirklich das Gedicht in's Zimmer der Fürstin gebracht. Der kluge v. S*** hatte ihm nur das Resultat der Intrigue gemeldet, und wir beruhigten ihn über jede zweideutige Ansicht der Sache in Bezug auf seinen Freund, den er so so sehr in Schutz nahm, daß sich seine Stirne in unfreundliche Falten runzelte.

Wir brachen von diesen indecenten Fragen ab, und lenkten die Unterhaltung auf die allein seligmachende Kirche, und auf ihre Eroberungen, die sie auch in neuerer Zeit an ausgezeichneten Männern unter den Protestanten gemacht hat.

Wie durch einen Blitzstrahl veränderte sich die Physiognomie des Paters. Er wendete keinen Blick von uns, und schien mit großer Aufmerksamkeit unsere Worte abzuwiegen.

Wir sprachen über den Grafen Stolberg

und über Haller, kamen auf die Schriften zu reden, die gegen sie und ihren Abfall von der protestantischen Kirche erschienen waren, und fanden Veranlassung, die Belesenheit des Paters zu bewundern, der, obgleich ein gebörner Franzos, doch in der deutschen Literatur so bewandert war, daß er fast alle Streitschriften der Katholiken gegen einander gelesen hatte. Er führte z. B. sogleich mehrere Stellen aus Wachlers theologischen Annalen, aus Zimmermanns Kirchenzeitung, aus Wegscheiders Dogmatik, aus Tzschirners Protestantismus und Katholicismus, und aus Krugs Schriften an, die er zu widerlegen suchte, und wobei wir ruhig zuhörten, um nicht aus der Rolle zu fallen.

Er läugnete nicht, „daß die katholische Kirche und ihre Glaubenslehre manche Aenderung, manche Verbesserung nöthig habe," und gab zu, daß dieß mit der Zeit noch geschehen werde, behauptete aber, „daß die protestantische Kirche viel zu arm an Gemüth und sinnlichen Eindrücken sey, weßhalb sich denn auch der Uebertritt mancher Protestanten erklären lasse, die in der katholischen Kirche mehr Erhabenheit und Würde als in der protestantischen Kirche gefunden hätten, wo die Schärfe des Verstandes allein die Religion ausmache, das Herz aber weniger befriedige."

Dieß sind die eigenen Worte des Paters, die ich hier wörtlich wiedergegeben, weil er darin so-

wohl die Irrthümer und den Aberglauben der katholischen Kirche nicht läugnet, als auch der evangelisch-protestantischen Kirche so viel zum Lobe spricht, als sich von einem Katholiken nur erwarten läßt; denn was die Würde und Erhabenheit, das Gemüth und den sinnlichen Eindruck in der protestantischen Kirche betrifft, wo nach seiner Meinung die Schärfe des Verstandes allein die Religion ausmachen, das Herz aber weniger befriedigen soll, so ist dieß Alles sehr relativ, und diese getheilte Ansicht des Paters hängt mit den Mißbräuchen des Katholicismus so eng zusammen, daß nur der große Haufe und der Pöbel die Würde und Erhabenheit, Gemüth und sinnlichen Eindruck vorzüglich in die Augen fallend findet, wo der aufgeklärte Christ von wahrer Religion und Bildung einen Religionskultus verachten muß, der an allerhand sonderbaren, nicht von Christus vorgeschriebenen Ceremonien, pomphaften Aufzügen und lächerlichen päbstlichen Kirchenlehren, an Fegfeuer, Anrufung der Heiligen, Fürbitten bei den Verstorbenen u. s. w., seinen Wohlgefallen hat, um dadurch die Gottheit, tausend Heilige und ihre Reliquien zu verehren, der aber unterläßt, das Herz zu bessern, und den in Finsterniß und Aberglauben befangenen Verstand zu erleuchten und aufzuklären, im Geiste Christi und nicht im Sinne des Pabstes *).

*) Darum haben auch diejenigen unserer evangelisch-protestantischen Glaubensgenossen, die zur katholischen Kirche

Der Pater erwähnte ferner, daß die in Rom besprochene Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, weßhalb im März 1825 dem heiligen Vater ein Memorial übergeben worden, kein Ding der Unmöglichkeit sey; dergleichen Pläne wären wohl dem Zeitgeist und der Politik des römischen Hofes angemessen, nur glaube er, man werde noch mit denselben Hindernissen, wie im 15ten Jahrhundert, zu kämpfen haben, wo die Vereinigung beider Kirchen doch viel leichter möglich war, da die griechische Kaiserstadt Konstantinopel von den Türken bedroht, und ein Bündniß des griechischen Kaisers mit dem Pabste damals sehr wünschenswerth gewesen sey, die Griechen hätten aber so lange mit der Vereinigung gezaudert, bis ihre Hauptstadt in die Hände der Ungläubigen gefallen wäre. Würde in unsern Tagen die Sache der Religion, nicht Sache der Politik, könne sich Rußland und Rom nicht in politischer Hinsicht befreunden, so zweifle er an der möglichen Vereinigung beider

---

übertraten, diesen Schritt nicht aus reiner Ueberzeugung, ohne äußere Veranlassung, nicht aus innerm Drang ihres religiösen Gefühls, wenn sie es wirklich besessen, sondern aus irdischen Rücksichten gethan, sey es aus Politik, aus Convenienz in den höhern Ständen, oder aus irgend einem Speculationsgeist zum Nutzen und Gewinn in den mittlern und niedern Ständen, wovon so viele augenscheinliche Beweise vorliegen.

Kirchen *) um so eher, da die Türken der neuen europäischen Politik zu Folge, nun nicht mehr zu befürchten hätten, aus Europa vertrieben zu werden, weil keine Kreuzzüge der christlichen Mächte zu erwarten wären, um das Grab des Heilandes aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Eher glaube er an eine Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche **). Den Cölibat werde der Papst wohl aufheben, als den größten Stein des Anstoßes; den Laien werde er den Kelch beim Abendmahl wieder reichen lassen, und viele andere Lehren ändern, wenn die Protestanten den Pabst als Oberhaupt der christlichen Kirche anerkennen, und mehr dem Katholicismus sich nähern würden.

In diesem Sinne sprach er zur Befreundung des Katholicismus und Protestantismus: über das

---

*) Die griechische Kirche erkennt den Papst nicht als Oberhaupt an; sie läugnet das Fegfeuer, hat sieben Sacramente, erlaubt den Priestern — jedoch nur einmal — zu heirathen, taucht den Täufling ganz unter das Wasser, theilt im Abendmahl gesäuertes Brod und Wein aus, duldet keine geschnitzte, nur gemalte Bilder u. s. w.

**) Schon Leibnitz und Andere knüpften deßhalb mit Katholiken Verbindungen an; Leibnitz wechselte mit ausgezeichneten Katholiken, z. B. mit Bossuet Briefe über diese Vereinignng, aber in Rom wollte man nicht nachgeben; Leibnitz starb 1716, und auch jetzt noch ist an eine Religionsvereinigung der protestantischen und katholischen Kirche nicht zu denken.

Verdienst guter Werke; über Anrufung der Heiligen und der Mutter Gottes; über Fürbitten, Sündenvergebung und Ablaß durch Priester; über fortdauernde Inspiration, und über die, neben dem geschriebenen Worte Gottes bestehende Tradition der Bibel; über das Verbot des Bibellesens; über Wunderkräfte Exorcismus, Fegfeuer, Wirkung der Seelenmessen, über Processionen und Wallfahrten, und über Reliquien und Gnadenbilder. Er demonstrirte uns, wie wichtig für Europa und die übrigen Welttheile die Vereinigung beider Kirchen sey, gewiß gehe das Wort des Evangeliums noch in Erfüllung, daß nur Ein Hirte und Eine Heerde seyn solle, denn da Völker und Staaten ihre Oberhäupter, ihre Könige und Fürsten hätten, warum sollte nicht auch die ganze christliche Kirche Ein Oberhaupt *) haben, da doch das monarchische Princip in weltlichen Dingen für das bessere erkannt sey, und die republikanischen Grundsätze ziemlich unterdrückt wären. Die verschiedenen Religionssekten zersplitterten den Geist der Eintracht und Liebe; sie befeindeten sich gegenseitig wie die Republikaner; jede Sekte mache sich

*) Die heilige Schrift ist die Grundlage der christlichen Religion; Christus ist der Stifter unserer Kirche, und seine Lehren leben unter uns. Kein Papst, der sich Statthalter und Stellvertreter Christi auf Erden nennt, der anders lehrt und lebt, als Christus befohlen, kann über die Gewissen der Menschen regieren.

ihren Glauben und ihren Gott nach ihrer eigenen Façon, und die weltlichen Regierungen sähen ruhig zu, wie ihre Consistorien, ihre Lehrer auf Universitäten sich ruhig mit einander stritten, und nie einig werden könnten."

Ueber den weimarischen Regierungsrath, Alexander Müller, und über dessen Schrift: „Preussen und Baiern, im Concordate mit Rom," stieß der Pater sehr unfreundliche Aeußerungen aus.

„Glaubt man nicht einen Panegyricus des Persischen Schachs oder einen römischen Anbeter seines Augustus zu hören?" sprach er. „Seine Schrift hat einen sehr übeln Eindruck auf Katholiken und Protestanten gemacht. Es war ihm vielleicht nur darum zu thun, Sensation zu erregen, aber seine gefährlichen Doktrinen werden bald gründlich widerlegt werden." Er frug, ob wir Müller kennen gelernt? ob Herr v. S*** ihn vielleicht in Weimar besucht habe?

Das Letztere wußten wir nicht, und uns war Herr Alexander Müller unbekannt, so daß kein näheres Interesse uns zu ihm hinzog.

Der Pater schlug eine Literaturzeitung auf, und wenn ich recht gesehen, war sie aus dem Jahre 1822.

„Sehen Sie," sprach er, „so behandelt man uns in protestantischen Ländern, wo auch der apostasirte Müller sein Wesen treibt. Man lästert auf

uns im Angesichte Deutschlands und aller christlichen Regierungen*). Der katholische Pöbel, heißt es, ist bereit, die weltkundige Mordlust des heiligen Vaters in Absicht der Ketzer zu befriedigen, sobald die Fürsten unvorsichtig genug seyn werden, durch Concordate die Rechte des Staats und der Kirche den verschlungenen Intriguen und Bestimmungen der päbstlichen Politik Preis zu geben. Mit vereinten Kräften muß die Hyder der römischen Politik, die jetzt mehr als jemals in allen christlichen Ländern ihr Haupt emporstreckt, und alle religiöse und politische Freiheit zu verschlingen droht, für immer niedergeschlagen werden."

„Eben solche Aeußerungen," sprach der Pater weiter, „liefern die Berathungen der Bairischen Deputirten über das Concordat mit Rom. Mißgriffe einzelner Päbste werden herausgehoben, und als

---

*) Diese Regierungen, die mit ihren glücklichen protestantischen Unterthanen sich der Segnungen der Reformation erfreuen, sind von den unchristlichen Gesinnungen des römischen Hofs gegen die Protestanten überzeugt. Die päbstlichen Anmaßungen würden immer weiter greifen; und das Anathema gegen die Protestanten könnte wohl den katholischen Pöbel zu Gewaltstreichen gegen die verketzerten Protestanten aufrufen, wie es schon vorgekommen, wollten wir ruhig zusehen, wie der römische Hof im Stillen unsere protestantischen Fürsten zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bereden sucht.

allgemeine Maximen der Kirche ausgerufen, und doch kann der Pabst in Allem, was nicht Glaubenssache ist, fehlen, wie jeder andere Mensch." *)

Der Pater glaubte, daß Alexander Müller noch immer Katholik sey, und wunderte sich, daß er seinen Haß gegen den Pabst und die katholische Kirche nicht noch dadurch erhöht, daß er zur protestantischen Kirche übergetreten.

Er schien sich um die klerikalischen Proselyten sehr bekümmert zu haben, denn da ich Henhöfers Glaubensbekenntniß auf seinem Sopha fand, so nannte er wohl zwanzig katholische Geistliche nach einander her, die seit einiger Zeit zur protestantischen Kirche übergetreten waren. Er kannte das Edikt der großherzoglich Baden'schen Regierung vom 5. Juni 1823, „daß man jede Störung bürgerlicher Ordnung unnachsichtlich ahnden werde, zu

---

*) Die katholischen Fürsten streben nach größerer Unabhängigkeit vom päbstlichen Stuhl, denn wie können sie in der gekrönten Person des weltlichen Pabstes einen Statthalter und Stellvertreter Christi anerkennen? Christus trug keine Krone, hatte keinen Hofstaat keine Soldaten, keine Gewalt, um sich als Herrn der Welt ausrufen zu lassen. Kein Wort ist in der Bibel zu finden, die der Pabst zu lesen verbietet, damit seine katholischen Unterthanen glauben, er sey der Fürst aller Fürsten! Es wird aber die Zeit kommen, wo der heilige Vater sich genöthigt sieht, von seinem Throne herabzusteigen, und seine Herrschaft aufzugeben, wenn er ein Nachfolger Christi seyn will.

Kapitän Hilmar, der Kommandant der Kriegsmarine, ist ein Mann von 40 Jahren, ein Mann, der sich durch seine Tapferkeit und Umsicht in vielen Kämpfen auszeichnete.

Er ist ein Mann von hoher Gestalt, mit einem ernsten, aber doch freundlichen Gesicht, das von einem dunklen Vollbart umrahmt wird. Er trägt eine Uniform, die aus einer dunklen Jacke mit goldenen Knöpfen und einer Mütze mit einem Schirm besteht. Er hat eine Pfeife im Mund und raucht sie gelassen. Er ist ein Mann, der sich durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet.

Er ist ein Mann, der sich durch seine Tapferkeit und Umsicht in vielen Kämpfen auszeichnete

bald ähnliche englische Beschlüsse auch in Deutschland erfolgen. Aber dahin soll es nicht kommen, wir wissen diesen Anfeindungen entgegen zu arbeiten, und haben bereits so viel Einfluß an protestantischen Höfen gewonnen, daß unsere erbittertsten Gegner endlich ihre giftigen Federn wegwerfen werden, wenn sie sehen, daß sie nicht uns, sondern sich selbst den größten Schaden zufügen. Die Jesuiten, deren Orden sich neu gestaltet hat, die man in Deutschland so sehr haßt und verfolgt, haben einen weit höheren und heiligeren Beruf, als man glaubt, und erst kommende Geschlechter werden das Gute einsehen, das sie stiften, denn die schönsten Beweise liegen vor uns, wie sie ihren Zweck zu verfolgen wissen*).

Der Pater frug, ob im protestantischen Deutschland religiöse und gelehrte katholische Zeitschriften gelesen würden, namentlich der Strasburger Katholik (eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung), der Würzburger Religionsfreund, die Münchner Literaturzeitung u. A., denn man könne daraus ersehen, wie der Katholicismus nicht auf

---

*) Man vergleiche, was im Anhang, in den Anmerkungen I, II und III, über die Jesuiten und ihren Orden, über ihre Umtriebe, über den geheimen Briefwechsel der Katholiken und Jesuiten, und über ihre Anfeindungen, Lästerungen und Verfolgen gegen die evangelisch-protestantische Kirche gesagt worden.

der alten Stelle stehen bleibe, sondern vorwärts schreite, und er gestand, daß die Reformation und der Protestantismus als fortwährende Opposition gegen den Katholicismus viel dazu beigetragen habe.

Wir erwiederten, daß diese Zeitschriften im protestantischen Deutschland hie und da gelesen würden.

Auf seinem Arbeitstische lagen folgende Werke, die er mir anzusehen verstattete, und die ich darum anführe, weil sie zur Charakteristik des Paters beitragen, und das Interesse steigern, das wir bisher an ihm genommen haben:

1) Dr. Klotz, Bewegungsgründe seines Uebertritts zur protestantischen Kirche. Ulm 1825.
2) Kirchenzeitung von Dr. Zimmermann.
3) Saint Nicaise, oder Sammlung merkwürdiger maurischer Briefe. Aus dem Französischen. Frankfurt a. M. 1786.
4) Nicolaus Cassedet, Gespräche mehrerer Heiligen. Frankfurt a. M. 1824.
5) Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionspartheien. (Vom verstorbenen Oberhofprediger von Stark in Darmstadt.) 6te Aufl. Frankf. a. M. 1821.
6) Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche, von H. J. Schmitt. Mit

einer Vorrede von Fr. v. Schlegel. Wien 1824 *).

7) Stunden der Andacht, ein Werk des Satans, oder kritische Briefe über die so hochgepriesenen Stunden der Andacht. Ein nothwendiger Nachtrag für alle Leser derselben, die dabei Christen bleiben wollen. Mit Anmerkungen von einem römisch-katholischen Geistlichen. Mainz 1810 **).

8) Prüfung der Dr. Tzschirnerschen Schrift: Protestantismus und Katholicismus. Von einem Katholiken. Leipzig 1823.

9) Die Bibel in deutscher Sprache.

---

*) Friedrich v. Schlegel sagt: Diese Schrift hat herrlich gezeigt, daß beide Kirchen im Glauben eigentlich ganz einig sind. Mancher, der bisher beide Kirchen für verschieden gehalten, wird beim Lesen dieses Buches seinen Augen kaum trauen; es wird ihm seyn, als werde ein Schleier von ihnen weggenommen, wenn er sieht, wie nah beide Kirchen an einander stehen, und wie unbedeutend und innerlich nichtig das ist, was sie trennt und die Vereinigung noch aufhält. Dieß klingt sehr einladend, aber man muß Fr. v. Schlegel widersprechen, und wie bereits erwähnt, wird auch jetzt noch, wie schon früher, die Ausführung dieser Vereinigung beider Kirchen den größten Schwierigkeiten unterworfen seyn, und nur ein frommer Wunsch bleiben.

**) Ein elendes Produkt des Hasses und der Finsterniß, das selbst in kathol. Ländern mit großem Unwillen erblickt wurde. Vergl. Anmerkung II. im Anhang.

10) Réponse à des nouvelles attaques contre une société célèbre, addressée aux hommes de bonne foi de tous les partis, par Mr. Henri de Bonald. Paris 1825 *).

11) Spinoza, theologisch-politische Abhandlungen, frei übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Kalb. München bei Finsterlin **).

„Sie sehen aus diesen Werken," sagte der Pater, „daß ich auch die Schriften unserer Gegner lese; mitunter findet man doch etwas Gutes darin."

Die kritischen Briefe über die Stunden der Andacht tadelte er, wie auch den Professor Widmer in Luzern, der die Stunden der Andacht ein famoses Werk nennt! Er wußte, wer der Verfasser der „Prüfung der Tzschirnerschen Schrift über Protestantismus und Katholizismus" sey, und nannte den Pfarrer M. R***, der selbst Hand an sich gelegt und seinem Leben durch den Strang ein Ende gemacht habe. „Er war ein Protestant,"

---

*) Siehe Anmerkung I. im Anhang.

**) Wegen des darin herrschenden Materialismus und der Beleidigungen gegen die katholische Kirche wurde dieß, schon früher von der Regierung des Isarkreises unter Beschlag gelegte Werk, am 22. Dec. 1825 zu München confiscirt, und die ganze Auflage bei dem Verleger und andern Buchhandlungen weggenommen.

sagte er mit Nachdruck," „verkroch sich in eine fremde Maske, und prüfte als Katholik die Tzschirnersche Schrift."

„Aber sehen Sie, wie selbst protestantische Schriftsteller gute Zeugnisse für uns ablegen," sprach er weiter, indem er aus einem Stoße beschriebenen Papiers ein Fascikel einzelner Bogen und Blätter herausnahm, die mit Auszügen und Allegaten aus verschiedenen Werken angefüllt waren.

„Johannes von Müller sagt: Bei uns Protestanten spricht sich der Antichristianismus laut aus. Wir halten die Bibel für unsern Glaubensgrund, aber ich mag es nicht sagen, wie sie gedeutet wird. Selbst unsere Universitäten gehen hierin so weit, daß es zu fürchten ist, sie bereiten sich den Untergang." Woltmann sagt: „Das ganze Gebäude der positiven evangelischen Religion ist eigentlich schon zertrümmert, und nur Wenige haben seinem Sturze und Schwanken mit Theilnahme zugesehen." Der Pastor Boll spricht: „Wir müssen dahin arbeiten, daß der Protestantismus erst eine recht eigentliche Kirche werde." Und Luther sagte: Ists Gottes Werk, so wird's bestehen, ist's Menschenwerk, so wird's untergehen;" und was soll man nun denken, wenn man in einer Predigt Reinhards liest: „Luther stiftete in Sachsen seine Kirche, — wir kommen zusammen, Gott dafür zu danken, aber leider ist sie nicht mehr"!!? Der

Pater führte noch mehrere Stellen aus Herders Schriften vom Oberhofprediger von Stark und einigen Andern an, um uns durch unsere eigenen protestantischen Schriftsteller katholisch zu machen*).

Von dem Oberhofprediger v. Stark in Darmstadt sprach er viel Rühmliches. Er will ihn persönlich gekannt haben, und behauptete, Stark sey von dem in Deutschland mit großer Sensation aufgenommenen Werke: „Saint Ricaise, oder Sammlung von merkwürdigen maurischen Briefen," wovon er seine Autorschaft geläugnet, ebensowohl Verfasser, als von Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien." Beide Werke lagen auf des Paters Arbeitstische, wie ich bereits angeführt habe. „Theoduls Gastmahl," sagte er, „hat in der Religionsgeschichte Epoche gemacht, und unter den

---

*) Stellen, die aus allem Zusammenhange, aus aller Verbindung gerissen sind, wo die Schattenseiten nur hervorleuchten, und die Mißbräuche, der Aberglaube, der Unsinn der kathol. Kirche nicht als Parallelen gegenüber stehen sollen, können hier nicht als Beweise dienen, die eben so unlogisch und der gesunden Vernunft zuwider, als der Achtung protestantischer Gelehrten für ihren Glauben und noch mehr der Würde evangelisch-protestantischer Geistlichen entgegen und widersprechend wären. Man vergleiche, was im Anhang unter Anmerkung III. gesagt worden.

Protestanten viel Gutes gestiftet, dem Verfasser hat es aber viele bittere Vorwürfe von den Protestanten zugezogen. Stark zeigte sich dem Katholicismus geneigt, und man schien erwarten zu dürfen, er werde sich öffentlich dazu bekennen; allein es geschah nicht; er war zu sehr durch gewisse Umstände gebunden, und empfing von gewissen Seiten der Auszeichnungen und Wohlthaten zu viele, die ihn an Darmstadt fesselten*). Katholiken, besonders Geistliche, erzählte der Pater weiter, hat er oft und gern besucht; sein einnehmendes Wesen, sein Geist, wie seine Kenntnisse haben ihm überall Hochachtung und Liebe gewonnen; als er sich aber über die Ursachen der Religionsspaltung im 16. Jahrhundert öffentlich aussprach, zogen die Protestanten heftig und fürchterlich gegen ihn zu Felde. Nicolai, Gedike und Biester nannten ihn einen vermummten Katholiken, einen Jesuiten. Im Jahr 1770 hat Stark (der am 29. Oct. 1741 zu Schwerin geboren war und in Göttingen studierte), seinen ersten Ruf als Professor der Theologie in Königsberg erhalten; nach 6 Jahren wurde er daselbst Oberhofprediger und Generalsuperintendent,

---

*) Hätte ihn der Pabst sogleich zu einem Bischof, noch lieber aber zu einem Erzbischof erwählt, der gute Stark würde augenblicklich eingepackt haben, um in Rom den Krummstab zu empfangen.

gab aber diese ausgezeichnete Stelle zum allgemeinen Erstaunen bald darauf freiwillig auf, und ging 1777 nach Mietau, um dort Philosophie zu lehren. Der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt berief ihn 1781 als Oberhofprediger zu sich; 1807 empfing er vom Landgrafen das Großkreuz des Ludwigordens, und 1811 wurde er in den Adelstand erhoben. Weil er für sich und seine Familie den Kirchhof des in der Nähe Darmstadts gelegenen Dorfes Ingenheim, auf dem sogenannten heiligen Berge, zu seinem Begräbnißorte erwählt hat, wo ehemals ein Nonnenkloster und ein katholischer Gottesacker war, darum hat sich nach seinem Tode das falsche Gerücht verbreitet, Stark sey wirklich Katholik gewesen, denn er habe sich auf einem katholischen Kirchhofe begraben lassen."

Während der Legationssecretär noch in Starks Saint Nicaise blätterte, frug er den Pater:

„Nicht wahr, ich habe von dem Criminalrath H*** recht gehört: Herr v. S*** ist auch Freimaurer?"

Der Pater schien anfangs die Frage nicht gehört zu haben, oder nicht hören zu wollen, denn er drehte sich um, und sagte dann gleichgültig: „Ja, ich glaube, wenigstens gehörte er früher zu dem Orden."

Die Wiedererkennungs- und Handdrucks-Scene mit dem Criminalrath im Bairischen Hof ist hier-

nach sehr natürlich zu erklären, und die Worte des Jesuiten, die dem Legationssecretär damals noch böhmische Dörfer waren:

„Sehen Sie, mein Bester, nun läßt mich „der Criminalrath in Frieden; so kann die „Erinnerung einer alten Bekanntschaft (im Bade „zu Töplitz) der Justiz und der Polizei die „Augen verbinden —"

lassen sich nun sehr logisch und auf die Loge interpretiren, so daß die böhmischen Dörfer und das Töplitzer Bad nichts Räthselhaftes mehr enthalten.

Wir lenkten die geheimnißvollen Conversionen und Proselytendiscurse, die um uns gezogenen Netze, worin der Pater uns als Convertiten schon gefangen glaubte, wieder auf den von S*** und den Grafen J***, und äußerten, daß allem Vermuthen nach der Graf sich bald öffentlich für die katholische Kirche erklären und zu ihr übertreten werde, daß er, als Günstling des Fürsten, auch diesen für den Katholicismus geneigt gemacht habe, und daß Herr v. S*** dem Pater darüber sehr wichtige Beweise mittheilen werde.

Sehr ruhig und besonnen erwiederte der Pater:

„Sie theilen mir eine sehr unerwartete Neuigkeit mit, von der mir S*** auch nicht ein Wort geschrieben oder nur entfernt darauf hingedeutet hat."

„Die Eile und die Wichtigkeit seiner Reise," sprach der Legationssecretär, „wird ihn entschuldigen, einem Briefe nicht Geheimnisse anvertraut zu haben, die dadurch, daß sie ein Zufall vorzeitig verräth, den glücklichsten Erwartungen und Hoffnungen oft Hindernisse in den Weg legen, die früher wohl leichter, später aber, wenn die Sache nicht mehr unter wenigen Vertrauten abzumachen ist, und ein Gegenstand des öffentlichen Urtheils wird, nur mit großen Schwierigkeiten zu beseitigen sind. Daß der Fürst wirklich dem Katholicismus geneigt ist, daß der Graf recht bald seinen Uebertritt zur katholischen Kirche vollziehen wird, davon bin ich überzeugt, und Herr v. S*** wird Ihnen mündlich mehr mittheilen. Seit wann haben Sie Ihren Freund nicht gesehen?"

„Es wird wohl ein Jahr seyn, seit er nach Rußland ging," erwiederte der Pater.

„Und von dort kam er wohl vor Kurzem erst nach Deutschland zurück, um nach Paris zu gehen?"

„Nur einige Wochen hielt er sich in *** auf, nachdem er von Petersburg zurück war. Was aber eigentlich der Zweck seiner Reise nach Paris ist, kann ich nicht errathen."

„Es lassen sich darüber wohl einige Muthmaßungen aufstellen," erwiederte der Legationssecretär. „Ob man z. B. der Nachricht Glauben beimessen kann, daß der Herzog und die Herzogin

von Anhalt-Köthen in Paris zur katholischen Kirche übergehen werden? Haben Sie nichts Näheres darüber vernommen? Ich höre, der Herzog sey noch dort anwesend."

„Ich habe davon gehört," sprach der Pater, „die Nachricht soll sich bestätigen. Aber wie ist Ihnen im nördlichen Deutschland dieß zu Ohren gekommen? Noch kein öffentliches Blatt hat davon etwas berichtet, denn die Sache wird sehr geheim gehalten. Nur durch vertraute Briefe eines Pariser Geistlichen, der mit dem Erzbischof *** verwandt ist, bin ich davon in Kenntniß gesetzt worden."

„Sie wundern sich, und doch hat Herr v. S*** noch viel früher davon Kenntniß gehabt. Er theilte diese Neuigkeit, aber noch eine weit wichtigere aus Rußland, dem Fürsten mit, daß dort eine Verschwörung bemerkbar sey, und allerhand Reformen den Umsturz der Regierung bewirken sollten, ja, daß man sogar für das Leben des Kaisers besorgt sey."

„Wie!" rief der Pater mit Erstaunen aus: „das hat v. S*** aus Rußland mitgebracht? Ein solches Wort des Hochverraths ist nicht leicht gesprochen, wenn der Kopf nicht dafür büßen und vor die Füße gelegt seyn will! Und v. S*** erzählte es dem Fürsten, und Sie sind davon in Kenntniß gesetzt? O ich fürchte, er mischt sich in staatsgefährliche Pläne, in Verirrungen und böse

Händel, und sein gutes Herz wird sein eigener Verräther! Geheimnisse hat er auf der Zunge, die wenn sie einmal in sein Ohr gedrungen und ihm nicht unbekannt geblieben, im Tiefsten seines Innern verschwiegen und vergraben bleiben sollten. Und er vertraut sie Andern an? O ich fürchte, mein alter Freund wird sich selbst mit seiner Politik den Untergang bereiten, denn seine Carriere geht über die Schranken der Klugheit hinaus. Daß er von dem Uebertritt des Herzogs von Köthen sprach, wovon er durch mich erst in Kenntniß gesetzt wurde, ist schon der Klugheit zuwider, denn ich schrieb ihm diese Nachricht als ein Geheimniß, doch gebe ich zu, daß er dabei eine Absicht hatte, die mir verborgen ist; daß er aber über Rußland und den Kaiser Alexander voreilige Aeußerungen fallen ließ, dieß ist auf keinen Fall zu entschuldigen."

„Und doch," erwiederte R***, „denn da wir nicht wissen, welche Veranlassung zum Grunde lag, wodurch sich Herr v. S*** bewogen fand, diese Aeußerung zu thun, so können wir darüber nicht eher ungünstig urtheilen, bis wir die Bewegungsgründe kennen. Vielleicht kam der Fürst selbst auf Rußland, auf die unglücklichen, für ihre Unabhängigkeit von den Türken, für ihre Freiheit sich muthig opfernden Griechen, und auf die bedeutungsvollen Worte des russischen Archimandriten an den

Kaiser zu sprechen. Herr von S***, der, wie Sie sagen, direkt aus Petersburg kam, konnte daher über die neuesten Verhandlungen des russischen Kabinets mit der ottomanischen Pforte, in Bezug auf die Griechen, so wie über die Gesinnungen des russischen Kaisers, der gerne den Griechen beigestanden hätte, wäre sein edles, gutes Herz nicht von der Politik und dem Interesse anderer Mächte umschlungen gewesen, den besten Aufschluß geben."

Die Aeußerungen des Archimandriten gegen den Kaiser: „daß abermals viele hundert Köpfe griechischer Christen von den Barbaren am Serail in Konstantinopel zum Spott und Hohn der Christenheit aufgesteckt wären, daß die Griechen vergebens um Hülfe riefen, daß die Türken das Kreuz des Heilands verspotteten, und daß diese Griechen, diese bedrängten Christen keinen Retter fänden, und das Kreuz des Herrn keinen Rächer!" diese Worte waren von ihm nicht ohne Bedeutung gesprochen, um den Kaiser, der für seine Religion, wie auch für die seiner bedrängten Glaubensgenossen, ein warmes, religiöses Herz besaß, zu einem entscheidenden Schritt zu bewegen. Die Verschwörung gegen die kaiserliche Familie hatte indeß ihr Unheil stiftendes Werk begonnen. Der Kaiser verließ, davon nichts ahnend, seine Hauptstadt, — und kehrte zu ihr im Sarge todt zurück!" *).

*) Anmerkung I. im Anhang.

„Ich gebe zu," sprach der Pater, „daß v. S*** Veranlassung fand, sich in Rußland von politischen und religiösen Umtrieben in Kenntniß zu setzen, daß er dabei ohne alle Theilnahme geblieben, und dem Fürsten nur anvertraut hat, was ihm über die Verschwörung zu Ohren gekommen ist. Muß aber der Fürst nicht glauben, daß er ein sehr verdächtiger Mann ist, der solche Geheimnisse kennt, und sie nicht höhern Orts anzeigt, um die Verräther, die den Umsturz einer Regierung bewirken wollen, zur Haft und Untersuchung zu ziehen?"

„Wie können Sie Ihrem Freunde nur eine Unklugheit zumuthen, sich dem Fürsten von einer verdächtigen Seite dargestellt zu haben," erwiederte der Legationssekretär. „In einem Reiche, wie Rußland, gibt es Unzufriedene, Demagogen, Fanatiker und Schwärmer in höheren, wie in niederen Klassen; sie sprechen ihre Unzufriedenheit da aus, wo sie glauben, nicht mißverstanden zu werden. Kann Herr v. S*** nicht unter jene Revolutionärs gerathen seyn, ohne sie und ihre Pläne früher gekannt zu haben? Er hörte hie und da geheimnißvolle Reden, seine Aufmerksamkeit wurde gespannt, und das Resultat davon war, daß er erfuhr, was er dem Fürsten mittheilte. Seine Entfernung aus Petersburg spricht ihn von aller Theilnahme frei, und daß er davon, was er an mehreren Orten über mögliche Reformen im russischen Reiche, und über

eine damit verbundene Verschwörung, auf geheimnißvollem Wege erfuhr, nicht der Regierung Anzeige machte, das war von ihm sehr klug, wenn er sein Leben erhalten, und nicht den Meuchelmördern preisgeben wollte, deren Rache er versichert seyn durfte. Auch konnte er nicht wissen, ob es mit der Verschwörung wirklich so ernstlich gemeint sey, und ob das Leben des Kaisers dabei in Gefahr komme. Die Unzufriedenen wollen vielleicht nur eine Veränderung des Ministeriums, sie wünschen andere Männer an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt zu sehen, die im Volke mehr Liebe und Vertrauen haben; sie wollen diesen und jenen Emporkömmling stürzen, der nach ihrer Meinung einen nachtheiligen Einfluß auf den Kaiser und die Verwaltung habe. Daß bei solchen Wünschen und Bestrebungen der Zunder des geheimen Unwillens weiter um sich greift, daß man die Grenzen nicht kennt, wo die Empörung, die Flamme des Aufruhrs wieder gestillt werden kann, dieß geht aus allen gewaltsam erzwungenen Staatsreformen hervor. Der Zufall kann hier nur entscheiden, da über die Ausführung der Verschwörung eine höhere Hand walten wird, um jedes Unglück abzuwenden, die Verräther zu entdecken, und das Komplott zur gebührenden Strafe zu ziehen. Nein, ich wundere mich nicht über die gegen den Fürsten gethane Aeußerungen des Herrn v. S***, auch wurden sie mir nicht unmittelbar von dem Für-

sten, sondern durch eine dritte Person bei Hof, also nur der Sache und dem Inhalte nach, ohne alle Nebenumstände und Berücksichtigungen, ohne das einleitende Gespräch des Fürsten mit Herrn v. S***, mitgetheilt. Man sagte mir, — ich darf es Ihnen wohl gestehen — der Fürst vermuthe, Herr v. S*** gehöre zu dem Orden der Jesuiten, den der Kaiser Alexander aus Rußland verbannt hat."

„Der Fürst vermuthet das?" frug der Pater sichtbar verlegen.

„Ja, aber er hat die beste Meinung von dem Beruf und Wirkungskreis der Jesuiten, daß sie wahre Religion und zugleich Bildung und Aufklärung befördern, daß sie die Stützen des Throns und des Altars sind, alle Freigeisterei, allen Irrglauben ausrotten, und durch ihre in allen Ländern bestehenden Verbindungen und Gesellschaften, durch ihren geheimen Briefwechsel unter sich und mit den ersten Männern am Ruder des Staats und der Kirche, von allen religiösen und politischen Umtrieben, von jeder drohenden Gefahr, von jeder Empörung, von allen Verschwörungs- und Reformationsplänen, genau unterrichtet sind. Daher ist wohl auch das Vertrauen und die Zuneigung erklärbar, womit der Fürst den v. S*** aufnahm, der ihm erzählte, wie unrecht der Kaiser Alexander sich von seinen Ministern habe berathen lassen, einen Orden aufzuheben, der nur Gutes stifte, und

dennoch verkannt werde; daher schien es dem Fürsten, wie mir erzählt wurde, nicht aufzufallen, daß Herrn v. S*** diese wichtigen, geheimen Nachrichten aus Rußland bekannt waren, und ich hoffe, Sie sind durch die Offenheit meines Geständnisses, über die Vermuthung des Fürsten und über Ihren Freund beruhigt, den Sie in Gefahr glaubten, wo keine zu finden ist, und der dem Fürsten und dem Grafen vielleicht schon früher bekannt war, ehe an den Uebertritt des Herzogs von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche, und an den Religionswechsel unsers Fürsten, wie an den Grafen J***, gedacht wurde.“

„Es freut mich,“ sprach der Pater, „daß Sie die Vermuthung des Fürsten über den v. S*** nicht länger verheimlicht, und mir einen Aufschluß gegeben haben, der zugleich ein Bekenntniß Ihrer eigenen Ueberzeugung ist, die von dem Orden der Jesuiten nur die günstigste Meinung hegt. Der Fürst hat sich in seiner Vermuthung über den v. S*** nicht geirrt. Zwar besteht der Orden nicht in der Ausdehnung, die Sie ihm beilegen, denn er greift, seiner Bestimmung nach, nicht in das politische Leben ein, nur Religion, Bildung, und keine falsche Aufklärung, ist sein Hauptzweck; aber es kommen Fälle vor, wo auch die Politik ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden kann. Daß die Jesuiten eine Stütze des Throns und des Altars sind, das

wollen die Fürsten nicht erkennen; aber daß sie es sind, haben wir bewiesen, und der Pabst ist davon überzeugt.“ *)

„Ich habe das beste Vertrauen von dem wichtigen Beruf der Jesuiten. Herr v. S*** gibt den sichersten Beweis, daß dem Einzelnen, wie der Gesammtheit des Ordens, nichts entgeht, was gegen den Thron und den Altar auf dunkeln Wegen ersonnen worden.“

Der Pater erwiederte nichts darauf, er ging unruhig im Zimmer auf und ab, und bat uns, von dem, was v. S*** dem Fürsten mitgetheilt, gegen Niemand, weder schriftlich, noch mündlich, ein Wort zu äußern. Er war für seinen Freund so sehr besorgt, daß wir ihm dieß mit Herz und Mund versprachen.

Wir verließen ihn darauf, und er lud uns ein, ihn bald wieder zu besuchen. Ich erinnerte ihn noch an das blaue Buch, das er uns zu leihen versprach; er suchte es hervor, und gab es mir mit den Worten:

„Sie werden schreckliche Ereignisse, Schand- und Gräuelthaten aller Art darin finden. Gott bewahre jeden Staat vor einer Revolution!“ **)

Am folgenden Tage fanden wir in unsrem Gast-

---

*) S. Anhang, Anmerkung I.

**) S. Anhang, Anmerkung V.

haus an Table d'hôte einen Herrn, den der Legationssekretär sogleich für den erkannte, der am 19. August mit Herrn v. S*** im Bairischen Hofe war, und der am folgenden Morgen mit dem unbekannten Herrn aus Oestreich abreiste, als der Criminalrath und der Legationssekretär sich noch auf dem Zimmer des v. S*** befanden.

Der Fremde schien erfreut, den Legationssekretär hier wieder zu finden, und bedauerte, nicht länger mit ihm zusammen seyn zu können, da er noch heute nach Stuttgart reisen müsse; er sey erst diesen Morgen von Saverne angekommen. Seinen Aeußerungen nach kannte er den Herrn v. S*** nicht näher, und schien nur zufällig im Bairischen Hofe mit ihm zusammen gekommen zu seyn. Er war Katholik, wie wir aus seiner Physiognomie, die jeden wahrhaft Römisch-Katholischen richtig erkennen läßt, sogleich ersahen. Er sprach sehr beredt über die Missionsgeschäfte der Jesuiten, und frug, ob wir den Bischof von Strasburg und den Professor Görres schon kennen gelernt hätten. Wir verneinten dieß, und erwähnten dafür die Bekanntschaft mit dem Pater H***.

„Da haben Sie eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht," sagte er. „Der Pater ist in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, und der erste Kanzelredner. Ich wünschte nur den dritten Theil seiner Kenntnisse zu besitzen. Er arbeitet Tag und

Nacht, und lebt sehr eingezogen, man sieht ihn nirgends, als in der Kirche, und nur selten auf der Promenade, wo er mit den ersten Männern Strasburgs sich unterhält.“

Ein Mädchen mit einem kleinen Tabulet-Kästchen trat in's Zimmer, und bot uns allerhand Sachen zum Kauf an: Oblaten, Siegellack, Bleistifte, Pfeifenräumer, Uhrbänder, wohlriechende Essenzen und Pomaden, Rosenkränze, Mutter-Gottes-Bilder, Cruzifixe mit metallenen und hölzernen Bildnissen Christi, u. s. w.

Wir wiesen die Verkäuferin von uns, aber sie ging nicht; sie blieb bittend vor mir und dem Legationssekretär stehen, und hielt einen Rosenkranz und ein Kruzifix hin.

„Kaufen Sie doch dem armen, guten Kinde was ab,“ sprach der Fremde, und strich dem Mädchen die blühenden Wangen der Unschuld; „Sie wissen nicht, wo sie einen Rosenkranz oder ein Kruzifix nöthig haben, und Ihr großer Landsmann Leibnitz mag Ihnen dabei zum Vorbilde dienen, der auf seiner Reise von Venedig nach Mosola in Gefahr kam, als Ketzer aus dem Schiffe geworfen zu werden, hätte er nicht einen Rosenkranz aus der Tasche geholt, und die Gebete dazu hergesagt, wodurch er die Katholiken auf dem Schiffe täuschte, die ihn nun für keinen Ketzer mehr ansahen.“

Um dem Fremden zu zeigen, daß nicht seine

Empfehlung, sondern das Mitleid für das artige Mädchen, unsere Beutel öffnete, nahmen wir zwei Rosenkränze, zwei Marienbilder und zwei Kruzifixe und gaben dem Mädchen weit mehr, als sie verlangte. Sie wollte das übrige Geld zurückgeben, aber wir nahmen es nicht, und sie küßte uns dafür die Hände, und sagte:

„Noch heute will ich im Franziskanerkloster zur Mutter Gottes und für das Heil Ihrer Seelen beten."

Wir dankten ihr für diese guten Wünsche, und sie verließ uns. Der Fremde sagte: „Das werden Sie doch zugeben, daß unter den Katholiken weit mehr religiöser Sinn herrscht, als unter den skeptischen Protestanten, wo man ähnliche Scenen, wie diese, nicht findet. Mir will es in protestantischen Ländern nie behagen, ich finde mich dort sehr unwohl, und bin immer froh, wenn ich wieder unter Katholiken bin."

Ich sah den Legationssekretär an, denn wir Beide wußten nicht, was wir ihm darauf erwiedern sollten.

„O ja," sagte ich, „Sie mögen wohl in mancher Hinsicht Recht haben, man lebt hie und da sehr zufrieden in katholischen Ländern, namentlich in Oestreich, weniger in Frankreich, am allerwenigsten aber in Italien, wo man unter den Kruzifixen, Statuen und Bildern der Maria und aller Heiligen

beraubt, erdrosselt oder erdolcht wird, und dieß sollte man in dem Lande, in diesem Paradiese der Religion, wo der heilige Vater lebt, wo so viel religiöser Sinn zu finden ist, doch gar nicht zu erwarten haben."

Der Legationssekretär stieß mich an, und ich sprach nichts weiter, um nicht bitter zu werden, konnte mich aber eines Lächelns nicht enthalten.

„Warum lachen Sie?" frug der Katholik.

„O es fällt mir so eben eine gar drollige Geschichte mit einem römischen Banditen und Jesuiten im Vatikan ein, als der Pabst in der Peterskirche das Hochamt hielt."

„Und was finden Sie Lächerliches dabei?"

„Nichts, was Sie interessiren könnte," entgegnete ich.

Aus meinem und des Legationssekretärs Benehmen mochte er schließen, daß uns seine katholische Unterhaltung nicht sehr amüsire. Er schluckte noch einige Gläser Wein hinab, — wir wünschten ihm eine glückliche Reise, und er verließ das Zimmer.

In den darauf folgenden Tagen nahmen wir die Sehenswürdigkeiten Strasburgs in Augenschein, besuchten mehrere Kirchen und Klöster, und beschäftigten uns in der Zwischenzeit mit der Lektüre des merkwürdigen blauen Buchs, das wir dem Pater bei unserem nächsten Besuche wieder einhändigen wollten.

Von der Polizei bekamen wir, nach unserem Wunsche, eine vorläufige Aufenthaltskarte auf vier Wochen, weil wir sowohl die Ankunft des v. S*** aus Paris, als auch Briefe von unsern Freunden und Bekannten, die wir von Weimar aus von unserem unbestimmten Aufenthalt in Strasburg benachrichtigt hatten, hier erwarten wollten.

Am Sonnabend Nachmittag gingen wir zum Pater H***, ließen uns melden, aber das Mädchen brachte uns aus seinem Zimmer die Antwort: „Se. Hochwürden bedauern, daß sie heute nicht zu sprechen wären."

Am folgenden Tage, um dieselbe Stunde, die uns der Pater als diejenige bezeichnet, wo er am sichersten in seiner Wohnung zu finden und zu sprechen sey, begaben wir uns wieder zu ihm. Das Mädchen, das uns anmeldete, verweilte lange in seinem Zimmer, ehe wir erfahren konnten, ob es dem würdigen Pater heute gefällig sey, uns vorzulassen. Endlich kam sie heraus, und sagte:

„Sie mögen hereinkommen."

„Ist vielleicht Besuch bei ihm?" frug ich.

„Ein Herr, der sehr oft da ist, und der sich gleich entfernen wird," erwiederte das Mädchen.

Wir öffneten des Paters Zimmer.

Zu unserem Erstaunen erblickten wir beim Eintritt den Herrn, der mit dem v. S*** im Bairischen Hofe war, mit uns im heiligen Geiste an

Table d'hôte speiste, uns Rosenkränze und Kruzifixe zu kaufen empfahl, der an demselben Tage nach Stuttgart reisen wollte, und über die Protestanten loszog, uns aber verließ, als er merkte, daß wir an seiner katholischen Unterhaltung und an dem Pabste keinen Gefallen fanden.

Wir begrüßten ihn und den Pater. Beide waren ziemlich kalt gegen uns. Der Unbekannte entfernte sich nach einigen Minuten, und kaum hatte er das Zimmer verlassen, so sprach der Pater zu mir:

„Dieser Herr ist sehr unzufrieden mit Ihnen. Er hat mir erzählt, daß Sie an einem öffentlichen Orte, im Gasthaus zum Geist, über den Pabst beleidigende Aeußerungen gethan haben. Ich ersuche Sie, und hoffe, daß Sie bei Ihrem längern Aufenthalt in Strasburg dieß Versehen wieder gut machen, und sich jeder vorlauten Aeußerung über den Pabst und die katholische Kirche enthalten, oder ich müßte mir Ihre Besuche verbitten."

„Von vorlauten, beleidigenden Aeußerungen weiß ich nichts," entgegnete ich, „es war meine Absicht nicht, weder diesen mir unbekannten Herrn, noch die katholische Kirche und ihr Oberhaupt zu beleidigen; dieß geht schon daraus hervor, daß wir auf sein Anrathen zwei Rosenkränze, zwei Marienbilder und zwei Kruzifixe kauften."

„Haben Sie diese Sache mit Ueberzeugung und aus reinem Herzen gekauft?“

„Wie können Sie zweifeln, daß uns ein Kruzifix, das Bildniß unsers göttlichen Lehrers und Herrn, nicht die heiligsten Gefühle unserer Religion einflöße. Die Rosenkränze und Marienbilder kauften wir, um diesem Herrn zu beweisen, wie tolerant und billig denkend wir gegen ihn und seine Glaubensgenossen sind. Diese Artigkeit verdiente, daß er gegen uns eben so gehandelt, und sich keine bittere Aeußerung gegen uns Protestanten erlaubt hätte. Aber dieser Herr will nur gegen Andersdenkende zu Felde ziehen; er verläumdet uns bei Ihnen, und Sie fordern uns dadurch zur Gegenrede auf.“

Während ich dieß sprach, ging der Pater im Zimmer auf und ab, und erwiederte nichts.

Ich gab ihm das blaue Buch zurück.

Der Legationssekretär hatte bis jetzt geschwiegen.

„Sie hoffen,“ sprach er zum Pater, „daß mein Freund bei unserem längern Aufenthalt in Strasburg, ein Versehen gegen den Pabst, dessen Sie ihn beschuldigen, wieder gut machen werde. Da dieß nun unmöglich ist, und ich ganz seinen Ansichten über den Pabst und die katholische Kirche beitrete, so gilt auch mir Ihre Weisung: Sie durch unsere Besuche nicht wieder zu inkommodiren.“

Der Pater war verlegen; er suchte sich zu entschuldigen, und bat den Legationssekretär, ihn bald wieder mit seinem Besuche zu erfreuen.

„Das soll geschehen, wenn Ihr Freund, Herr v. S***, zugegen ist, mit dem ich noch ein sehr ernstes Wort zu reden habe.“ Der Legationssekretär zog seine Brieftasche heraus, nahm den Wechsel des v. S***, und zerriß ihn. Schicken Sie Ihrem Freunde seinen Wechsel zurück,“ sprach er; „daß ich ihn zerrissen, wird ihn überzeugen, daß ich seinen Plan verabscheut habe, und Rechenschaft fordere über seinen mit dem Grafen geschmiedeten Jesuiten-Betrug, der meinen Sturz herbeigeführt, und meine Ehre vernichtet hat. Ich aber werde nun keinen Anstand nehmen, mich öffentlich zu vertheidigen, und die evangelisch-protestantische Welt von den Kabalen und Intriguen der Katholiken und Jesuiten in Kenntniß setzen, denn ich sehe, daß man auch in Strasburg nicht unterläßt, unsere Religion und uns selbst zu verläumden, geheime Kundschafter auszuschicken, die hinter unserem Rücken nachtheilig von uns reden, als gingen wir darauf aus, den Pabst und die katholische Kirche durch gehässige Aeußerungen zu beleidigen.“

Wir verließen ihn, um seine Erwiederung nicht zu hören, und begaben uns auf das Postamt, um nachzufragen, ob keine Briefe an uns eingegangen

wären, denn der von dem Pater an uns abgeschickte Spion, in der Person des vorlauten Anklägers im Gasthaus zum heiligen Geiste, änderte unsern Plan, länger in Strasburg zu bleiben. Wir wollten nun ohne längern Verzug nach Paris, um den v. S*** aufzusuchen, und die merkwürdige Jesuiten-Kabale zu lösen.

Zu unserer großen Freude wurden uns Briefe übergeben, die schon seit 24 Stunden an uns angekommen waren, und deren Empfänger erwarteten. Wir eilten damit in unsern Gasthof, und erbrachen die Briefe wie Botschaften aus der Heimath an ferne Geliebte, die nach schmerzlicher Trennung mit Freuden die geliebten Züge erblicken, und dabei vergessen, daß sie in fernem Lande, unter kalten, herzlosen Menschen leben, die keinen Antheil nehmen an ihren Leiden und Schicksalen, die sie vielmehr hassen und verfolgen, weil sie den Glauben und die Religion nicht lieben, die man in Rom diktirt, um selig zu werden!

Welche freudige Ueberraschung aber waren diese Briefe für uns! Welches Frohlocken durchdrang uns! und welcher edle Stolz belebte unsre Brust! Ja, alle Protestanten, die mit Treue und Liebe an dem Glauben ihrer Väter und dem Evangelium hängen, werden diese Freude mit uns theilen, wenn sie hören, daß der Fürst, den man schon von geheimen Katholiken und Jesuiten, von Kundschaftern

des römischen Oberhauptes für die katholische Kirche gewonnen glaubte, — daß dieser edle Fürst die Religion und den Glauben seiner Väter nicht verlassen, und unserer evangelisch-protestantischen Kirche seine Treue und Liebe auf eine so edle und erhabene Weise versichert hat, daß wir mit Stolz uns dessen rühmen können!

Zum zweiten und dritten Male lasen wir diese Briefe, um uns zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, daß der Fürst den Jesuitenbetrug mit seinen Räthseln gelöst, den Legationssekretär für unschuldig, den Grafen J*** als einen Verläumder und geheimen Katholiken, den v. S*** aber als einen Jesuiten und Mithelfer an dem Werke des Grafen erkannt habe!

„Der Fürst begab sich," heißt es in dem einen Briefe, „am zweiten Sonntage nach des Legationssekretärs Entfernung, in die Schloßkirche, und empfing dort vor dem Frühgottesdienst mit seiner Gemahlin, der Frau v. L*** und einigen andern Hofdamen, das heilige Abendmahl. Gewiß der schönste Beweis der Liebe und Anhänglichkeit, den der Fürst seiner Gemahlin und allen denen geben konnte, die wegen einer Hinneigung zum Katholicismus für ihn besorgt waren, und die nun durch diesen Schritt von seiner Treue an unserer Kirche, an der Religion und dem Glauben seiner Väter überzeugt sind!"

„Zwei Tage vorher ward der Graf J*** sehr

früh zum Fürsten gerufen. Man hörte bald darauf den Fürsten sehr heftig mit dem Grafen reden. Der Fürst las aus Briefen mehrere Stellen vor, die sich auf den Grafen bezogen, und in den anstoßenden Zimmern hörte man deutlich die Worte des Fürsten: „Hier steht es! Wie können Sie Ihre Mitwissenschaft dieser Verläumdung läugnen! Wie wollen Sie mit dem v. S*** sich verantworten und rechtfertigen! Der Legationssekretär ist unschuldig arretirt und seines Dienstes entlassen worden! Ich werde ihn zurückrufen. Daß v. S*** ein Jesuit ist, davon bin ich vollkommen überzeugt! Führen Sie mit ihm Ihre geheimen Pläne aus, aber nicht in meinem Lande! Werden Sie öffentlich Katholik, denn Sie wären es schon lange im Geheimen! Nur des Papstes geheime Winke haben Sie verblendet!“

Der Graf verließ einige Tage darauf die Residenz, und reiste, — sonderbar genug! — mit Fräulein M*** und dem geistlichen Rath N***, in dessen Hause das Fräulein wohnte, auf sein Landgut bei H***. Man vermuthet, der Graf werde sich dort mit ihr vermählen, denn sie sey des Grafen erklärte Geliebte, und nur Mißverständnisse hätten den Irrthum mit ihr und dem Fürsten herbeigeführt, weil einst zufällig auf dem Lustschloß zu E*** der Fürst, der Graf J***, Fräulein M*** und der geistliche Rath N*** zusammengetroffen wären.“

Ein zweiter Brief, von dem Geheimen Rath v. ***, lud den Legationssekretär ein, zurückzukommen, und seine Stelle wieder einzunehmen; aber der Legationssekretär schlug diesen Antrag aus, und erwiederte dem Geheimen Rath noch an diesem Tage daß er zwar nach seiner Zurückkunft von Paris, wohin er mit mir reisen werde, nach *** kommen, nie aber dort eine Stelle wieder annehmen werde.

Mir wurde in einem Briefe die traurige Nachricht mitgetheilt, die ich dem Legationssekretär beibringen möchte, daß seine geliebte Rosalie, die ihn zärtlich und innig liebte, die über sein trauriges Geschick in ihrem sanften, edeln Herzen den tiefen Kummer verbarg, wenige Tage nach seiner Entfernung gefährlich krank geworden sey, und daß man an ihrem Wiederaufkommen zweifle, denn sie ruhe schon in völliger Bewußtlosigkeit.

Ich verbarg diesen Brief, und wollte meinen Freund durch diesen schmerzlichen Inhalt nicht noch mehr betrüben, denn er war niedergeschlagen, daß Rosalie keinen Brief beigelegt habe!

Mir fuhren diese Worte wie ein Dolch in's Herz!

Die Reise nach Paris schien günstig ihn zu zerstreuen.

Wer aber vermag die Zukunft zu enthüllen, und den Schleier zu zerreißen, hinter welchem die Schicksale der Sterblichen verborgen sind!

Wer hätte ihm zurufen können: Dort findest Du Dein Grab!

Keine Stimme der Warnung vernahmen wir, und an meiner Seite sah ich ihn erblassen, den theuren, unvergeßlichen Freund!

Nur kurz kann ich die letzten Tage meines Freundes berühren, um nicht in eine ausführliche Erzählung von unserem Aufenthalt in Paris, was uns, und nach des Legationssekretärs Tode mir mit der jesuitischen Priesterpartei und unter den Anhängern des Herrn v. Villele begegnet und widerfahren ist (wovon ich in einer besondern Schrift reden werde), hier übergehen zu müssen. Dieß würde mich auch auf die Untersuchung und Nachforschung des Giftmischers führen, die in einer Stadt, wie Paris, um so schwieriger ist, da sie zwar auf meine und des Legationssetretärs gethane Aeußerungen und Vermuthungen sich gründete, aber durch keine Beweise oder Zeugen über den von einer dritten Person gedungenen Giftmischer unterstützt werden konnte, mithin auch zu keinem Resultat führte, das den gegründetsten Vermuthungen über den Thäter entsprochen hätte. Der Giftmischer wurde nicht entdeckt. Mögen Rücksichten, Protektionen und Bestechungen vorgekommen seyn, die eine weitere Untersuchung über jene dritte Person niederschlugen, — so viel geht hervor, daß v. S*** auch hier seine Hand im Spiele hatte, um dem

Mörder nicht auf die Spur zu kommen. Nachdem keine Gewißheit über die Vergiftung durch eine dritte Person zu erlangen war, wurde eine weitere Nachforschung und Untersuchung durch das sich verbreitete Gerücht niedergeschlagen:

„Der Legationssekretär habe sich selbst vergiftet, und ich suche seine Ehre dadurch zu retten, daß ich einen Andern zu seinem Mörder machen wolle!"

Das Grundlose dieser Erklärung will ich sogleich beweisen.

Als wir in Paris angekommen, fanden wir erst nach acht Tagen die Wohnung des v. S***, den wir auf der Polizei erfrugen. Wir traten in sein Zimmer, und er fuhr bei Erblickung des Legationssekretärs rasch vom Sopha auf, griff nach einem Briefe, und hielt meinem Freunde den zerrissenen Wechsel aus Weimar vor, den der Pater H*** aus Straßburg übersandt, und wahrscheinlich auch die nöthigen Anmerkungen über unsern letzten Besuch bei ihm, in merkwürdigen Glossen hinzugefügt hatte, denn v. S*** war von Allem unterrichtet, was wir mit dem Pater H*** über ihn und seine Aeußerungen gegen den Fürsten, über seinen Antheil an des Legationssekretärs verhängnißvollem Schicksal, über seine, durch Uebersendung des Wechsels an den Tag gelegte Absicht der Proselytenmacherei u. s. w. gesprochen hatten. Es kam nach solchen Erklärungen und Beschuldigungen natürlich zu

sehr ernsten Auftritten, und endlich zur Herausforderung auf Pistolen, obgleich v. S*** sich anfangs weigerte, die Herausforderung anzunehmen, bis der Legationssekretär ihn frug, ob er als Jesuit vielleicht kein Blut vergießen dürfe? Die Erbitterung stieg mit jedem Augenblick, denn der Legationssekretär, dessen Herz durch die auf der Reise nach Paris ihm beigebrachte Nachricht über Rosalien, zerrissen war, sah nun in dem v. S** allein den Mörder seines Glücks, und dieser mußte die empfindlichsten Aeußerungen hören über seine jesuitische Gesandtschaft, über sein Einverständniß mit dem Grafen J*** und Criminalrath H***, über seine geheimnißvolle prophetische Verkündigung vom Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche, über seine Kenntniß von der Verschwörung in Rußland, und über den Zweck seiner Reise nach Weimar. Der Legationssekretär ließ die Aeußerung fallen, daß er ihn als einen in hochverrätherische Pläne Eingeweihten, als einen aus Rußland verwiesenen politischen Jesuiten in Paris nennen werde. Tag und Stunde zum Duell ward auf den dritten Tag festgesetzt, und der Ort dazu bestimmt. Nun frug v. S*** nach unserer Wohnung, und wir nannten sie ihm.

Nachdem mein Freund mehrere Briefe an seine Verwandte und an den geheimen Rath v. *** ge-

schrieben, die ich, auf den unglücklichen Fall, daß er im Duell bleiben würde, in unsere Heimath besorgen sollte, begaben wir uns am folgenden Abend auf den Boulevard Montmartre in das Kaffeehaus F***, wo viel Gesellschaft war. Wir lasen einige deutsche Zeitschriften; dann wurde ich von einem Franzosen, mit dem ich mich in eine Unterhaltung eingelassen, aufgefordert, eine Partie Schach zu spielen. Er führte mich in ein kleines Seiten-Kabinet, damit wir ungestört seyn könnten; der Legationssekretär aber blieb im Saal zurück, und wollte mit einem französischen Offizier, der in Napoleon's Feldzügen in Deutschland mitgefochten, Billard spielen.

Nach einer Viertelstunde trat der Legationssekretär zu mir in's Kabinet; er klopfte mich von der Seite auf die Schulter, denn mehrere Franzosen hatten sich um mich gestellt, und sahen unserem Spiele zu. Ich drehte mich um, erblickte meinen Freund, und stand in dem Augenblick auf, wo er mir zurief:

„Wir wollen fort! mir ist nicht wohl!"

Er war blaß, seine Stimme zitterte, und die um uns stehenden Franzosen frugen erschrocken: „Was fehlt Ihnen?"

Wir eilten hinab zu einem Fiaker, und in fünf Minuten waren wir in unserer Wohnung.

Die Schmerzen wurden heftiger, und der Legationssekretär wiederholte die schreckensvollen Worte:

„Ich bin vergiftet!“

Ich wollte nicht daran glauben, aber er verſicherte, daß Jemand Gift in ſeine Limonade geworfen habe, während er Billard geſpielt.

Ich frug, ob er den v. S*** unter der Geſellſchaft bemerkt?

Er hatte ihn nicht geſehen.

Ich hatte bereits nach Aerzten und in die nächſte Apotheke geſchickt, aus der ſogleich ein Proviſor kam.

Die angewandten Gegenmittel vermochten aber nicht, die Schmerzen und den ſchrecklichen Zuſtand meines Freundes zu mildern.

Alles Mögliche wurde zu ſeiner Rettung verſucht, aber es war leider keine Hülfe!

In meinen Armen gab mein innig geliebter Freund, unter heftigen Convulſionen ſeinen Geiſt auf!

Seine letzten Worte waren:

„O, daß ich nicht in meiner Heimath ſterben kann! Bring meiner guten Mutter und allen Freunden mein letztes Lebewohl! Ich bin verfolgt von den Cabalen eines Jeſuiten, der mir den Tod geſchworen!“

Die anweſenden Aerzte hörten dieſe Aeußerung des Sterbenden, und beſtätigten ſie, als ich auf Nachforſchung des Thäters angetragen.

Mit wehmuthsvollem Herzen begab ich mich am folgenden Tage, um die bestimmte Stunde, an den Ort des Duells, aber v. S*** erschien nicht! Er wußte ja, daß der Legationssekretär nicht mehr unter den Lebenden war!

So wurde ein talent- und hoffnungsvoller Mann edel, brav und gut, in der Blüthe seines Lebens ein Opfer der Cabalen geheimer Katholiken und Jesuiten in Deutschland! Ein Opfer des Papstes, der darauf ausgeht, durch seine treuen Diener unsere protestantischen Fürsten von den Herzen ihrer evangelisch-protestantischen Unterthanen loszureißen, und sie für sich, für seine katholische Kirche zu gewinnen! Als fänden sie dort in allerhand Ceremonien und Gebräuchen die Seligkeit, die ihnen das reine Evangelium Christi in der evangelisch-protestantischen Kirche nicht gewähren könne!

So verließ am 24. Okt. v. J. auch der hier anwesende Herzog von Anhalt-Köthen den Glauben und die Religion seiner evangelisch-protestantischen Väter, und trat in die katholische Kirche zurück!

Du aber, braver Freund! ruhe sanft in diesem fernen Lande! Ein besseres Schicksal hattest Du verdient! An Deinem Grabe floßen nur meine Thränen, — aber Alle, die Dich kannten und liebten in unserem Vaterlande, werden in ihrem Herzen Dir ein Denkmal errichten!

Deinem Wunsch gemäß erscheinen diese Blätter vor dem Richterstuhl der Welt! Gott aber wird über Deinen Mörder richten!

Geschrieben zu Paris, am 25. Jan. 1826.

# Anhang.

## Anmerkungen und Reflexionen.

Digitized by Google

## Anmerkung I. zu S. 91.

Die Verschwörung in Rußland, die den Umsturz der Regierung bewirken sollte, brach mit dem Tode des Kaiser Alexander, im Dec. 1825 aus. Daß Herr v. S*** schon jetzt davon Kenntniß hatte, muß uns den Glauben beibringen, daß er unter die Geheimnißvollen in Petersburg gehört, sich aber wahrscheinlich vor Verrath nicht sicher glaubte, und darum aus Rußland entfernte. Daß er Katholik und zugleich auch Jesuit ist, geht aus dem Erfolg dieser Begebenheit hervor. Die Unterredung des Legationssekretärs mit dem Pater H*** in Straßburg gibt uns darüber sehr interessante Aufschlüsse. Es ist die Pflicht der Jesuiten, die durch Luther von der römisch-katholischen Kirche abgefallenen Protestanten in den seligmachenden Schooß des Pabstes zurückzuführen, sich dazu aller nur denkbaren Mittel zu bedienen, und unter jeder Verkappung, als weltliche und geistliche Personen, den römisch-katholischen Glauben überall zu verbreiten, Türken, Juden und Heiden, aber vor allen Dingen die Protestanten zu bekehren, für deren Seligkeit der heilige römische Vater sehr besorgt ist, weil sie nur nach dem Evangelium Christi, nach dessen Lehren und Ermahnungen, nicht aber nach den unbiblischen Irrlehren des Pavstes leben, den sie nicht respektiren. Da die Jesuiten aus Rußland vertrieben wurden, wo an 7 Millionen Katholiken leben, so ist nicht unwahrscheinlich, daß Herr v. S***, der eine weltliche Rolle spielt, sich in Petersburg als geheimer

Jesuit auch nur der Politik anschloß, und darum schon im August 1825 von einer bevorstehenden Reform im russischen Reiche Kenntniß haben konnte. Ein anderer Grund scheint dieß zu bestätigen, von dem später die Rede seyn wird. Von einem möglichen, unnatürlichen Tode des Kaisers Alexander hat noch kein deutsches öffentliches Blatt etwas berichtet, und wir wollen wünschen, daß jene Verschwörung nicht damit zusammenhing. Spätere Nachrichten aus Rußland setzen die Krankheit und den dadurch herbeigeführten Tod des Kaisers außer allen Zweifel. Was die Absicht des v. S*** in Weimar seyn mochte, darüber wird uns einiger Aufschluß gegeben, denn die Großfürstin-Erbgroßherzogin Maria Paulowna und ihr Gemahl, der Erbgroßherzog, trafen am 2. Sept. 1825 von ihrer Reise nach Petersburg, zum Regierungs-Jubiläum des Großherzogs wieder in Weimar ein, und v. S*** war bei ihrer Ankunft, so wie in den folgenden Tagen, wo viele andere Fürsten zum Jubelfeste des Großherzogs zugegen waren, in Weimar anwesend. Er besuchte mit einem Russen die griechische Kapelle, und scheint die Rolle eines vornehmen Jesuitenspions gespielt zu haben, von dem gewiß Niemand geahnt, daß er ein Jesuit, und von dem Geheimniß einer russischen Verschwörung unterrichtet sey. Sein strenges Incognito in Weimar ist eben so merkwürdig, als seine Reise nach Paris. Zu vermuthen ist, daß er dazu beigetragen, in Paris die Umtriebe der Priesterpartei und der Jesuiten unter Villele's Protektion mit einzuleiten, die gegenwärtig in Frankreich so viel Aufsehen machen. In dem in unsern Tagen wieder auflebenden, vom Papste bestätigten, und vorzüglich in Oesterreich Frankreich und Italien von vielen Seiten begünstigten Orden der Jesuiten, oder der sogenannten „Gesellschaft Jesu," befinden sich außer den Missionären, katholischen Priestern und Scheinheiligen, auch religiöse und politische Schwärmer: Grafen, Barone, Gelehrte und Ungelehrte. Zwar ist die Jesuitenriecherei der Berliner Herren Gedike und Biester aus der Mode, und die Gefahr scheint nicht mehr die zu seyn, von der man früher sprach,

— aber wie dieser Orden schon in verflossenen Jahrhunderten, kurz nach seiner Entstehung, und noch im vorigen Jahrhundert, vor seiner Aufhebung durch Papst Clemens XIV, im Jahre 1773, durch die schändlichsten Thaten gebrandmarkt ist, so vernehmen wir auch jetzt schon, nach seiner Wiederherstellung durch Papst Pius VII. (nach Napoleons Sturz vom französischen Thron), ähnliche Stimmen des Schreckens und der Finsterniß, wie zur Zeit des furchtbaren päpstlichen Bannfluchs, der in einer Stunde ganze Länder unglücklich machen, ihnen ihre Kirchen verschließen, und Könige und Fürsten von ihren Thronen stoßen konnte. Es ist aber an der Zeit, diese lächerlichen Anmaßungen der Finsterlinge, und ihre Eingriffe in die evangelisch-protestantische Kirche nicht weiter um sich greifen zu lassen, und der Schlange — den geheimen und offenen Umtrieben und Kabalen der Katholiken und Jesuiten gegen die evangelisch-protestantische Kirche — den Kopf zu zertreten! Wie die Jesuiten, als treue Anhänger und Trabanten des päpstlichen Stuhls, bemüht sind, den offenen, wahrheitsliebenden, evangelischen Geist der protestantischen Kirche zu verläumden, alle Lichter der Aufklärung und des Evangeliums Christi wieder auszuputzen, dieß geht aus ihrem neuen Wirken und Treiben, vorzüglich in der Schweiz (wo sich im Jahre 1825 selbst ein Sohn des Grafen Friederich Leopold von Stolberg, und Dr. Freudenfeld (früher Professor der Philosophie zu Bonn) in das Jesuiten-Collegium zu Freiburg aufnehmen ließen) und in Frankreich hervor. Sie verbrannten mehrere tausend Bibeln, und verkündeten 1824 laut: „Dem Papste in Glaubenssachen unbedingt zu gehorchen, und seine Entscheidungen höher als die Bibel zu achten! Alle andern Religionen außer der römisch-katholischen, seyen Gott mißfällig, und führten zum Verderben! Die Reformation sey der zweite Sündenfall, und die Pariser Bluthochzeit (wo 30,000 Protestanten jämmerlich, auf die gräuelvollste Art ermordet wurden, sey nur ein sanfter rigueur salutaire gewesen!)

Wer schaudert nicht zurück vor dieser fluchwürdigen Sprache! Und wie konnte der Papst einen Orden wieder herstellen, der mit der Ehre Gottes ein muthwilliges Spiel trieb, und die Welt in Schrecken setzte! Der seine ruchlose Verdorbenheit an der Stirn trug, und dessen Schriften zum Theil durch Schinders Hand verbrannt wurden! Der sich die größten Frevel erlaubte, und durch die empörendsten Thaten gebrandmarkt ist, und der dennoch seine Mitglieder für so heilige Leute ausposaunt, die Alle der ewigen Seligkeit theilhaftig würden, indem sie von sich rühmen: Hoc est hominum Societatis Jesu privilegium, ut mortuum Jesuitam obvius Jesus excipiat. Vid. Imago primi Saeculi Societ. Jesu. Lib. V. Cap. VIII. pag. 148. Ein geheimer päpstlicher Wunsch liegt bei Wiederherstellung dieses Ordens im Hintergrunde verborgen, aber er ist nicht verkappt genug, um die Maske nicht durchschauen zu können. Wäre keine evangelisch-protestantische Kirche mehr vorhanden, wäre sie bereits durch die schrecklichsten Gesetze vieler Bedrückungen, durch den Uebertritt aller protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche, dem Namen nach untergegangen, dann hätte der Papst die Wiederherstellung dieses Ordens nicht für nöthig und heilsam befunden; da aber diese, von dem heiligen Vater sehnlich gewünschte Periode noch nicht gekommen, und, so lange es noch eine gesunde Vernunft, einen natürlichen Menschenverstand auf Erden gibt, nie kommen wird, der päpstliche Stuhl indeß immer mehr an seiner Haltbarkeit verliert, und selbst von vielen aufgeklärten Katholiken belächelt und bespöttelt wird, so schien dem Papste die Wiederherstellung des Jesuitenordens, von dem die Jesuiten selbst mit vieler Prahlerei gestehen, daß der Papst und die katholische Kirche ihm zu verdanken habe, daß nach der Reformation nicht ganz Deutschland vom päpstlichen Stuhle abgefallen, als ein religiös-politischer Hebel nothwendig zu seyn, um den Fortschritten des Protestantismus selbst in der katholischen Kirche entgegen zu arbeiten, denn durch die Bibelgesellschaften der Protestanten ist das Licht Christi, die hei-

lige Schrift, die der Pabst in katholischen Ländern zu lesen verbietet, auch unter den Katholiken mehr bekannt geworden, als dem Pabste und seiner Geistlichkeit lieb ist. Darum traten auch in neuester Zeit viele ausgezeichnete, aufgeklärte Männer unter den Katholiken, zur evangelisch-protestantischen Kirche über, unter denen ich vorzugsweise erwähne: Den Fürsten Constantin von Salm; den Staatsminister, Graf Christian Ernst von Benzel-Sternau; nebst Bruder, Graf Gottfried von Benzel-Sternau; den Freiherrn von Gemmingen, mit 200 Mitgliedern seiner Gemeinde; den katholischen Geistlichen Joseph Fell (seiner Schrift, die im Jahre 1827 bei Sauerländer in Frankfurt erschien): „Zuruf an Christen aller Bekenntnisse, nach meinem Austritt aus der römischen zur evangelischen Kirche," ist die allgemeinste Verbreitung im protestantischen wie im katholischen Deutschland zu wünschen; den Professor Fischer; den katholischen Geistlichen Henhöfer und viele andere ausgezeichnete Männer. Daß sie aus der katholischen zur evangelisch-protestantischen Kirche übertraten, ist der schönste Beweis von dem überzeugenden Glauben der Wahrheit, der in unserer Kirche ruht, denn sie thaten diesen Schritt nach vorhergegangenem, unbefangenem Forschen in der heiligen Schrift, getrieben und angeregt durch den Geist unverstellter Offenheit und Wahrheit, der jede Heuchelei und erzwungene Glaubensaufdringung haßt, — einen Glauben, der an die Hierarchie der römischen Kirche, an die unbiblischen Lehren und Aussprüche des Pabstes gefesselt ist. Es ist kein Zweifel, die Bibelgesellschaften der Protestanten haben viel dazu beigetragen, daß es weit mehr protestantische Katholiken gibt, die nach ihrer Ueberzeugung, in ihrem Glauben und Gewissen von der päbstlichen Kirche abgefallen sind, und evangelisch-protestantisch denken und handeln, ob sie gleich äußerlich noch der römischen Kirche angehören, weil sie vor der katholischen Welt aus allerhand Rücksichten und Hindernissen ihr neues Glaubensbekenntniß noch

nicht abgelegt haben, um mannichfaltigen Intriguen und Kabalen ihrer frühern Glaubensgenossen zu entgehen. Es gibt weit mehr protestantische Katholiken in Deutschland und Frankreich, als der Papst und seine Priester vermuthen und wünschen, denn durch das Verbot des Bibellesens in katholischen Ländern, ist die Anregung unter den Katholiken um so größer, sich von dem Inhalt der Bibel in Kenntniß zu setzen, und nach Lesung derselben ihrem Gewissen die Frage vorzulegen: „Da wir die Irrthümer und Mißbräuche, die vielen Gebrechen und unbiblischen Lehren des Papstes und der katholischen Kirche erkannt, — dürfen wir noch länger gegen unsere Ueberzeugung dem Papste und der römischen Kirche angehören? Die evangelisch-protestantische Kirche kennt keine Lockungsmittel durch Geld und sonstige Begünstigungen, keine Versprechungen und Ehrenstellen sind von ihr zu erwarten, denn Christus nennt sein Reich „ein Reich der Wahrheit," und fordert uns auf, „zu forschen in der heiligen Schrift," in der wir nichts finden von einem Papst und Stellvertreter Christi auf Erden, von einer Statthalterschaft und Unfehlbarkeit des sogenannten heiligen Vaters in Rom, von Anrufungen und Fürbitten der Heiligen, von Seelenmessen, Fegfeuer, Ablaß, Verbot des Bibellesens, und vielen andern päpstlichen Lehren. Es steht aber geschrieben: „Du sollst Gott lieben und verehren, nicht aber die Götzen anbeten," und Christus gab den Pharisäern auf ihre Frage: „Wann kommt das Reich Gottes zu uns?" zur Antwort: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden (Ceremonien und lächerlichen Gebräuchen in der katholischen Kirche), man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da (in der sich so nennenden alleinseligmachenden katholischen Kirche, unter der römischen Statthalterschaft) ist es, denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in Euch." (Wird nicht durch äußer-

liche Gebärden in euch kommen!) „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! (die sich bekreuzen und vor den Bildern niederstürzen, die ganze große Heiligenschaar in der katholischen Kirche anrufen, das Vater Unser zwölfmal nach einander an dem Rosenkranze herbeten, um dadurch Buße zu thun und Gott wohlgefällig zu werden u. s. w.) in das Himmelreich kommen, — sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel!" Und wo finden wir schönere Belehrungen darüber, die den Menschen als wahren Christen bilden und erziehen, als in der heiligen Schrift, die der Papst, dieser sogenannte Statthalter und Stellvertreter Christi auf Erden, zu lesen verbietet! Christus sagt: „Ich liebe, die mich lieben, und die mich suchen, die finden mich." Gregorius nennt die Bibel „einen Brief Gottes an die Menschen, zur Wanderschaft durch diese Welt." Großer Herren Briefe soll man dreimal lesen, denn sie reden zwar wenig, aber sie meinen viel; Gottes Brief soll man aber fleißiger lesen, denn er sagt uns in einer Viertelstunde mehr, als wir durch unser ganzes Leben halten können. Der im Jahr 1823 verstorbene Papst Pius VII. sprach aber während seiner Regierung über die Bibelgesellschaften folgendes Anathema aus: „Sie sind eine arglistige Erfindung, um die Grundpfeiler der katholischen Religion zu untergraben, und eine Pest, die geheilt und vertilgt werden muß! eine neue Art von Unkraut, das der Feind gesäet, und ein Fallstrick zum ewigen Verderben der Völker!" Nicht besser spricht sein Nachfolger, der jetzt regierende Papst Leo XII.; er sagt: „Die Bibelverbreitung bezielt gottlose Absichten; sie ist ein Unheil, eine tödtliche Wunde, eine Quelle des Uebels! In den neuen Uebersetzungen (die immer gründlicher, besser und verständlicher werden, was freilich dem Papste nicht lieb ist!) findet man statt des Evan-

geliums Christi, das Evangelium des Teufels!" Aber nicht allein die Päpste sind so sehr erbittert gegen die Verbreitung der heiligen Schrift, sondern auch die katholischen Bischöfe, die einst auch gern auf den päpstlichen Thron kommen möchten. Darum verordnete der Bischof von Chur in einem Schreiben an seine Geistlichkeit: „Daß man dem Wirken der Bibelgesellschaften mit allem Eifer widerstehen müsse, denn ihr Zweck sey kein anderer, als reinbiblische Christen zu erziehen, die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens zu halten, und alles Ansehn der katholischen Kirche zu verwerfen!" Darum nannten auch die Jesuiten in unsern Tagen die Verbreitung der Bibel in allen Welttheilen, „eine pestartige Ketzerei" und verbrannten mehrere tausend Bibeln. Schon Papst Benedict XIV. bezeichnete die Jesuiten als Janitscharen des heiligen Stuhls, was sie in der That auch sind, ob sie gleich wie Molière's Tartüffe sehr fromm und scheinheilig thun. List und Verschlagenheit ist ihr Grundcharakter. Auch in Deutschland, in unserer Mitte, haben sich geheime Jesuiten, unter verschiedenen Masken eingeschlichen. Sie verläugnen äußerlich ihren Stand, ihre Religion, und mehrere davon geben sich sogar öffentlich für Protestanten aus, um überall Zutritt zu haben, wenn es gilt, einen protestantischen Fürsten mit Hülfe einiger Höflinge zu bearbeiten, und für die katholische Kirche zu gewinnen. Ihr Einfluß auf die Fürsten und Minister in katholischen Ländern, ist auch in neuester Zeit da sichtbar, wo sie still und eigenmächtig gegen die frühern Beschlüsse zu ihrer Verbannung sich wieder organisirt haben, ohne sich anfangs den Namen Jesuiten beizulegen. Vorzüglich ist dieß in Frankreich der Fall, wo sie unter dem Schutz des nun gestürzten jesuitischen Premierministers Villele sich großer Begünstigungen und Hoffnungen erfreuten. Ihre Verstellung und List hat auch den jetzt regierenden König von Frankreich, Karl X., der erst im Jahre 1824 zur Regierung kam, und von dem französische Blätter be-

haupten, daß er zu religiös sey, bewogen, das frühere Verbannungsurtheil gegen sie nicht wieder auszusprechen, denn nach dem Tode des Herzogs von Montmorency ernannte er den Herzog von Riviere zum Gouverneur und Erzieher seines Enkels, des künftigen Thronerben, des jungen Herzogs von Bordeaux, und den Bischof von Strasburg, Tharin, einen Freund der Jesuiten, zum Lehrer des Prinzen. Bei Gelegenheit der Behauptung, daß der 71jährige König, Karl X., zu religiös sey, bemerkt der Courrier français: „Soll man den König gegen diese Anklage rechtfertigen? Wenn dieß nöthig ist, so bedenke man, daß die Ereignisse, die dieser König erlebte, sehr geeignet sind, ihn von der Eitelkeit und Vergänglichkeit irdischer Dinge zu überzeugen; sie mußten ihn aufregen, seinen Blick über das Grab hinaus zu wenden. Er selbst wurde gezwungen, aus seinem Vaterlande zu entfliehen; sein Bruder, Ludwig XVI., dessen Gemahlin und seine Schwester starben auf dem Schaffot; sein Neffe, Ludwig XVII., wurde durch langsame Mittel zu Tode gepeinigt; sein Sohn, Herzog von Berry, durch Louvel ermordet, der Altar entweiht, und dessen Diener im Heiligthum niedergemetzelt. Es wäre daher sehr sonderbar, wenn nicht Karl X. mehr als jeder Andere im höchsten Grade von religiösen Gefühlen durchdrungen wäre." — Frankreich aber ist aufgeklärter, als alle andern katholischen Länder, als manche protestantische selbst; soll es sich nach einer so furchtbaren Umwälzung durch die französische Revolution, in diesem aufgeklärten Zustande gesetzlicher Freiheit, durch die Jesuiten wieder verfinstern, in vergangene Jahrhunderte zurückführen, und wieder dumm machen lassen? Da nichts die Freiheit eines Volks tiefer untergräbt, als ein Despotismus, der sich einzuschmeicheln und zu rechtfertigen weiß, so ist auch nichts geschickter, den Geist des Menschen von Grund aus zu verderben, als die Wissenschaft, ihm die Lüge zur Wahrheit und Unsinn zur Vernunft umzukünsteln, wie dieß die Jesuiten thun.

Seit die königliche Gewalt in Frankreich, durch die Charte Ludwigs XVIII. sich Schranken gesetzt hat, und man sich nicht mehr auf die absolute Königsmacht stützen kann, hielt man sich an den Papst, um durch ihn Frankreich und den König zu beherrschen, und suchte durch Missionen, Jesuiten und politische Congregationen das Ziel zu erreichen. Die jesuitische Priesterpartei hat sich zu diesem Ende der Erziehung und Bildung der Jugend zu bemächtigen gesucht. Graf Montlosier hat viele Thatsachen gesammelt, woraus hervorgeht, daß die Herrschaft der neuen Priesterpartei durch viele Höflinge begünstigt wird, die sich gern emporzuhalten suchen. Diese Priesterpartei sucht ihren Einfluß überall geltend zu machen. Viele Vertheidiger der constitutionellen Ansichten und des natürlichen Gebrauchs der Vernunft, fielen in Ungnade, verloren ihre Aemter und Pensionen, und den Geblendeten gingen die Augen auf über diese jesuitischen Anmaßungen.

Die Frage, ob die Jesuiten in Frankreich geduldet werden dürften, kam in der Pariser Deputirtenkammer des Jahres 1827 sehr dringend zur Sprache. Der Bischof von Hermopolis bekannte ja die Existenz der Jesuiten in Frankreich öffentlich von der Tribune herab, denn es war notorisch, daß viele geistliche Schulen in ihren Händen sind, z. B. zu St. Acheul bei Amiens, zu St. Anne bei Auray in der Bretagne, zu Dole im Jura, zu Montmorillon in der Vienne, zu Bordeaux, zu Aix, zu Joncalquier, und zu Billom. Einer von den Jesuitenfreunden unter den Deputirten, suchte sie zu vertheidigen, aber die allgemeine Stimme war gegen sie, und man berief sich auf die geschichtlichen Beweise, die ihre Vertreibung aus allen Ländern und selbst die Aufhebung ihres Ordens in Frankreich durch königliche Decrete und Parlamentsbeschlüsse nothwendig herbeiführen mußten. Die Jesuitenfreunde in der Deputirtenkammer erwiederten, „daß der Orden durch das Edikt von 1764, (welches die gänzliche und beständige Aufhebung des Ordens aussprach) aufgehoben worden, wie er damals war.“ Man gab zur

Antwort: dieß sey eine sonderbare Maxime, nach welcher jeder Delinquent sagen könnte: Ich bin verurtheilt worden, wie ich zur Zeit des Verbrechens war; jetzt habe ich mich gebessert, folglich kann man mich nicht hinrichten! Man rief laut: „Bewahret uns und unsere Kinder, bewahret euch selbst, die ihr noch lange zu leben habt, vor den Fesseln, die uns die Jesuiten bereiten! Der Glaube läßt sich weder befehlen noch decretiren, denn Gott hat den Geist nicht der Gewalt, sondern der Ueberzeugung unterworfen. Die Jesuiten führen einen Krieg gegen den Verstand und die Cultur; ihre Absicht ist, die Menschen durch blinden Glauben in die Jahrhunderte der Sclaverei zurückzuführen. Der Abbé Mongaillard sagt: „Will man die Grundsätze, Maximen und Statuten dieser scheußlichen Congregation kennen lernen, so lese man die Monarchia solipsorum von J. C. Sciotti, einem Jesuiten; aus dem Lateinischen übersetzt von Pierre Restaut, Advokat im Conseil des Königs; Paris 1824. Es ist dieß ein vollständiger Codex von Betrügereien, Irreligion und Königsmord u. s. w.“ Die Jesuiten waren in Frankreich nie gesetzmäßig aufgenommen. Sie wurden geduldet, weil sie als Beichtväter am Hofe festen Fuß gefaßt und sich überall eingeschmeichelt hatten, auch vom Papste unterstützt, und begünstigt wurden. Ihr Sturz in Frankreich, im Jahre 1764, kann nicht dem Herzog von Choiseul (Staatsminister Ludwigs XV.), der den Jesuiten eben so wenig gewogen war, als die Marquisin von Pompadour, zugeschrieben werden, vielmehr war die Aufhebung des Ordens das Einverständniß der Parlamente mit allen einsichtsvollen Männern Frankreichs, die es mit dem Wohle des Staats und mit dem König treu und redlich meinten. Nach Damiens Mordversuch an Ludwig XV. (5. Januar 1757), wurde der Sturz dieses Ordens eingeleitet. Die Jesuiten konnten zwar nicht des Einverständnisses mit Damiens überführt werden, aber der starke Verdacht, von dem Entschluß des Verbrechers unterrichtet zu seyn, blieb auf ihnen haften, und die Aufhebung des Ordens fand

darum nicht so tumultuarisch und geräuschvoll statt, wie in Portugall und Spanien. Mit ihren eigenen Waffen wurden sie bekämpft und geschlagen, denn ihre Verfassung, ihre Constitutionen, und die im Jahr 1757 im Ferdinandischen Jesuiten-Collegio zu Prag gedruckten Gesetze, die nur den Ordensgliedern und sonst Niemand bekannt wurden, haben dem Orden selbst das Urtheil gesprochen, wozu der von dem Handelshaus Lioncy zu Marseille gegen die Jesuiten anhängig gemachte Proceß die Veranlassung war, den der Jesuit Lavalette, Vorsteher des Profeßhauses in der Stadt St. Peter auf Martinique, herbeigeführt hatte. Dieser Lavalette trieb auf den entferntesten Handelsplätzen kaufmännische Geschäfte, vorzüglich mit Zucker, Indigo und Caffee, kaufte die ganze Gegend der großen Bay auf der Insel St. Domingo, und besetzte sie mit Negersclaven. Er wies 1 ½ Million Livres in Wechseln auf das Haus Lioncy an, die auch honorirt wurden, und versprach dafür Waaren zu senden; aber die zwei Schiffe, welche diese Ladung an Zahlungsstatt enthielten, kamen durch Kaperei in die Hände der Engländer, und die Jesuiten wollten dafür dem Handelshause Lioncy keinen Ersatz geben. Am 8ten Mai 1761 wurde aber der Jesuitengeneral Lorenz Ricci (in Rom) und in ihm die ganze Ordensgesellschaft zur Bezahlung aller von dem Jesuiten Lavalette auf Martinique gemachten Schulden, samt Zinsen, verurtheilt, weil der, seit 1743 auf Martinique betriebene Handel der Jesuiten, nicht dem Pater Lavalette allein, sondern dem ganzen Orden angehöre. Nachdem sich der Gerichtshof zu Paris die ihm bisher unbekannten Constitutionsbücher der Jesuiten zur Einsicht hatte vorlegen lassen, war die Gesellschaft Jesu bestürzt und in der größten Verlegenheit, denn man sah die gerichtliche Procedur und das Verfahren des Parlaments voraus, nicht einzelne Glieder des Ordens anzugreifen, oder nur einzelne Grundsätze ihrer Verfassung umzustoßen, sondern die ganze Gesellschaft und ihr Fundament zu erschüttern. Sie betrieben daher nichts eifriger,

als den König dahin zu bewegen, die Gewalt des Parlaments zu beschränken, und der König erließ einen Befehl an das Parlament, binnen einem Jahre weder entscheidend, noch vorläufig über die Verfassung, Constitutionen und Besitzungen der Jesuiten in Frankreich abzusprechen. Am 6. August 1761 wurde dieser Befehl in die Register des Parlaments eingetragen; an demselben Tage aber wurden im Parlament bei Versammlung aller Kammern zwei Arrets abgefaßt, wovon das erste alle Bullen, Breven und Briefe der Päpste, welche die Gesellschaft Jesu betrafen, ingleichen die Constitutionen und die Erklärungen darüber, ferner die Gelübde, Formeln und Decrete ihrer Generale und der allgemeinen Congregation der Gesellschaft, überhaupt auch alle andere Verfügungen des Ordens für Mißbräuche erklärt, und zwar deßhalb, weil das Institut der Jesuiten dem Ansehen der Kirche, der allgemeinen und besondern Concilien, des römischen Stuhls, aller geistlichen Gerichtsbarkeiten und der souveränen Monarchen zuwider ist, weil in Kraft dieser Constitutionen der General des Ordens zum Nachtheil der Concilienbeschlüsse, der römischen Bullen, der Verordnungen der höhern Geistlichkeit und der Gesetze weltlicher Regenten Alles ausführen könnte, und weder geistliche noch weltliche Gewalt etwas über einen Orden vermöchte, in dessen Macht es stehe, seine eigenen Constitutionen zu verändern, aufzuheben und zu widerrufen, und, nach den Umständen der Zeit, der Orte und Gegenstände, ganz neue zu machen, ohne daß irgend einer Obrigkeit, oder auch selbst dem römischen Stuhle die Aufsicht darüber zustehe, indem bei diesem Orden vorausgesetzt wird, daß jede vortheilhafte Veränderung seines Instituts an sich schon, ohne alle vorläufige Frage, von dem römischen Stuhle gut geheißen sey; auch in dem Falle, wenn von Seiten der Kirche, oder irgend einer andern Macht, eine Widerrufungs- oder Reformationsakte erfolgte, die Gesellschaft, der General oder die Vorgesetzten des Ordens doch immer die Macht hätten, aus freier Willkür und

unter jedem beliebigen Vorwande die Sachen wieder in ihren vorigen Zustand zu versetzen, und zwar ohne eine vorhergegangene Vollmacht, Genehmigung und Bestätigung von dem päpstlichen Stuhle darüber nöthig zu haben; weil ferner die Gewalt des Generals sich so weit erstrecke, daß alle Glieder des Ordens verbunden wären, diesem Oberhaupte eben so, wie selbst Christo, blindlings, ohne Rückhalt, ohne Ausnahme, ohne Untersuchung, ohne Zweifel zu gehorchen, ja alle seine Befehle mit eben der Ueberzeugung und Pünktlichkeit, als wären sie dogmatische Gesetze des katholischen Glaubens, zu vollziehen. Verschiedene Ordensregeln wären in der Absicht festgesetzt, um sie zu gleicher Zeit entweder durch andere entgegenstehende Regeln, die sich ebenfalls in den Constitutionen befinden, oder durch allerlei Unterscheidungen und Ausnahmen wieder aufheben zu können, zumal, da in der Ausübung kein Glied der Gesellschaft, selbst unter der Strafe einer Erlaßsünde, an die Beobachtung der in den Constitutionen enthaltenen Gesetze gebunden sey, insofern es nicht mittelst des heil. Gehorsams gegen den Superior, der das Recht hat, Alles, was sich für die Zeiten und Personen schicke, zu beurtheilen, besonders befohlen wurde, diese Gesetze zu beobachten, so daß der sicherste und einzige Weg für die Gesellschaftsglieder war, alles nur bloß von dem Generale entscheiden und bestimmen zu lassen. Ferner wären dem Institut der Jesuiten alle Arten von Privilegien und sogar jene eingeräumt worden, die den Rechten geistlicher und weltlicher Obrigkeiten, den Rechten der Bischöfe, der Pfarrer und Universitäten, und andern, sowohl weltlichen als geistlichen Orden, entgegen sind. Endlich machen die erwähnten Anordnungen, und insonderheit die Verbindlichkeit aller Glieder der Gesellschaft zu einem blinden Gehorsam in der Vollziehung, wie auch in der Beruhigung bei dem Willen des Generals, ohne die geringste Untersuchung der Gerechtigkeit seiner Befehle, oder der Ausdehnung der in den Constitutionen gemachten Verbote, oder der Art des Ansehens, welches ihren so-

genannten Conservatoren beigelegt wird, die Sicherheit der Person des Königs selbst ungewiß, oder bringen ihn wohl gar in Gefahr, weil viele deutliche Stellen in den besagten Constitutionen zur Aufhebung dieser Sicherheit übereinstimmen, und auf der andern Seite jedes Mitglied des Ordens, bei seiner Verbindlichkeit zur Unterwerfung und Anerkennung der Beschlüsse des Ordens, sogar in Gegenständen der Lehre, worin sie von den Gesinnungen der Kirche durch entgegengesetzte Meinungen unterschieden ist, nichts anderes, als nur Einen Glauben, Eine Lehre und Eine Moral, und zwar eine solche annehmen könnte, die von der Gesellschaft des Ordens nach Zeit und Umständen für bequemer, besser und schicklicher gehalten wird. — In dem zweiten Arrêt verordnete das Parlament, daß mehrere Schriften von den Jesuiten Emanuel Sa, Martin Anton Delrio, Robert Person, S. Bridgavater, Robert Bellarmin, Ludwig Molina, Alphons Salmeron, Gregor de Valentia, Clarus Bonarscius, Johann Azor, Jacob Keller, Gabriel Vasquez, Johann Lorin, Leonard Leß, Franz Tolet, Adam Tanner, Martin Bacan, Edmund Pirot, Anton de Escobar, Jakob Tirin, Jacob Gretser und Hermann Busenbaum, als aufrührerische, alle Grundsätze der christlichen Moral umstoßende, und eine mörderische und abscheuliche Lehre wider die Sicherheit des Lebens der Bürger und die geheiligten Personen der Fürsten vortragende Bücher, in dem Palaste des Parlaments an der Treppe durch den Scharfrichter zerrissen und verbrannt werden sollten. Es wurde allen Unterthanen des Königs, von welchem Stand und von welchen Würden sie seyn mögen, verboten, in den Orden der Gesellschaft Jesu zu treten, sey es unter dem Vorwande der Probe und des Noviziats, oder durch Ablegung der sogenannten feierlichen oder nicht feierlichen Gelübde. Zugleich wurde allen Priestern oder Mitgliedern dieser Gesellschaft untersagt, neue Schüler anzunehmen,

oder zu ihrem Eintritt in den Orden behülflich zu seyn, u. s. w.; Alles unter Strafen, die man für gut befinden würde. Ferner wird den Jesuiten vorläufig, bis nach Ablauf der vom König bewilligten einjährigen Entscheidungsfrist, untersagt, öffentliche oder Privatvorlesungen in ihren Schulen, Collegien und Seminarien zu halten, bei Vermeidung der Sequestration ihrer Einkünfte und anderer willkürlichen Strafen. Noch andere darauf Bezug habende Verfügungen sind in diesem Parlamentsbeschluß vom 6. August 1761 enthalten, der an allen Orten angeschlagen und öffentlich bekannt gemacht wurde. Eine Commission untersuchte nun die Moral des Ordens aus den Schriften der Jesuiten, um die gefährlichen Grundsätze in einen Auszug zu bringen. Die Commissarien lieferten von Zeit zu Zeit ihre Arbeiten ins Parlament, und es entstand daraus ein merkwürdiges Werk, das im Jahre 1762 in Paris im Druck erschien, und in achtzehn Rubriken die verderbliche Moral der Jesuiten enthält:

1) Von der Gleichheit der Gesinnungen und Lehren der Jesuiten; 2) vom Probabilismus; 3) von der philosophischen Sünde, von der unüberwindlichen Unwissenheit und vom irrenden Gewissen; 4) von Simonie und geistlichem Wucher; 5) von Gotteslästerung; 6) vom Kirchenraub; 7) von Magie und Zauberei; 8) von der Astrologie; 9) von der Irreligion; 10) von der chinesischen und malabarischen Abgötterei; 11) von der Unkeuschheit; 12) von Meineid, Falschheit und falschem Zeugniß; 13) vom Betrug vor Gericht; 14) vom Raub und Unterschleif; 15) vom Mord; 16) vom Vatermord; 17) vom Selbstmord; 18) von Majestätsverbrechen und vom Königsmord. Man übersieht in diesem Werke den ganzen Plan des Ordens von seinem Entstehen, und wird überzeugt, daß die Jesuiten durch geheime Verabredungen dahin strebten, die heilige Schrift, die Concilien und Kirchenväter ihren Statuten und Ordenstheologen unterzuordnen, und durch den Probabilismus die Gewissen zu jedem Laster, wenn nicht aufzumuntern, doch dafür empfänglich zu machen. Der König

wollte indeß mit aller Schonung zu Werke gehen, und berief deßhalb die Bischöfe des Reichs zusammen, denen er folgendes Gutachten abforderte: 1) Ob die Jesuiten dem Königreiche nützlich seyen, und welche Vortheile oder welcher Schaden aus den verschiedenen Dienstverrichtungen entstünden, die dem Orden anvertraut seyen? 2) Wie sich die Jesuiten in ihrem Lehrvortrage und in ihrer Aufführung in Ansehung solcher Meinung verhielten, welche die Sicherheit der Monarchen, die Lehren der französischen Geistlichkeit, und die ultramontanischen Grundsätze zunächst angehen? 3) Wie das Betragen der Jesuiten in Ansehung der Subordination beschaffen sey, die sie den Bischöfen des Reichs schuldig sind, und ob sie nichts wider die Gerechtsame der Pfarrer unternehmen? 4) Wie und auf was für Art man die Gewalt des Jesuitengenerals in Frankreich mäßigen könne? Aus sehr natürlichen Gründen fiel die Beantwortung dieser Fragen von der Mehrzahl der Bischöfe günstig für die Jesuiten aus. Aber die Erzbischöfe von Besançon und Rouen, und die Bischöfe von Chalon sur Marne und von Nevers, verweigerten ihre Unterschriften, weil sie anderer Meinung waren. Der König verstand diesen Wink der aufrichtigen Männer, und forderte den Ordensgeneral Ricci in Rom auf, „die Statuten des Jesuitenordens zu ändern, damit sie mit den Gesetzen Frankreichs nicht im Widerspruche ständen; dann sollte er einen Vikar für alle Jesuiten in Frankreich ernennen, um ihn für Alles verantwortlich zu machen, wenn der Orden länger in Frankreich geduldet werden sollte.“ Bisher hatten die Jesuiten einem Oberhaupte, ihrem Ordensgeneral, gehorcht, der über die Sicherheit des Monarchen gerade das Gegentheil von dem behauptet, was jeder Unterthan nach dem Reichsgrundgesetz behaupten soll. Der König wollte durch diese Aufforderung an den Ordensgeneral in Rom, einen Mittelweg einschlagen, um den Sturz des Ordens abzuwenden. Aber weder der Jesuitengeneral noch der Pabst wollten in den Statuten des Ordens eine Aenderung vornehmen, den 19 Päpste nach einander genehmigt,

und bestätigt hätten. Und so war am 6. August 1762 die Zeit von Einem Jahre abgelaufen, die der König zur Entscheidung über die Jesuiten festgesetzt hatte. An diesem Tage wurde in der Versammlung aller Kammern ein Arret beschlossen, worin das Institut der sogenannten Gesellschaft Jesu, die Bullen und Briefe der Päpste, die Constitutionen und die Erklärungen darüber, die Gelübdsformeln, die Dekrete der Generale und Generalcongregationen wiederholt für Mißbräuche erkannt und erklärt wurden; der Orden sey jeder geistlichen und weltlichen Macht entgegen, und gehe darauf hinaus, unter dem Vorwande eines religiösen Instituts, das in der Kirche und im Staate, eine evangelische Vollkommenheit bezwecke, eine politische Gesellschaft zu seyn, die auf geraden und krummen Wegen, heimlich und öffentlich, zu einer absoluten Unabhängigkeit und nach und nach dahin zu kommen strebe, jede Macht mißbrauchen zu können. Das Parlament verbot allen Jesuiten und andern Personen, das Ordenskleid zu tragen, dem General oder den Constitutionen des Ordens zu gehorchen, mit dem Generale, den Vorgesetzten oder andern für sie verordneten Personen mittelbar oder unmittelbar zu correspondiren, die Häuser und Collegien der Jesuiten ferner zu bewohnen, oder in Gemeinschaft bei einander zu leben. Der Orden soll unwiderruflich in Frankreich aufgehoben seyn, und Niemanden gestattet werden, die Zurückberufung oder Wiederaufnahme der Jesuiten jemals, zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit es auch geschehen möchte, in Vorschlag zu bringen, und zwar bei außerordentlicher Strafe. Die unterm 6. August 1761 vorläufig getroffenen Verfügungen sollen durchaus in allen Theilen vollzogen werden. Alle dermalige Jesuiten sollen in Zukunft weder Universitätswürden noch Kanonikate, geistliche Benefizien, Vikariate, Kanzeln und öffentliche Lehrstühle, richterliche oder Municipaldienste, noch überhaupt ein öffentliches Amt erhalten, wenn sie nicht durch einen Eid geschworen, gute und getreue Unterthanen des Königs zu seyn, die Gesetze des Königreichs zu befol-

gen, und weder mittelbar oder unmittelbar mit dem General und den Obern des Ordens, oder mit den Ordensgliedern im Auslande zu correspondiren.“ Diesem Beschlusse des Parlaments folgten mehrere andere über die Verwaltung der Jesuitengüter u. s. w. Die Bestürzung der Jesuiten war groß, denn sie wollten den Eid nicht schwören und sich den Gesetzen Frankreichs nicht unterwerfen. Sie schrieen über gottlose Unternehmungen der Ketzer, wie sie es auch jetzt (1828) thun; sie schrieen über Religionsbedrückungen, und riefen sogar die Jungfrau Maria um ihren Beistand an, sich für die Gesellschaft Jesu bei dem Weltheilande, ihrem Sohne, zu verwenden (!!) Alle ihre Bemühungen, sich zu erhalten, blieben fruchtlos. Der Generalprocurator von Monclar gab damals folgendes treffende Gemälde von den Jesuiten: „Sie sind politische Verderber aller Regierungen; Schmeichler der Großen und ihrer Leidenschaften; Begünstiger des Despotismus, um die Vernunft zu unterdrücken, und sich der Gewalt zu bemächtigen; Feinde der Gesetze, denen sie widerstreben, und Verläumder aller derjenigen, die den Regenten und den Staat aufrichtig lieben. Sie bewaffnen die Könige mit eisernen Scepteren und die Unterthanen mit Dolchen. Sie rathen zur Tyrannei, und lehren den Tyrannenmord; sie verbinden zu ihrem Vortheile die grausamste Intoleranz mit dem ärgerlichsten Indifferentismus für die Grundsätze der Religion und Moral; sie erlauben alle Laster, und verzeihen nicht einmal Worte in Sachen, die nicht verständlich sind; sie retten den Götzendiener, der ihnen nützlich ist, und verfolgen den Katholiken, der ihnen sein Vertrauen nicht schenkt. Eine theologische Zänkerei ist in Europa Staatssache, während in Asien die Abgöttereien der Malabaren und die Verehrung des Confuz erlaubt sind u. s. w.“ Der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, erließ zu Gunsten der Jesuiten einen Hirtenbrief, den das Parlament durch Henkers Hand verbrennen ließ. Der Papst und die Jesuiten schworen Rache dem Parlamente. Die Geistlichkeit wollte das Volk

zur Rebellion entflammen, aber mit jedem neuen Tage wurden neue Empörungsschriften durch den Henker verbrannt, und das Volk sah die Beschlüsse der Gerichtshöfe für gerecht an. Noch hatten die Jesuiten nicht alle Hoffnungen verloren, durch ein Machtwort des Königs die Beschlüsse der Parlamente zu unterdrücken. Sie kannten die schwankenden und furchtsamen Gesinnungen Ludwigs XV. und bestürmten ihn mit allerhand Schriften. Aber der König folgte dem Rathe seiner treuen Minister; er bestätigte die Parlamentsbeschlüsse, und hob durch ein königl. Dekret, im December 1764, den Jesuitenorden in Frankreich vollständig auf. Das Decret nennt Ludwig XV. selbst ein „ewiges und unwiderrufliches Edikt," und befiehlt allen Parlamentshöfen, die Aufhebung des Ordens überall bekannt zu machen. Der Ordensgeneral Ricci in Rom erließ nach Bekanntmachung dieses Edikts ein heimliches Schreiben an die Jesuiten in Frankreich, worin er unter Anderm sagt: „Wenn ihr schon der Gewalt habt nachgeben müssen, so könnt ihr doch innerlich in euern Herzen mit der Stiftung vereinigt bleiben, und einen glücklichen Zeitpunkt abwarten, wo ihr euch wieder äußerlich verbinden könnt. Auf Regen folgt Sonnenschein. Erinnert euch, daß menschliche Mächte kein Recht haben, eure Gelübde aufzulösen." Und so haben sich denn die Jesuiten in Frankreich in unsern Tagen wieder vereinigt, und bilden eine Faction, die Frankreich in Furcht und Schrecken setzt!

In der am 5ten Februar 1828 wieder eröffneten Deputirtenkammer wurde die Jesuitenfrage, die durch den jesuitischen Exminister Villele viele neue Anhänger bekommen hatte, mit lebhafter Erbitterung von beiden Theilen wiederholt. Die Priesterpartei suchte mit Effect auf das Volk zu wirken, um es für sich zu gewinnen. Gebete wurden gehalten für die zu hoffenden günstigen Beschlüsse der Deputirten. Der Constitutionel macht folgendes Umschreiben bekannt, das an die Mitglieder der Congregation

gesandt worden: Paris, den 25sten Januar 1828. „Mein Herr! Sie sind eingeladen, an der neuntägigen Andacht, die unter Anrufung des heiligen Ignaz, um Erhaltung der Jesuiten, statt finden wird, Theil zu nehmen, und wo möglich zum Schluß zu communiciren. Jeder spricht selbstgewählte Gebete. Bitten Sie gefälligst die frommen Personen, die sie etwa sehen, sich mit Ihnen zum Gebet zu verbinden."

Als sich aber die Jesuiten in ihren Hoffnungen getäuscht fanden, predigten sie öffentlich gegen ihre Feinde, wozu folgender Auszug aus einer Kanzelrede den Beweis liefert: „Ihr seyd von den heillosesten Begebenheiten bedroht; ihr könnt leicht wieder die Mauern euerer Schlösser von Blut gefärbt sehen. Bei dem jetzigen Geist der sogenannten Liberalen unter den Deputirten, stehen euch von Neuem die Auftritte von 1793 bevor. Diese Männer, die weder Religion noch König wollen, und die man die Stützen des höllischen Reichs nennen könnte, sie sind eben im Begriff, die Fahne der Revolution aufzupflanzen, um in unsern Straßen Ströme von Blut zu vergießen. Wer von euch, meine Brüder, der nicht unter 40 Jahren ist, hat nicht seinen Vater auf dem Blutgerüst gesehen! Wer von euch Frauen beweint nicht den Verlust ihres Gatten! Bittet Gott, meine Brüder, daß er euch dergleichen nicht wieder erleben läßt; denn wenn der König nicht durch einen Staatsstreich hilft, so sind wir verloren!" Das heißt aber das Volk, den großen Haufen durch Besorgnisse schrecken, die nicht vorhanden sind. Der Graf von Montlosier, der in verschiedenen Schriften die Früchte seines Nachdenkens und die weisen Rathschläge eines noch kraftvollen, von Vernunft und Tugend begleiteten Alters, niedergelegt hat; sagt bei dieser Gelegenheit von dem Hirtenbriefe des Erzbischofs von Paris, der bei Eröffnung der Deputirtenkammer das öffentliche Gebet verordnete, und als ein vorzügliches Muster desselben das Gebet zum heiligen Herzen Jesu empfahl, das von den Jesuiten in Frankreich als eins ihrer Wahrzeichen eingeführt ist; er sagt: „noch neuerlich hat ein lächerlicher, wo nicht ketzerischer

Hirtenbrief es gewagt, uns an Gebräuche zu erinnern, die unsere Väter verworfen. Dieser Hirtenbrief gab uns die Religion der Jesuiten, anstatt der wahrhaften Religion. Der Weisheit und Energie der Deputirten, der Weisheit und Energie der edeln Pairskammer steht es zu, über unsere Gefahren zu wachen, und uns vor denselben zu behüten. Mögen sie wissen, daß mit guten Priestern Frankreich glücklich und ruhig, wenigstens christlich seyn wird! Mögen sie auch wissen, daß in Frankreich weder Friede, noch Ordnung, noch Religion bestehen wird, so lange es eine Priesterpartei, so lange es Jesuiten gibt!" Zu gleicher Zeit sagt der Constitutionel: „Der Einfluß der geheimen Macht und gescheiterten Gewalt des gestürzten Ministers Villele wird nun nicht mehr so zu fürchten seyn. Die Wahlen im Ministerium und in den Kammern haben zwar den finstern Coloß der Priesterpartei in seinen Grundfesten erschüttert, der mit seinen Polybenarmen die Freiheiten, den Ruhm und die Civilisation des schönsten Königreichs zu ersticken drohte, allein die Wahlen haben ihn noch nicht völlig vernichtet; die Verschwörung tritt immer mehr hervor, und der geringe Widerstand, welchen man ihr leistet, scheint der Verwegenheit jener ehrgeizigen Gesellschaft, deren Agenten überall eingedrungen sind und Viele verführt haben, neue Nahrung zu geben. Aber der Augenblick ist gekommen, wo wir endlich wissen müssen, ob wir unter der constitutionellen Regierung, oder unter der ultramontanen Ruthe leben; ob wir uns der Charte im Geiste Ludwigs XVIII., oder der Subtilitäten der Congregation zu erfreuen haben; ob wir frei sind nach dem Gesetz oder nach dem Gutdünken; ob wir endlich Jesuiten oder Franzosen seyn sollen!" Die Gazette de France, die später das Organ des jesuitischen Ministers Villele wurde, sucht in einem langen Artikel über die Jesuitenangelegenheit in Frankreich, sich von dem Vorwurfe zu reinigen, als huldige sie nach ihren frühern Berichten dem Jesuitismus. Um zu beweisen, daß sie den gerechten Unwillen, der sich einstimmig gegen

die berüchtigte Gesellschaft der Jesuiten ausspreche, vollkommen theile, und daß sie keineswegs hinter den allgemeinen Wünschen und Bemühungen zur Befreiung des Reichs von einer so furchtbaren Macht zurückbleibe, beleuchtet sie die Mittel und Wege zur Vertreibung derselben, macht jedoch gleichzeitig auf die verschiedenen Hindernisse aufmerksam, die sich der Ausführung ihrer Vorschläge in den Weg legen. Man müsse, meint sie, mit Aufhebung der in Frankreich bestehenden Jesuitencollegien, die als kleine Seminarien sich der Erziehung einer großen Anzahl für den geistlichen und weltlichen Stand bestimmten Zöglinge widmen, den Anfang machen. Da aber diese Pflanzschulen den Bischöfen das einzige Mittel an die Hand geben, die durch die Revolution entstandenen Lücken in der Besetzung der Dorfkirchen würdig auszufüllen, so könne man sie schon deßhalb nicht alle auf einmal aufheben. Allerdings könne man die Jesuitencollegien der Oberaufsicht der Universität unterwerfen, allein in diesem Falle wäre wieder kein Recht zur Vertreibung der Jesuiten vorhanden. Die Gazette ist hiernach der Meinung, daß nichts weiter übrig bleibe, als die alten Parlamentsbeschlüsse gegen die Jesuiten in Ausführung zu bringen, wonach sie aus dem Königreich verbannt werden. Allein auch hier fänden sich, fügt sie hinzu, mancherlei Hindernisse, denn die Charte bewillige allgemeine Religionsfreiheit, und schütze zugleich die persönliche Freiheit jedes Franzosen. Der Bischof von Hermopolis vertheidigte hierauf die Jesuiten im Ministerialrathe; der Courrier français aber widerlegt seine Ansichten, und spricht sich darüber in folgender Art aus: Betrachtet man die Jesuiten individuell und als ausgeschlossen von allen Aemtern, so muß es ihnen freistehen, zu glauben, was sie wollen; mögen sie die Charte verwünschen und fromme Wünsche zu deren Aufhebung hegen, — immerhin! Mögen sie in der Gesellschaft, wie Moliere's Tartüffe, Uneinigkeit in die Familien bringen, ihre Schwüre verletzen u. s. w., — immerhin! Das Uebel trifft nur diejenigen, welche sich von ihnen bethören lassen. Jedermann

weiß, daß es in Frankreich Jesuiten gibt, man muß sich daher vor ihnen hüten, kann sie sogar öffentlich als gefährliche Menschen bezeichnen, darf ihnen aber keine Strafe auferlegen, so lange sie sich keines Verbrechens schuldig gemacht haben. Betrachten wir dagegen die Jesuiten als Männer, die, sey es nun in dem öffentlichen Unterrichts- oder im geistlichen Fache, ein Amt bekleiden, so dünkt es uns, als ob die gegen sie zu ergreifenden Maßregeln nicht sehr schwer aufzufinden seyen. Vor allem handhabe man das noch immer bestehende Gesetz, wonach jeder active katholische Geistliche von dem öffentlichen Unterrichtswesen ein für allemal ausgeschlossen ist, das heißt, man thue das Gegentheil von dem, was der Bischof von Hermopolis bisher gethan hat. Betrachten wir endlich die Jesuiten als Geistliche, so behaupten wir, daß dafür, daß der Staat sie besoldet, dieser auch von ihnen verlangen kann, daß sie die Declaration von 1682, die Grundlage der gallicanischen Freiheiten, erfüllen, wie denn auch schon die Gesetze sie dazu verpflichten; besonders darf die Regierung solches von den Professoren der Theologie, und an den Seminarien von den Bischöfen und selbst von den Cardinälen verlangen. Weigern sie sich dessen, wie jüngst der Erzbischof von Toulouse, so entziehe man ihnen ihren Gehalt, denn sie sind gallicanische Priester, und nur unter der Bedingung mit ihrem Amte bekleidet worden, daß sie der Kirche des Landes treu bleiben. Man beauftrage mit der Polizei des Cultus im Allgemeinen, nicht einen Bischof in partibus, einen entschiedenen Beschützer der Jesuiten, sondern einen zweiten Portalis, welcher das Decret vom Jahre 1804 gehörig in Ausführung zu bringen weiß. Was die jesuitischen Etablissements Montrouge, St. Acheul und 7 bis 8 Seminarien betrifft, so hebe man sie ohne Ausnahme auf, denn sie sind gesetzwidrig. Ein Seminar in jedem Sprengel ist hinreichend; nur stelle man keine Jesuiten an ihre Spitze, und nehme nur solche junge Leute darin auf, die sich dem geistlichen Stande widmen. Um übrigens dem Jesuitismus Einhalt zu thun, ist das Gesetz

vom J. IV., über die allgemeine Polizei in kirchlichen Angelegenheiten, hinreichend, und es bedarf dazu keiner Anwendung des neuern Gesetzes über Versammlungen von mehr als 20 Personen. Die Furcht, daß der Erzbischof von Paris die Anwendung des Gesetzes als einen Eingriff in seine Rechte betrachten möchte, ist nichtig, denn es ist einmal ein unbestreitbarer Grundsatz in Frankreich, daß die geistliche Macht der weltlichen untergeordnet ist, und daß die Autorität der Gesetze höher steht, als die eines Erzbischofs, der diesen Gesetzen eben so unterworfen ist, als der König." Die Lyoner Jesuiten-Zeitung macht darauf ihrer Galle Luft, und zieht gegen den Minister Graf Portalis los, dem sie den Vorwurf macht, einen rein geistlichen Gegenstand an sich gerissen zu haben, während ein Minister der geistlichen-Angelegenheiten, ein Bischof, im Geheimten-Rathe des Königs Sitz und Stimme habe. „Der französische Clerus, sagt sie, sieht sich vor das Tribunal des Herrn Seguier citirt, der vor zwei Jahren den berühmten Rechtsspruch gethan, nach welchem der französische Clerus in einem feindseligen Zustand mit dem Gesetz erklärt wurde." Die Jesuiten-Zeitung in Lyon bedeutet den Erzbischof von Paris und den Bischof von Beauvais, daß sie die ihnen übertragene Vollmacht nicht annehmen sollen. „Diese beiden Prälaten, sagt sie, werden nicht zugeben, daß die bischöfliche Würde vor das Tribunal geladen werde; sie werden durch ihre Anwesenheit die Schmach nicht sanctioniren, welche allen ihren Collegen in der Person des Bischofs von Hermopolis durch den Großsiegelbewahrer zugefügt worden ist." Zur Unterstützung und Rechtfertigung ihrer Meinung, führt die Jesuiten-Zeitung den Bischof Bossuet an (geboren 1627 zu Dijon), wo er im dortigen Jesuitencollegium erzogen wurde. Er suchte den protestantischen Katechismus des evangelischen Predigers Paul Ferri zu widerlegen, weshalb ihm auch von der Königin (Anna von Oestreich) die Bekehrung der Protestanten in der Diöces Metz übertragen wurde! Seine Einweihung des Marschalls

Turenne zur katholischen Religion, erwarb ihm das Bisthum von Condom!), der die Bischöfe als Richter der Erde bezeichnet, und sie von jeder bürgerlichen Gerichtsbarkeit, selbst in zeitlichen Gegenständen, freispricht. Diese Zeitung läßt sich auch in eine Dissertation ein, um zu beweisen, daß Alles, was die katholische Religion als nothwendig, gut und nützlich proclamirt, auch allgemein als nothwendig, gut und nützlich betrachtet werden müsse, weil das Gegentheil nur zum Meineid und zur Apostasie führe!!" Gewiß ist es jedoch, sagt sie am Schluß ihrer Betrachtung, daß heut zu Tage keine Möglichkeit vorhanden ist, die Frage durch ein Rundschreiben des Justizministers im Sinne der Faction zu entscheiden; sie kann einzig nur durch eine Revolution gelöst werden." So muß denn Frankreich nolens volens den Jesuiten ausgeliefert werden, oder eine Revolution erwarten! Wenn die Staatsgesetze gegen sie nachdrücklich vollzogen werden sollten, so drohen die Jesuiten mit ihrem Anhang unter dem großen Haufen die Waffen zu ergreifen! Man weiß in der That nicht, ob man sich über das Verbrecherische, das in dieser Drohung liegt, entrüsten, oder mitleidig über das Drollige lächeln soll. In der Ebbe und Fluth der Ansichten über Jesuitismus, Priesterherrschaft, Königthum u. s. w. blieben diejenigen, die man mit dem Namen Höflinge bezeichnet, nicht unthätig. Man sprach von einer Versammlung, die von einem Erzbischof und einem Capitän der Garden geleitet und wovon die Zahl der Mitglieder auf 132 angegeben wird. Die Zusammenkünfte wurden bei einem Kammerherrn gehalten, und alle Leidenschaften, vereint mit den ultramontanischen Ansprüchen, fanden dort ihren Sammelplatz. Der Zweck des Vereins war: durch seinen Einfluß auf den Hof, Beschlüsse des Königs zu Gunsten der Priesterpartei zu bewirken, die Angelegenheiten im Geiste des gefallenen Jesuiten-Ministers Villele wieder zu ordnen, und auf diese Weise Frankreich mehr als jemals in die Bahn des Jesuitismus und der Congregation

zurückzuführen. Diese Zusammenkünfte blieben in Paris kein Geheimniß; das Journal des Debats sagt darüber Folgendes: Die intrikante, habsüchtige Cotterie, die unser Schicksal so sehr verkümmert, jene Cotterie, gegen die sich ganz Frankreich aufgelehnt hat, und die schon seit undenklichen Zeiten zur Erschütterung der Throne geschaffen ist, hat sich auf einmal wieder zusammengerafft; sie ist von neuem Muthe beseelt; sie singt Siegeslieder, und schon stimmt ihr amtliches Journal stolze Manifeste an. Sie spricht selbst davon, die Oeffentlichkeit, aus der alles Schlimme hervorgehe, bald zu verdrängen. Woher kommt ihr diese Zuversicht? Herr von Villele hat die versprengten Congregationen wieder gesammelt. Er schwang sich zum Oberhaupt aller geschlagenen Finsterlinge auf, zum Waffenbruder aller geheimen und offenen Feinde der uns gegenwärtig regierenden Ordnung der Dinge; er will wieder jene Gewalt erobern, die er weder zu veredeln, noch zu behalten verstand. Er weiß zwar, daß seine Erscheinung auf den Stufen des Throns jetzt unmöglich ist, daß sich das ganze Land beim Anblick des Gespenstes erheben würde; aber ihm genügt die Freude, die Ruhe Frankreichs noch einmal gestört zu haben. Böses zu thun, hat für ihn denselben Werth, als noch einmal zu regieren. Das System, von dem die Cotterie träumt, ist dasselbe, unter welchem die Gesetze des Sacrilegs, des Erstgeburtsrechts, der Polizei der Presse nur noch als schüchterne Offenbarungen erschienen. Alle jene Gewaltthätigkeiten waren nur unvollständige Geständnisse, furchtsame Versuche. Jetzt haben sich die Meinungen geordnet. Alles hat sich um die Fahne der constitutionellen Monarchie gesammelt. Diejenigen, die in ihrer Gazette schreien, sie wollen den Geist des Jahrhunderts, den Journalism, die Publicität niederwerfen, sind am Ende mit ihren Drohungen. Die Zeit der Offenheit, die Zeit der Kraft ist gekommen! Wenn sich einmal die Macht in Extreme fe gerannt hat, dann legt sie alle Rücksichten bei Seite und wird nothwendig zerstörend. Gewalt ist ihr Gesetz, ihre Tu-

gend; ihr Leben. Dieses Leben aber dauert nur einen Tag. Factionen kommen gewöhnlich bei ihren Siegen nur gradweise bis zur Narrheit. Wollte man Frankreich unter den gegenwärtigen Conjuncturen auf diese Weise behandeln, so hieße dieß mit der Narrheit beginnen. Die Frage ist, kann man wohl jetzt bei den Kammern, wie wir sie haben, bei dem herrschenden allgemeinen Geiste das vollbringen, was man in 14 Jahren nicht einmal versuchen konnte? Kann man mit einem Gewaltstreiche auf einem solchen Schlachtfelde alle die Schlachten wieder gewinnen, welche der Absolutism und die Theocratie seit 300 Jahren verloren hatten? Frankreich glaubte, mit Villele falle auch die Politik, welche uns in den Strom der Jahrhunderte zurückwälzen wollte. Sollte es sich in seinen Erwartungen getäuscht sehen? welcher Jammer, welcher Zorn würde ausbrechen! Man läßt sich in Frankreich nicht gern zum Besten haben, und es ist nirgends klug, ernste Männer der Reue über gute Gesinnungen auszusetzen, zu welchen sie gereizt waren. Um es mit keiner Partei zu verderben, hat man sich entschlossen, keiner eine Genugthuung zu gewähren; denn da man das Ministerium auffordert, sich bald zur rechten, bald zur linken Seite hinzuneigen, so glauben wir, daß das Ministerium unbeweglich und zwischen den Parteien, die seine Eroberung versuchen, in der Mitte stehen bleiben wird. Wir würden diese Unentschlossenheit als doppelt nachtheilig erklären, wenn sie, wie man Ursach zu haben glaubt, in der am 5. Febr. 1828 vom König gehaltenen Rede sich bemerklich machen sollte." Ueber denselben Gegenstand spricht sich ein Schreiben aus Paris so aus: „Schon stimmen die Blätter der Congregation und des alten Triumvirats stolze Siegeslieder an; sie verkünden das Bündniß der ausschließlichen Royalisten mit den alten Dienern des Villele'schen Ministeriums und dessen jesuitischen Gehülfen. Die Gazette de France, das officielle Blatt des erloschenen Ministeriums, und die Lyoner Gazette der Jesuiten bestätigen dieß Bündniß. Von der andern Seite versichert man, das gegenwärtige Mini-

sterium schwebe in beständiger Unentschlossenheit über die Angelegenheiten der jesuitischen Partei. Es erscheinen Hindernisse, die das neue Ministerium nicht erwartet; ja selbst die zwei Minister, die die gegründetsten Ansprüche auf das öffentliche Vertrauen haben, sollen um ihre Entlassung gebeten haben. Die Begeisterung der Jesuiten ist groß; sie erwarten mit Ungeduld ihre neuen Conföderirten. Bei dieser Lage der Dinge ist es die Pflicht der Patrioten, mehr als je sich eng an einander zu schließen, und sich weder durch die Intrigue noch durch die Geschicklichkeit ihrer Feinde theilen zu lassen. Wenn wir ja ein jesuitisches Ministerium haben sollen, dessen Name allein schon überall Schrecken und Bestürzung verbreitet, so ist es besser, daß dieß zu früh, als zu spät geschehe, denn um so eher müßte auch sein Sturz erfolgen. Nichts ist verderblicher für Handel und Industrie, für die Ruhe der Familien und das Wohl der Staaten, als eine fortwährende Ungewißheit, und zwar aus dem Grunde, weil Niemand auf die nächste Zukunft rechnen kann, indem man nicht weiß, ob wir nicht schon an dem Vorabende großen Unheils stehen!"

Herr Duplan, Advokat am königl. Gerichtshof zu Paris, gab bei Eröffnung der Deputirtenkammer (am 5. Febr. 1828) eine Schrift unter dem Titel heraus: „Gesuch an die Deputirten Frankreichs, um Anklage des Ministeriums Villele, Peyronnet und Consorten." Graf Montlosier gab zu gleicher Zeit ein Memoire heraus: „Die Jesuiten, die Congregation und die Priesterpartei im Jahre 1827, oder Denkschrift an den Ministerialrathspräsidenten, Grafen von Villele." Es wurden darin Dinge berührt, welche allgemeine Unzufriedenheit gegen das jesuitische Ministerium erregt hatten. In der Deputirtenkammer wurden sehr merkwürdige Reden gehalten über das gestürzte Villelesche Ministerium, das die Aristocratie durch Servilität, und die Religion durch Mönche und Jesuiten begründen wollte. Allgemeine Verwünschungen erhoben sich gegen Villele, und der Constitutionel sagt: Diese gebrandmarkte Macht wird nur noch durch verbor-

gene Umtriebe und geheime Kabalen unterstützt. Wie kann man fragen, ob die Anklage gegen Villele gerecht sey? Wahrlich, wir sind der Freiheit nicht werth, wenn wir nicht glauben, daß es gerecht sey, denjenigen zu bestrafen, der uns die Charte stehlen wollte, den Bestecher der Wahlen, den Verwüster der Pairskammer, den Zerstörer der Nationalgarde, den knechtischen Gehülfen des Jesuitismus!" Auf diese Anklage trug auch der Graf Montlosier an, als die einzige Bürgschaft für die Zukunft. Die Jesuitensache sollte den Hauptpunkt in der Klagschrift gegen Villele bilden, denn in ihr liegt die ganze Lebenskraft der Priesterpartei, und alles Unheil für den König und den Staat. Die Anhänger Villele's und der Priester erwiederten hierauf: „Wenn man Herrn von Villele öffentlich anklagen will, daß er den Jesuiten den Aufenthalt in Frankreich gestattet, vorausgesetzt, daß es in seiner Macht stand, dies zu verhindern, so kann diese Anklage nicht auf die Handlungen oder die Stellung der Jesuiten selbst, sondern auf das bloße Factum ihrer Existenz gerichtet seyn. Nun haben aber die Jesuiten, seit Wiederherstellung des Ordens durch Papst Pius VII. (im Jahr 1814) in Frankreich bestanden; es müßten daher noch andere Minister mit zur Strafe gezogen werden. Nehmen wir jedoch an, daß sich die Jesuiten seit Anfang des Villeleschen Ministeriums in Frankreich niedergelassen haben. Was sind die Jesuiten? Sie sind Mitglieder eines geistlichen Ordens, der von der römischen Kirche gebilligt ist und ihr angehört. Nun aber bewilligt die Charte allen von dem Gesetz anerkannten Religionen volle und gänzliche Toleranz. Die Religion der römischen Kirche wird nicht allein von dem Gesetz anerkannt, sondern sie ist sogar als Staatsreligion erklärt worden. Wenn demnach Herr von Villele die Jesuiten oder die Capuziner, oder die Trappisten, oder andere in Frankreich vorhandene Ordensmänner darum verfolgt hätte, weil sie in ihren Zellen nach einer gewißen Regel leben, oder weil sie gewiße Gebete verrichten, oder an gewißen Tagen fasten (die eigentliche Tendenz des Je-

suitenordens ließ man unerwähnt!), so würde er im Widerspruche mit der Charte gehandelt und dann erst die Vorwürfe, die man ihm macht, verdient haben. Allerdings sind in frühern Zeiten Edikte und Gesetze gegen die Jesuiten und alle geistliche Orden erlassen worden, diese sind aber virtualiter durch die Charte aufgehoben worden, und es steht nun jedem Franzosen frey, nach Belieben ein Capuziner oder ein Jesuit zu werden."(!?) Es handelt sich aber nicht darum, die Jesuiten als Individuen zu verfolgen und ihrem Gewissen Zwang anzuthun, sondern sie dem allgemeinen Gesetz zu unterwerfen, ihnen das verderbliche Monopol des öffentlichen Unterrichts, und das Recht der völligen Unabhängigkeit von den Landesbehörden zu entziehen; sie zu verhindern, die Jugend zu verderben, um aus ihr nicht künftige Feinde der constitutionellen Ordnung zu bilden, und die jesuitische Moral der religiösen zu substituiren; denn daß sie dieß thun, geht auch in neuester Zeit aus dem Aufstand in Billom hervor, wo ihre Lehren den Zöglingen so anstößig waren, daß man die Jesuitenlehrer aus dem Schulhause werfen wollte. Sind die Jesuiten nicht mehr und nicht weniger, als die andern Bürger des Staats, dann werden sie auch aufhören, gefährlich zu seyn. Wer hierin eine Intoleranz erblickt, müßte selbst höchst intolerant seyn. Die durch die Charte garantirte religiöse Freiheit, die Loyolas Jünger in Anspruch nehmen, hat ihnen nicht das Recht gegeben, willkürlich das Privilegium des öffentlichen Unterrichts an sich zu ziehen; dies ist keine religiöse Freiheit, um seine Gedanken frei aussprechen zu können; es ist keine Gewissens- sondern eine strafbare Thatsache, ein anmaßender Auctoritätsact, der die Schranken des bürgerlichen Rechts und die Staatsgesetze überschreitet; denn wie hätte man den Jesuiten den öffentlichen Unterricht wieder anvertrauen können, da ihr Orden vor der Welt gebrandmarkt war, und darum die frühern Parlamentsbeschlüsse zu ihrer Vertreibung nicht widerru-

rufen wurden! Nur der Papst hat den Orden der Jesuiten wieder anerkannt und genehmigt, nicht aber die Gesetze Frankreichs, denen er sich durch Berufung auf die Charte nicht unterwerfen will.

Als Ludwig der XVIII. am 4. Juni 1814 in der gesetzgebenden Kammer folgende Worte aussprach: Eine constitutionelle Charte wurde von dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs erheischt. Wir mußten die immer wachsenden Fortschritte der Aufklärung, die neuen Bezeichnungen, welche diese Fortschritte in die bürgerliche Gesellschaft brachten, die den Geistern seit einem halben Jahrhundert aufgeprägte Richtung, und die daraus hervorgegangenen bedeutenden Veränderungen schätzen lernen," — da waren noch keine Jesuiten in Frankreich. Ihre Constitution haben sie dem Staate nicht vorgelegt; der Papst kann daher ihre Existenz nur wünschen, nicht aber anbefehlen und im Namen der französischen Gesetze sanctioniren. Wohl konnte der Papst in jenen traurigen Zeiten seiner Macht und Größe, von seinem Zimmer aus die Welt beherrschen, Kaiser und Könige absetzen, und ihnen vorschreiben, was er für heilsam hielt. Jene Zeiten sind nicht mehr! Der Geist der Civilisation ist erwacht, und die päpstlichen Bannflüche erschrecken nicht mehr die Völker! Sie haben abgeschüttelt das römische Joch, und sehnen sich nicht zurück in die päpstliche Sclaverei! Der Abbé Mongaillard sagt sehr richtig: „Es würde jetzt sehr schwer seyn, den Despotismus und den Aberglauben zu Gunsten einer Priesterclasse wieder herzustellen, als es unmöglich ist, die Bewegung der Erde aufzuhalten." Die Jesuiten erscheinen aber darum wieder so anmaßend in Frankreich, weil sie die katholische Geistlichkeit auf ihrer Seite haben, ihnen auch deßhalb die für sie nicht ungünstige Gesinnung des ein und siebenzigjährigen religiösen Königs, Karl X., und darum die Schüchternheit des Ministeriums bekannt ist. Sie wissen, daß von Seiten des Hofs durch geheime Triebfedern der Priesterpartei für ihr Fortwirken gesorgt wird. Ein Herr Bellamare, von der Jesuiten-Congregation

dazu aufgefordert, überreichte nach Eröffnung der Deputirtenkammer (im Februar 1828), dem König eine Klagschrift, die sich der verspotteten Jesuitengesellschaft annimmt, und das ausschweifendste Lob ihrer „Tugenden," ihrer „Unschuld" und „ihrer Heiligkeit" enthält! Diese Schrift wurde sogleich gedruckt, und vor der Thür der Deputirtenkammer denen überreicht, die sie zu lesen und die neuen Tugenden der Jesuiten kennen zu lernen wünschten! Könnte man ohne höhere Rücksichten die Gesetze gegen sie in Anwendung bringen, sie würden sogleich in ihre finstern Schlupfwinkel zurückkehren müssen; aber schon haben sie zu festen Fuß gefaßt, daß sie Kabalen schmieden können, um auf ihre katholische Existenz zu trotzen. Die Protection des Ministers Villele hat ihnen treue Anhänger in den höhern Kreisen gewonnen, und sein Einfluß wurde überall mit dem besten Erfolg gekrönt! Einer der vorzüglichsten Chefs der Congregation, der den Jesuiten das Collegium der Stadt Dole preisgegeben, ist sogar mit der General-Post-Direction beauftragt worden, und scheint kräftig unterstützt zu werden. Wohl mögen die Jesuiten auf eine solche Stelle nicht gern verzichten, weil sie dann nicht mehr in Staats- und Familien-Geheimnisse eingeweiht seyn könnten, was für sie von so hohem Werthe ist. Aber ganz Frankreich hat sich in neuester Zeit über das Erbrechen und Verletzen des Geheimnisses der Briefe beschwert; wie viele mögen in der jesuitischen Angelegenheit von dem geheimen Postbüreau eröffnet worden seyn! Eine ausserordentliche Thätigkeit zeigt sich jetzt unter demjenigen Theil der französischen Geistlichkeit, der sowohl öffentlich als im Geheimen mit dem vorigen Villeleschen Ministerium verbunden war. In einzelnen Städten werden beim öffentlichen Gottesdienst Betrachtungen und Gebete zu Gunsten der Jesuiten angestellt, so wie man früher in denselben Kirchen gegen den Ausfall der einzelnen Wahlen donnerte. Die höhere Geistlichkeit, welcher in Folge der Niedersetzung einer Seminarien-Commission von dem Ministerium gewiße Fragen vorgelegt wurden, soll sich sogar

zum Theil geweigert haben, darauf zu antworten. Man hat nun auch heimliche Seminarien entdeckt, von denen man bisher nichts ahnete. Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so zweifelt man, daß die Geistlichkeit sich einem neuen Gesetz unterwerfen werde; sie will durchaus im Besitz der Gewalt bleiben. Unter dem Bischof von Hermopolis fand das Gesetz, daß die Seminaristen geistliche Kleidung tragen sollten, längst keine Vollziehung mehr, und nun kann man in keiner Schule den geistlichen von dem weltlichen Zöglinge unterscheiden. Der Zweck davon ist, die ganze öffentliche Erziehung auf einen geheimen Fuß zu setzen, und die französische Nation nach und nach zu Jesuitenschülern zu machen. In Marseille, der so leidenschaftlichen Stadt, wo das Mönchthum am Weitesten getrieben ist, hat sich eine jesuitische Brüderschaft von dreitausend jungen Leuten gebildet. Die Jesuiten sind in voller Bewegung, immer mehr Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Ihre Missionen in Frankreich bieten dazu die beste Gelegenheit, und bald werden diese Feinde der christlichen Liebe, Ruhe und Ordnung, diese Feinde der gesunden Vernunft und des natürlichen, unverdorbenen Menschenverstandes, der keine Heuchelei, keine List und Falschheit kennt, wie eine pestartige Epidemie sich überall einschleichen, und alle Fanatiker und Schwärmer auf ihrer Seite haben, um Alles zu verketzern, was nicht den römischen Pantoffel küßt! Und so ist denn auch in Frankreich eingetroffen, was einst der Jesuiten-General, Franz Borgia sagte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen.“— „Gebt Acht auf ihren Gang,“ sagen die Gegner der Priesterpartei in Frankreich; „gebt Acht, die neuen Jesuiten sind die alten Menschen, die Wölfe in Schafskleidern wieder, die der Papst gesandt, um Frankreich, den König und uns Alle wieder unter seine Ruthe, unter die Gewalt des römischen Stuhls zu bringen. Es ist derselbe Eroberungsgeist, den sie auch jetzt, wie früher, vor ihrer Ver-

bannung, wieder entwickeln. Unter erborgten Kleidern der Sitte und des Anstandes, der Frömmelei und Heuchelei schleichen sie sich überall ein, um Lehrer und Erzieher unserer Jugend zu werden. Sie wissen sich in die Zeit zu schicken, und ganz den Vorschriften ihres Gründers gemäß, wandeln sie immer auf Seitenpfaden, die zu ihrem Zwecke führen. Diese sogenannten Väter des Glaubens bemächtigen sich des neuen Menschengeschlechts, und wissen genau, wie viel der erste Eindruck thut; sie kennen das Ansteckende eines Corporationsgeistes und suchen allen Verläumdungen kräftig entgegen zu arbeiten; sie sind die Würmer, die Schlangen, die an Frankreichs Glück, an unserer gesetzlichen Freiheit nagen, weil wir den Aberglauben der Pfaffen und die Dummheit hassen, in die man uns zurückführen will. Aber es gibt für Europa eine große Neuigkeit: daß Frankreich eine Revolution gehabt, und daß wir keine folgsame Heerde sind, die sich unter dem Stabe aller Schäfer blind leiten läßt. Wir haben Gesetze und eine Charte, die der König beschworen, und die er halten wird! Unredliche Minister müssen von den Stufen des Throns entfliehen, und die Deputirten Frankreichs, die unser Volk und unsere Rechte kennen, werden uns vor drohenden Gefahren schützen!"

Während in Frankreich die Jesuiten sich so verhaßt gemacht haben, schreibt man aus Rom über ihr dortiges Betragen natürlich ganz anders:

„Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß die Jesuiten, während ihnen mehrere europäische katholische Regierungen unter der Hand, oder auch öffentlich, Unterstützung angedeihen lassen, während sie vom Papste begünstigt werden, hier in Rom von allen andern religiösen Orden, ja selbst von den Weltgeistlichen gehaßt und verfolgt werden. Geschieht dieß wohl aus Brodneid oder rein sittlicher Abneigung? Wer vermag das zu entscheiden? Wenn aber die Jesuiten den Haß der ganzen übrigen Geistlichkeit auf sich gezogen haben, so ist ihnen das Publikum um so gewogener. Unter diesem ist allgemein der Glaube

verbreitet, daß Kenntnisse, Wissenschaft und Duldsamkeit, ja selbst unsträflicher Lebenswandel, in diesem Orden zu finden seyen. Auch beichten die Römer, besonders die Frauen, vorzugsweise bei den Jesuiten. Und in der That betragen sie sich öffentlich mit so musterhafter Anständigkeit, daß alle übrigen, sowohl Kloster- als Weltgeistliche, an ihnen ein Beispiel nehmen können. So darf z. B. kein Mitglied dieses Ordens allein in der Stadt ausgehen, sondern muß von einem Zweiten begleitet seyn. Ihre Blicke sind stets zur Erde gerichtet, und ihre Hände unter dem Mantel verborgen. Es wäre unerhört, einen Jesuiten auf der Straße stille stehen, umhergaffen, oder unter einander, noch weniger mit einer dritten Person, wer sie auch sey, im Gespräche begriffen zu sehen. Dagegen stellen sich die übrigen Geistlichen im Publikum wie weltliche Personen dar. Die Säcularpriester besonders sind die ausgezeichnetsten Gesellschaftsmenschen, die es je geben kann. Die Merkwürdigkeiten in den Klöstern und Kirchen der Jesuiten werden stets unentgeldlich gezeigt; keiner ist zur Annahme auch nur des kleinsten Geschenks zu bewegen. Dabei lassen sie den Fremden vollkommen Zeit, Alles nach Laune und Gemächlichkeit in Augenschein zu nehmen, reden aber kein Wort, ausser wenn sie gefragt werden, und dann nur in der höchsten Kürze und Einsilbigkeit. Das Innere ihrer Klöster zeichnet sich durch eine musterhafte Reinlichkeit aus." Diese Lobeserhebungen kommen aus einer Feder, der man ansieht, wo sie geschnitten worden.

Ganz kurz will ich die Entstehung des Jesuitenordens berühren. Der Stifter desselben war Ignatius Loyola, der neunte Sohn armer adlicher Eltern, geboren 1491 in der spanischen Provinz Biscaya, in der Grafschaft Guipuzcoa, auf dem Schlosse, oder vielmehr Meierei Loyola. Er verlebte seine Jugend als Page an dem wollüstigen und glänzenden Hofe Ferdinands V., Königs von Arragonien, dem der Papst, wegen Vertreibung der Mauren aus Spanien (im Jahr 1501), nachdem die

Verjagung der Juden aus Spanien schon im Jahr 1492 erfolgt war) den Titel: „der Katholische" beilegte; auch hatte Ferdinand V. im Jahr 1480 das furchtbare Inquisitionsgericht eingeführt, wodurch er der katholischen Geistlichkeit eine Gewalt einräumte, die sie bald über den katholischen König selbst ausübte. Der Jesuitenstifter Ignaz Loyola diente nach seinem Abgang vom Hofe dem Militair, verlor aber im Jahre 1521 bei der Belagerung von Pampelona durch Verwundung den guten Gebrauch seiner Füße, und war dadurch für den fernern Kriegsdienst unbrauchbar geworden. Von Natur soll er sehr eitel und gegen das Lob des schönen Geschlechts nicht unempfindlich gewesen seyn. Während seiner Heilung las er Legenden, wunderbare Märtyrergeschichten, und seine Phantasie schuf sich daraus abentheuerliche Bilder. Als er genesen war, begab er sich in das Kloster Montserrat in Catalonien, wo er seine Waffen einem Wunder thuenden Marienbilde (wie die Pfaffen damals und auch jetzt noch dem katholischen Volke weismachen), sich selbst aber zum Ritter der Jungfrau Maria weihte, von der er, nachdem er dem schönen Geschlechte auf Erden seine Dienste entsagt, die sonderbare Gabe der Keuschheit empfangen haben soll, wie die Jesuiten versichern. Der arme Ignaz fastete nun bis zum Verschmachten, geißelte sich täglich dreimal, und bettelte zu Manresa sein Brod vor den Thüren. Er beschloß hierauf nach Jerusalem zu gehen, verschenkte sein zu diesem Zweck empfangenes Reisegeld, bettelte sich durch Italien, und küßte dem Papste Adrian VI. in Rom die Füße, empfing dafür den päpstlichen Segen, und kam am 4. Oct. 1523 in Jerusalem an, das er aber bald wieder verließ, um in seinem 33sten Jahre in der Schule zu Barcellona die lateinische Grammatik zu studiren. Er bat seinen Lehrer, ihm bei diesen Lectionen die Ruthe so oft zu geben, als er sie verdiente, aber dennoch wollte es mit seinem Latein nicht weiter, denn während der Lehrer die grammatischen Regeln demonstrirte, schweifte der katholische Schwärmer Ig-

naz im Himmel umher und wollte überall Erscheinungen sehen. Nach zwei Jahren ging er auf die hohe Schule in Alcala, wo er sich viele Anhänger erwarb. Der Bischof von Toledo interessirte sich für ihn, und ließ ihn auf seine Kosten nach Salamanca gehen, um seine Studien dort vollenden zu können. Er predigte nun allerhand seltsame Dinge, wurde von dem Inquisitionsgericht angeklagt und in einen Kerker geworfen. Nach seiner Befreiung begab er sich auf einem Esel nach Frankreich. In Paris wurde er mit schwärmerischen, ihm gleichgesinnten überspannten Köpfen bekannt, die seine Anhänger wurden, und die mit ihm den Plan eines Ordens zur Bekehrung der Heiden und Sünder entwarfen. Sie schimpften auf Luther, der in Deutschland die Reformation begonnen und bereits am 31. October 1517 zu Wittenberg 95 Sätze gegen den lächerlichen päpstlichen Ablaßkram, der mit den Sünden der Menschen einen förmlichen Handel trieb, angeschlagen, die Bannbulle des erzürnten Papstes gegen den Reformator am 10. December 1520 öffentlich unter lautem Jubel der Sachsen verbrannt, am 17. April 1521 aber, auf dem Reichstage zu Worms, vor dem Kaiser, dem Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten, und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten, die Sache Gottes, das Evangelium Christi, die heiligen Wahrheiten der Bibel (die der Papst zu lesen verbietet!) gegen die Irrlehren des Papstes, gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche standhaft vertheidigt und mit den Worten geschlossen hatte: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, — so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun! Hier stehe ich, — ich kann nicht anders, — Gott helfe mir! Amen.“ Loyolas Anhänger und Protektoren aber

schrieben dagegen: „Dem abscheulichen Luther, dem Haß Gottes und der Menschheit hat Gott in ewiger Weisheit unsern Loyola entgegengestellt!“ Man sieht, das Lästern und Schimpfen gegen die Protestanten war schon damals bei den Priestern der sich so nennenden alleinseligmachenden katholischen Kirche in gutem Gebrauch! Am 15. August 1534 versammelte der Ordensstifter Ignaz Loyola seine Jünger in der Abtei zu Montmartre bei Paris, ließ durch seinen Schüler Lainez in einer unterirdischen Kapelle Messe lesen, das Abendmahl reichen, und allerhand feierliche Angelobungen verrichten. Auf seiner spätern Reise nach Italien, im Jahre 1536, um von dem Papste Paul III. die Bestätigung des Jesuitenordens oder „der Gesellschaft Jesu“, wie sich die Glieder dieses Ordens frech und den heiligen Namen Jesu entehrend nennen, zu erhalten, soll dem Ignaz von Loyola Gott Vater und Sohn in einer Kapelle erschienen seyn, wie die jesuitischen Geschichtsschreiber dem abergläubischen katholischen Volke erzählen. Der Heiland soll ihn angeblickt und gesagt haben: „Romae tibi propitius ero!“ Dazu gehört aber natürlich nur ein katholischer Glaube, um solchen Dingen nicht zu widersprechen. Der Papst gab deshalb 1540 seine Genehmigung zu dem Orden, und die Zahl der Mitglieder vermehrte sich außerordentlich schnell. Bald sah man „die Gesellschaft Jesu“ überall verbreitet, um den Fortschritten der Reformation entgegen zu arbeiten, die Macht des Papstes zu unterstützen, und sich unweigerlich allen Aufträgen desselben, wohin er sie als Missionäre gegen Ketzer und Ungläubige senden oder sonst zu seinen und der katholischen Kirche heilsamen Diensten, mit allen Mitteln und Kräften versehen, gebrauchen würde. Der am 31. Juli 1556 als General des Jesuitenordens verstorbene Ignaz von Loyola wurde 43 Jahre nach seinem Tode vom Papste Paul V. selig gesprochen, und am 12. März 1622 vom Papste Gregor XV. sogar unter die Heiligen versetzt, die dazu berufen sind, die Fürbitten der Katholiken anzuhören, und

sich im Himmel für die abergläubischen katholischen Seelen auf Erden zu verwenden, damit sie baldmöglichst aus dem Fegfeuer befreit werden!

Man wird sich hier mit folgenden kurzen Resultaten begnügen, um beurtheilen zu können, ob die sogenannte Gesellschaft Jesu, die Jesuiten, ihrem Berufe treu geblieben sind:

Als am 31. Juli 1589 König Heinrich III. von Frankreich durch den Jesuiten-Mönch Clement ermordet worden, hielt der Papst Sixtus V. dem Mörder in einer Versammlung der Cardinäle eine Lobrede, und verglich ihn mit Judith und Eleazar. Unter Anderem sagte er in dieser Lobrede: „In seinem 24sten Jahre ist jener Clement, eine ewige Zierde Frankreichs (?!), dahin geschieden; ein Jüngling von einfachem Geiste und keinem starken Körperbau, aber gestärkt durch eine höhere Macht in Kraft und Muth.“ Ist das die Sprache eines sich so nennenden Statthalters und Stellvertreters Christi auf Erden? Kann ein Christ so reden, der sich „heiliger Vater“ nennen läßt? der alle Sünden für Geld vergab und Menschen heilig und selig sprechen konnte? Der Jesuit Mariana schrieb über diesen Königsmord in seinem Werke „de rege et regis institutione“: „Durch die Ermordung des Königs hat sich Clement einen unsterblichen Namen gemacht; durch Mord ist Mord gesühnt!“ Das war also nach jesuitischen Grundsätzen, nach ihrer unbiblischen Moral und Ordenspolitik eine verdienstliche That! Zwar hatten nicht alle Jesuiten solche teuflische Herzen, und es gab sogar Männer unter ihnen, die diese Lehre vom „erlaubten Tyrannenmord“ widerlegten. Schon vor Entstehung des Jesuitenordens, nach Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans, im Jahre 1407, wurde diese schändliche Lehre vom Tyrannenmord, durch die Rechtfertigungs- und Schutzschrift des Dr. Petit zu Paris gepredigt, die er für den Herzog Johann von Burgund niederschrieb, der sich als Anstifter des Mords an Herzog Ludwig von Orleans bekannt gemacht hatte. Aber schon im Jahr 1419

bekam der Herzog Johann von Burgund für jene That seinen Lohn, denn er wurde in dem Augenblick, wo er sich zu Montereau mit dem Dauphin versöhnen wollte, von dessen Begleitern niedergestoßen. Der Erzbischof von Paris verdammte zwar Petit's Lehre vom Tyrannenmord, aber andere Pariser Theologen nahmen sie in Schutz. Auch das Concilium zu Constanz verdammte nicht alle Gründe und Lehrmeinungen in Petit's gefährlicher Schrift, sondern nur die Lehre: „Jeder Tyrann kann von seinem Unterthan erlaubterweise getödtet werden." Nach diesem Ausspruch des Constanzer Conciliums wurde die Frage über den Tyrannenmord in verschiedenen Schriften weiter besprochen, und später von den Jesuiten in mehreren Werken entwickelt und ausgebildet, so daß sie als Hochverräther angeklagt und aus mehreren Ländern vertrieben wurgen. In einem Jahresbericht der Jesuiten, worin die Ermordung Heinrichs III. durch den Mönch Element als ein Wunder zu ihrer Rettung angeführt wird, heißt es: „An dem Tage, wo wir durch ein königliches Edikt aus Bordeaux vertrieben wurden, ward der König selbst, der dies befohlen, aus dem Leben vertrieben! Wir wurden nach St. Macaire verwiesen, um sämmtlich unterdrückt zu werden, wenn nicht zuvor jener Eine unterdrückt worden wäre." vid. Annuae Littorae Societatis Jesu anno 1589, titulo: Collegium Burdigalense. Der Königsmörder Element wurde durch seinen Prior im Dominicanerkloster, dem er den Entschluß zur Ermordung des Königs anvertraut, ermuntert und ermahnt, fleißig zu beten und zu fasten, um den Willen Gottes zu erkennen! Furchtbarer Wahn! Wozu kann eine Religion führen, die man die alleinseligmachende nennt, die weder Verstand und Vernunft, noch freien Willen zur Beurtheilung zuläßt, die nur blinden Glauben der Andacht fordert! Dieser Prior des Dominicanerklosters, Namens Bourgoin, wurde nach einem Parlamentsbeschluß im Jahre 1590 zu Tours von 4 Pferden zerrissen und dann verbrannt. Der katholische Aberglaube, die religiöse Dummheit und Schwärmerei des

Mönchs Clement diente den Feinden des Königs und denen zum Spielwerk, die in die Seele dieses Mönchs den Entschluß zur Mordthat legten. Man soll ihn eine Stimme haben hören lassen, die ihn wegen der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise und dessen Bruder, des Cardinals Guise, zur Rache gegen den König aufrief. Die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, soll ihm die Versicherung gegeben haben: wenn er den Königsmord vollbracht und sich dann durch die Flucht gerettet habe, werde ihn der Papst zum Cardinal erheben; würde Clement aber nach vollbrachter That durch des Königs Diener ermordet, dann werde der Papst ihn unter die Heiligen aufnehmen! Clement begab sich darauf von Paris nach St. Cloud, wo sich der König aufhielt. Man faßte Argwohn gegen ihn. Der Generalprocurator, zu dem er geführt wurde, ließ ihn in der Nacht belauschen. Er lag in tiefem Schlafe, und in dem offen vor ihm liegenden Brevier fand man die Stelle, wo von der Ermordung des Holofernes durch die Judith die Rede ist. Er wurde am folgenden Morgen vor den König geführt, weil er vorgab, wichtige Nachrichten aus Paris zu überbringen. Während der König den Brief las, den Clement ihm übergeben, stieß er ihm ein Messer in die Brust. Zwei königl. Diener erstachen den Mönch sogleich. Sein Leichnam wurde auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt. Wäre Clement nicht sogleich ermordet worden, dann würde eine nähere Untersuchung erwiesen haben, welchen nähern Einfluß die Jesuiten, die den Königsmord in mehreren Schriften vertheidigt, auf Clement gehabt. Die religiösen Fanatiker, deren Werkzeug dieser Mönch wurde, betrachteten ihn nun als Märtyrer. Als seine Mutter in Paris erschien, wurde der Pöbel durch die Pfaffen, Jesuiten und Mönche ermahnt, ihr, als der Mutter eines Heiligen, entgegen zu ziehen! Sein Bild wurde auf den Altären aufgestellt! Man zog nach St. Cloud, um die von dem Blute des Mönchs getränkte Erde zu sammeln! Hat man seit der Reforma-

tion solchen Fanatismus, solche religiöse Greuelthaten unter den Bekennern des neuen Glaubens, unter den Protestanten gefunden, nachdem das Evangelium Christi und seine Moral, die ewigen Wahrheiten der Bibel, die der Papst zu lesen verbietet, alle Herzen durchdrungen hatten! Und doch wünscht dieser, sich Statthalter und Stellvertreter Christi nennende Papst, auch noch in unsern Tagen die Protestanten, indem er ihre Fürsten zu bekehren und zum Rücktritt in die katholische Kirche zu verlocken sucht, wieder in jene traurigen Zeiten des blinden Glaubens, zu einer despotischen, durch allerhand Ceremonien und unbiblische Lehren begründeten Gottesfurcht, die uns Christus nicht gelehrt, zurückzuführen! Der ermordete Herzog Heinrich von Guise, den Clement, wie auch dessen Bruder, den Cardinal Guise, rächen sollte, starb übrigens nicht schuldlos. Er hatte zu dem Blutbad in der schrecklichen Bartholomäusnacht, zu der grausamen Ermordung der Protestanten gerathen! Er zwang Heinrich III., alle Freiheiten der Protestanten zu vernichten, und drang auf Einführung der Inquisition. Er stand an der Spitze eines Heeres, unter dem Vorwande, den katholischen Glauben zu vertheidigen, aber seine Absicht war, sich die höchste Gewalt anzumaßen, und den König zu unterdrücken. Gegen Heinrichs Befehl kam er mit Truppen nach Paris. Der König versuchte, sich des Herzogs Anmaßungen zu widersetzen, und die empörten Bewohner der Hauptstadt zur Ruhe zu verweisen; aber die königl. Truppen wurden von dem Volke verjagt, und der König selbst war gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. Auf dem Reichstage zu Blois, im October 1588, wo Heinrich III. sich zum Schein mit den Guisen versöhnte, wurde deren Ermordung beschlossen, und am 25. December 1588 fiel Herzog Heinrich von Guise auf dem Wege zum königlichen Zimmer in die Hände seiner Mörder, und sein Bruder, der Cardinal, ward am folgenden Tage im Gefängnisse ermordet. Paris und mehrere bedeutende Städte des Königreichs erklärten sich nun förmlich gegen

den König, und dieser belagerte mit Heinrich von Navarra, seinem Bruder und Nachfolger auf Frankreichs Thron (Heinrich IV.) seine Hauptstadt, die von dem Herzog von Mayenne (Bruder Heinrichs von Guise und nunmehriges Haupt der berüchtigten Ligue) vertheidigt wurde. Die Sorbonne sprach die Unterthanen Heinrichs III. vom Eide der Treue los; 71 Doctoren dieser theologischen Facultät in Paris erklärten den Krieg gegen den König für rechtmäßig, und öffentlich wurde in Paris der Tyrannenmord gepredigt! Papst Sixtus V. hatte Heinrich III. mit dem Banne bedroht, und so ward Clement als Königsmörder gewonnen, und nach St. Cloud ins königl. Lager geschickt, um dem unglücklichen König einen Brief zu überreichen, der wichtige Nachrichten aus Paris enthalte, die aber keine andern waren, als daß der Mönch ihm das Messer in die Brust stoßen konnte!

Der Jesuit Mariana lehrte in seinem Werk „de rege et regis institutione“: „das Verbot des Königsmords durch das Concilium zu Constanz sey ungültig. Eines Geistlichen Empörung gegen einen Regenten sey kein Majestätsverbrechen, denn der Geistliche sey keines Königs Unterthan!“ Man sieht, wie diese Lehre der unumschränkten Gewalt des Papstes über Könige und Fürsten gewogen war! Nachdem Heinrich III. zu St. Cloud seinen Tod durch einen Geistlichen der allein seligmachenden katholischen Kirche gefunden, und in seinen lezten Augenblicken dem um ihn versammelten Adel den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, seinen Bruder Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen, fand Heinrich von Navarra doch große Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen, denn er war Protestant, und dieser Umstand wurde von den Mitbewerbern um die Krone Frankreichs benutzt, ihm die Herzen der Katholiken abzuwenden. Der Herzog von Mayenne (Bruder der ermordeten Guisen und Haupt der Ligue) stand an der Spitze dieser Gegenpartei; aber auch Philipp II. von

Spanien hielt die Hand nach der Krone Frankreichs hin, und hatte den Liguisten ein Hülfsheer geschickt. Heinrich von Navarra schlug seine Gegner zuerst in der Schlacht bei Arques, und vollendete ihre Niederlage in der Schlacht bei Ivri. Paris wurde von ihm eingeschlossen. Durch Hunger wollte er die Hauptstadt zur Uebergabe zwingen, aber der spanische Heerführer, Herzog von Parma, nöthigte ihn durch glückliche Manöver, die Belagerung aufzugeben. Heinrich IV. überzeugte sich, daß es ihm ohne Annahme des katholischen Glaubens nicht gelingen werde, zum ruhigen Besitz des französischen Throns zu gelangen, wenn er auch seine Gegner völlig überwinden würde. Er gab den Vorschlägen und Bitten seiner Anhänger nach, und legte am 25. Juli 1593 in der Kirche zu St. Denis das katholische Glaubensbekenntniß ab. Im folgenden Jahre 1594 entging er glücklich der Gefahr, durch Peter Barriere ermordet zu werden, der in dieser Absicht nach Melun kam, in Verhaft gebracht wurde, und ohne Folterzwang gestand, daß der Jesuit Varrade ihn zum Morde aufgemuntert habe. Am Tage seiner Hinrichtung verfluchte Barriere sein Verbrechen und diejenigen, die ihm dazu gerathen. Die Jesuiten und Liguisten hatten ihn versichert, die Engel würden ihn in den Himmel tragen, wenn er nach Ausführung seines Vorhabens getödtet werde; sollte er aber verhaftet und zur Folter gebracht werden, dann möge er sich bei Strafe ewiger Verdammniß hüten, die zu nennen, die mit ihrem Rathe ihm behülflich gewesen. Vid. Thuani histor. sui temporis; Tom. V. lib. 18. Die Jesuiten erklärten den Barriere für verrückt, nachdem er diese Aussage gethan, aber diese jesuitische List war nicht hinreichend, den Verdacht gegen ihr Einverständniß niederzuschlagen. Auf Befehl des Königs sprach Pasquier den Barriere wiederholt im Gefängniß, ohne eine Verrücktheit an ihm wahrzunehmen; er blieb vielmehr bis zu seiner Hinrichtung bei vollem Bewußtseyn, und bei der gethanen Aussage. Sein verbrecherisches Vorhaben hatte er verschiedenen Geistlichen der katholischen Religion und mehrern Jesuiten entdeckt,

um sein Gewissen darüber zu beruhigen, ob es auch erlaubt sey, den König zu ermorden, nachdem dieser den katholischen Glauben angenommen, und der Papst den über ihn ausgesprochenen vatikanischen Fluchbrief, den 25 Cardinäle unterschrieben, unter der Bedingung wieder aufgehoben hatte, daß die Gesandten des Königs in Rom, in Gegenwart sämmtlicher Cardinäle, im Namen des Königs, und unter Absingung des gewöhnlichen Bußpsalms, mit der Ruthe gestrichen wurden. Dieser possirliche Staupenschlag fand zu großem Jubel des päpstlichen Hofes wirklich statt! S. Mezerai Histoire de France, Tom. III. p. 1093. Wenige Wochen nach Barriere's Mordversuch, als König Heinrich IV. in Paris angekommen und am Hofe erschienen war, entgieng er am 27. Dec. 1594 abermals der Gefahr eines meuchelmörderischen Angriffs durch den jungen neunzehnjährigen Zögling der Jesuiten, Jean Chatel, der den König in den Hals stechen wollte, aber nur die Lippen traf, als er im Begriff war, einen Herrn am Hofe zu umarmen. Als man dem König sagte, daß Chatel ein Schüler der Jesuiten sey, erwiederte er: „Sie wollen durch meinen eigenen Mund von ihrem mörderischen Vorhaben überführt werden!" S. Cajet Chronologie novenaire à l'année 1594. p. 432. Der Lehrer dieses Chatel war der Jesuit Guaret, der aber auf der Folter nichts gestand, und darum nur auf ewig aus Frankreich verbannt, sein Schüler Chatel aber nach einem Parlamentsbeschluß mit glühenden Zangen zerfleischt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt wurde. Auch der Rector des Jesuitencollegiums, Guignard, der den König öffentlich gelästert und erklärt hatte: „es sey billig, Heinrich IV. vom Throne zu entfernen," wurde hingerichtet. S. „Erinnerungen von den Jesuiten-Praktiken bei Veranlassung des 1594 an Heinrich IV. beabsichtigten Königsmords." Der vom König bestätigte Parlamentsbeschluß gegen diese Prediger des Königsmords verordnet: „daß alle Jesuiten als Majestätsverbrecher, als Verderber der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des

Staats, binnen 3 Tagen, nach Bekanntmachung des Urtheils, Paris und die Städte, wo ihre Schulen sind, binnen 15 Tagen aber das Königreich verlassen sollen." Dennoch hielten sich die Jesuiten ununterbrochen in Toulouse und Bordeaux auf, flüchteten in die Provinzen Guienne und Languedoc, verwechselten ihre Ordenskleidung mit weltlicher, und wußten sich in dieser Gestalt in verschiedene Stände und Würden einzuschleichen, denn ihre Ordensgesetze, ihre Constitutionen bewilligen, daß sie in jeder Hülle als Weltleute erscheinen, und jeden Kunstgriff benutzen dürfen, der ihren Zwecken dienlich ist. Toulouse war aber der allgemeine Werbungsplatz, wohin sich damals unter dem Herzog von Mayenne die Liguisten begaben, wo die Jesuiten den Pöbel zur Empörung gegen ihre Feinde aufriefen. Sie haben Intriguen und Cabalen gespielt, um durch den Papst auf den König zu wirken, und dieser fand sich endlich genöthigt, ihnen die Wiederaufnahme in Paris, im Jahr 1604, zu gestatten, theils aus Besorgniß für sein Leben, theils um dem Papste nicht länger zu widersprechen. Sein großer Minister Sully war gegen die Wiederaufnahme, und Heinrich IV. führt zur Entschuldigung als Hauptbewegungsgrund an: „Sein eigenes Interesse und die Erhaltung seiner Person überzeugten ihn (den König), daß er die Jesuiten wieder aufnehmen und sogar gut behandeln müsse, weil sie sich zu allem Möglichen gegen ihn treiben lassen würden, wenn er ihnen die Mittel abschnitt, zurückzukehren," und Sully sagt: „Das Ansehen, die Hülfsmittel dieser Völker waren ein Punkt, den Se. Majestät weitläufig verhandelten, um mich zu überzeugen, daß, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, dieser verbannten Gesellschaft noch tausend Mittel übrig blieben, das Leben des Königs zu bedrohen, das ihn in steter Besorgniß halten würde. Der König schloß mit den Worten Julius Cäsars: „daß es besser sey, sich denen, gegen die man Mißtrauen hege, einmal Preis zu geben, als sich beständig vor ihnen in Acht zu nehmen." Dennoch fiel den 14. Mai 1610 der beste König von Frankreich, Heinrich

IV., durch das zweischneidige Messer Ravaillac's, den die Jesuiten zu diesem Mord beredet hatten. Nach seiner Thronbesteigung und Vertreibung der Jesuiten aus Paris, im Jahre 1594, war dieser König bemüht, den Wohlstand des Landes und die zerrütteten Finanzen herzustellen, was ihm auch mit Hülfe seines wackern Ministers Sully gelang, so daß 330 Mill. Livr. Staatsschulden bezahlt und 40 Mill. im Schatz aufgespart werden konnten. Seinen früheren Glaubensgenossen, den Protestanten, gab er im Jahr 1598 (26 Jahre nach der Pariser Bluthochzeit, dem ewigen Schandfleck Frankreichs und einer katholischen Nation!) durch das Edikt von Nantes völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit, und gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf alle Aemter und Würden; auch behielten die Protestanten die Festungen, die ihnen als Sicherheitsplätze eingeräumt worden waren. Um Spanien und Oestreich, gegen deren Anmaßungen die Protestanten in Deutschland bei Heinrich IV. Hülfe suchten, zu demüthigen, entwarf er einen Plan zu einem großen Bunde. Um ihn ausführen, rüstete er sich, und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Seine Gemahlin ließ er deßhalb im Jahr 1610 zu St. Denys krönen, denn sie sollte während seiner Abwesenheit den Thron besteigen. Aber schon hatten die Jesuiten seinen Tod beschlossen. Als er durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zum feierlichen Einzug der Königin zu besehen, wurde sein Wagen in der Straße de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten; Ravaillac stieg auf den Wagentritt, und stieß dem König ein langes zweischneidiges Messer in's Herz. Das Verbrechen war schon längst vorbereitet, aber die Jesuiten wußten ihre Theilnahme an Ravaillacs That geheim zu halten, denn der Mörder sagte aus: „Er sey im Hause eines gewissen Beliard gewesen, wo er gehört, daß der Gesandte des Pabstes im Namen Sr. Heiligkeit erklärt: wenn der König Krieg beginne, wolle ihn der Pabst in den Bann thun. Der König aber habe darauf erwiedert: Seine Vorfahren

hätten die Päbste auf den Thron gesetzt; würde er, der König, mit dem Bann belegt, dann wolle er den Pabst entsetzen. Kaum wären ihm (Ravaillac) diese Worte zu Ohren gekommen, so sey in ihm der Entschluß erwacht, den König zu ermorden!" Der Prozeß gegen den Mörder war sehr mangelhaft in Nachforschung der Mitschuldigen an Ravaillacs That. Sachen von hoher Wichtigkeit wurden in den Verhören verschwiegen, und mit Stillschweigen überging man Personen, die mit den Jesuiten und mit Ravaillac im Einverständniß waren. Als die katholischen Priester, die den Mörder zum Richtplatz begleiteten, für seine Seele ein lautes Gebet anstimmten, wurden sie von dem Geschrei des Volks übertäubt, denn man wollte nicht gestatten, daß für einen so verruchten Missethäter gebetet würde. Weil durch die Ohrenbeichte den Priestern der katholischen Kirche viele Geheimnisse bekannt werden, so hatte wahrscheinlich auch Ravaillac seinem katholischen Beichtvater das ganze Geheimniß der Mitschuldigen an diesem Königsmord anvertraut. Am 29. Mai 1610 wurde das berüchtigte Werk des spanischen Jesuiten Mariana, „De rege et regis institutione," das von den Jesuiten nach Frankreich verpflanzt wurde, und worin die Grundsätze und Lehren vom erlaubten Königsmord entwickelt waren, durch den Scharfrichter in Paris öffentlich verbrannt. S. „Arrest oder Endurtheil des Königl. Parlaments zu Paris wider Mariana; Strasburg 1610;" S. „Treuherzige Erinnerung an die wohlverordneten Herren des königl. Parlaments zu Paris, in welcher mit unwiderleglichen Gründen dargethan und erwiesen wird, daß an der verrätherischen Mordthat König Heinrich des Großen Niemand anders, als die jesuitische Societät schuldig sey. Strasburg 1610." S. „Der weltberühmten Universität zu Paris treuherzige Erinnerung an die königl. Wittwe und Regentin, in Betreff der Jesuiten und ihrer Lehren; 1610." S. „Geheimniß und Ceremonien, welche die Jesuiten gebrauchen, wenn sie einen einfältigen Men-

schen dahin bewegen, daß er sich zum Mörder an Königen brauchen läßt; Paris 1610."

Ich berühre hier nicht die andern Anklagen gegen die Jesuiten und deren empörende Anmaßungen und Gewaltstreiche, und gehe sogleich zu dem Mordversuch an König Joseph I. von Portugal über. Als der König in der Nacht des 3. Oct. 1758 aus dem Palaste der Tavora's nach Belem zurückfuhr, wurde er durch mehrere Schüsse, die in den Wagen abgefeuert wurden, verwundet. Die Jesuiten wurden der Verschwörung mit dem hohen Adel gegen den König beschuldigt, denn der Jesuit Malagrida hatte gegen den König, der gern die Reize der Sinnlichkeit befriedigte, geäußert: „Es stehe ihm, wenn er sich nicht bessere, ein Unglück bevor." Malagrida und andere Jesuiten waren aber Freunde des hohen Adels, und in dem Untersuchungsprotokoll heißt es, daß die Jesuiten, als sie sich der Hoffnung beraubt sahen, ihre bisher gemißbrauchte despotische Gewalt am Hofe zu behaupten, und wahrnahmen, daß sie ohne absoluten Despotismus ihre zum Schaden Portugals in Afrika, Amerika und Asien gemachten Usurpationen auf keine Weise würden verbergen, und den durch eine förmliche Rebellion in den südlichen und nördlichen Staaten Brasiliens herbeigeführten Krieg würden bemänteln können, — die boshaftesten Intriguen gegen den König und die Ruhe seiner Staaten eingeleitet, und die verruchtesten Lästerungen verbreitet haben, um den König seinen Unterthanen verhaßt zu machen. Sie haben frevelhafte Versuche gewagt, um Aufruhr am Hofe und im Königreiche zu stiften, und über den Staat die Geisel des Kriegs zu schwingen. Alle Beweise, die in den Prozeßakten gegen die Jesuiten enthalten sind, werden noch unwidersprechlicher, wenn man erfährt, daß der König die Intriguen der Jesuiten erfuhr, seine jesuitischen Beichtväter ihres Amts entließ, und allen Jesuiten den Zutritt am Hofe verbot. Die Jesuiten aber, statt sich zu demüthigen, und der königl. Ungnade sich zu unterwerfen, thaten das Gegentheil, beharrten auf ihrem Hochmuthe, und rühmten

sich öffentlich, daß, wenn der Hof sie entferne, der Adel sich mit ihnen verbinden werde. Sie drohten dem Hofe mit göttlichen Strafen, und streuten unter dem Volke die Prophezeihung aus: „Des Königs Leben werde kurz seyn, denn das Erdbeben von Lissabon (am 1. Nov. 1755) sey eine göttliche Strafe.“ Der Jesuit Malagrida schrieb diese prophetische Drohung vom nahen Tode des Königs an mehrere Personen. Unter den am 11. Jan. 1759, nach erfolgtem rechtlichen Erkenntniß in die Gefängnisse abgeführten Jesuiten, befanden sich drei Beichtväter des Königs, der Königin und Prinzessinnen. Als das Urtheil gedruckt erschien, erhoben alle ausländische Jesuiten ein arges Geschrei über die Ungerechtigkeiten, die ihren Brüdern in Portugal widerfahren seyen! In Rom konnte diese Schrift aus Portugal nur mit Lebensgefahr gelesen werden, und in Wien suchten die Jesuiten sogar zu verhindern, daß diese Verschwörung in der Wiener Zeitung aufgenommen wurde. Von den bis zum Jahre 1777 in Lissabon eingekerkerten 124 Jesuiten, starben 57 im Gefängniß im hohen Alter; 36 wurden im Jahre 1767 nach Italien abgeführt, und die übrigen, nach dem Tode des Königs, im Jahre 1777 ihres Verhafts entlassen. Der ehemalige Beichtvater des Königs, der Jesuit Gabriel Malagrida, wurde aber nach dem Ausspruch des Inquisitionsgerichts am 20. Sept. 1761 auf dem Scheiterhaufen verbrannt! Dieser Malagrida besaß eine außerordentliche Beredtsamkeit, und durch seine mysteriösen, bußfertigen Uebungen mit den Damen, hatte er sich einen Ruf erworben. Sie entblößten vor ihm ihre zarten Schultern, und vielleicht noch etwas mehr. Mit wollüstigem Behagen ließen sie von ihm sich Ruthenstreiche geben. Diese geistlichen Uebungen waren damals am Hofe herrschend; selbst der König unterwarf sich den mystischen Bußen unter Malagrida, bis sein Minister Pombal, der an solchen, einem Könige durchaus unanständigen Possen keinen Geschmack fand, ihn davon abbrachte; dafür wurde der Minister aber von den Jesuiten ein ruchloser Ketzer gescholten! S. „Der

portugiesische Hochverrath und Prozeß der verurtheilten und hingerichteten Personen, wie ihn der Hof öffentlich bekannt machen ließ; 1759." S. „Die gottlosen und aufrührerischen Irrthümer, welche die Geistlichen von der Gesellschaft Jesu den hingerichteten Missethätern in Portugal auszubreiten getrachtet haben. Auf Befehl des Königs publicirt; 1760." Der Jesuitenorden wurde durch ein königliches Dekret vom 3. Sept. 1759 in Portugal aufgehoben, und 1740 Jesuiten nach Italien transportirt. Bei ihrer Einschiffung stimmten sie an den Ufern des Tajo feierlich den Psalm an: „In exitu Israel de Aegypto domus Jacob de populo barbaro." Das Volk aber, das ihrem Abzuge zusah, wurde durch diesen Psalm nicht gerührt, um die Jesuiten, wie sie hofften, mit Gewalt zu retten. Ihr Andenken wurde sogar verwünscht!

„Nach ihrer Vertreibung aus Portugal schrieb der König dem Kaiser von China: „Diese Natternbrut je eher je lieber aus seinem Reiche zu vertreiben." Der Kaiser Kien-Long erwiederte darauf: „Ich weiß nicht, wie sich die Jesuiten in Portugal aufführten; die meinigen sind gute Leute." S. „Missionsbericht der Jesuiten." Obgleich nun wohl ein jesuitischer Missionsbericht verdächtig ist, so wollen wir doch gerne zugeben, daß es unter ihnen auch wackere, schätzbare Männer gab, die in einem fremden Lande, wo kein päbstlicher Schutz im Rückenhalt war, sich genöthigt sahen, ihrem ursprünglichen Berufe, die katholische Religion zu verbreiten, treuer nachzuleben, als ihre ausgearteten Ordensbrüder in Europa. Wie soll man sich nicht aber darüber wundern, daß die Jesuiten bei ihren Heidenbekehrungen die fortgesetzte Verehrung der alten Götzen zuließen, wenn die Bekehrten dabei nur an Christum und an die Jungfrau Maria denken wollten. Neben ihrem Bekehrungsgeschäft bildeten sie aber auch ihr politisch-merkantilisches Reich aus, und machten sich in außereuropäischen Ländern zu weltlichen Machthabern. Auch kennt man die sinnlichen Ausschweifungen vieler Jesuiten. Treffend ist in dieser Beziehung die Antwort, die ein Ge-

sandter der bekehrten Irokesen im Jahre 1682 dem französischen Statthalter de la Barde bei der Friedensunterhandlung gab. Er wurde gefragt, warum die Irokesen ausdrücklich darauf beständen, keine Jesuiten mehr zu ihnen zu senden? und der Irokese erwiederte: „Diese großsprechenden Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und Mädchen hätten, denn sie thun Alles, was Jesus nicht gethan hat!" Ueber die Liebschaften und Ausschweifungen der Jesuiten sind gar interessante Nachrichten vorhanden, die sie aber alle für erlogen ausgeben, obgleich diese Nachrichten alle wahr sind. Selbst der in ihrem Collegio zu Prag gefundene Hebammenstuhl ist nur durch ein Wunder in diese heiligen Mauern der Jesuiten gekommen! Uebrigens suchten diese an Roms Brüsten erzogenen Priester der alleinseligmachenden Kirche die bekehrten Heiden nur so weit aufzuklären, als es für einen Priesterstaat rathsam war, damit der Aberglaube mit der Unwissenheit und Dummheit sich umarmen konnte, um die Bekehrten an die katholische Kirche zu fesseln.

Von einzelnen Jesuiten wird zum Theil wieder Gutes erzählt, daß sie z. B. zwanzig Jahre vergebliche Versuche machten, über die Grenzen des chinesischen Reichs zu kommen. Die Geduld und der Eifer des Pater Ricci ermüdete nicht; er hatte sich schon vorher mit den chinesischen Wissenschaften, mit dem Charakter und den Gewohnheiten der Nation bekannt gemacht, und wußte sich vorzüglich durch seine mathematischen und mechanischen Kenntnisse Ansehen zu verschaffen. Er machte sich noch beliebter, indem er eine geographische Karte von China entwarf, die bis dahin in jenem Reiche eine fremde Erscheinung war. Auch hatte er einige Seltenheiten aus Europa mitgebracht, die man als Wunderwerke in China anstaunte. Sein Augenmerk ging vorzüglich auf die Bekehrung der Mandarinen, weil diese, als die eigentlichen Gelehrten des Reichs, am meisten auf das Volk wirkten. Daher konnte es nicht fehlen, daß in kurzer Zeit christliche Gemeinden in der Hauptstadt und dann in den Provinzialstädten zu blühen

anfingen. Ricci starb 1610. Sein Tod wurde im ganzen Reiche betrauert. Die Großen erwiesen ihm die letzte Ehre, und der Kaiser ließ ihm ein prächtiges Grabmal errichten. Die Wissenschaft der Mathematik war für die Chinesen eine Art von Religionsheiligkeit, was auch in Beziehung auf die Indier gilt. Im Jahre 1655 wurden die Jesuiten am kaiserlichen Hofe aufs Neue sehr begünstigt, weil der deutsche Jesuit Adam Schall zur Würde eines Mandarins vom ersten Range und zum Präsidenten des Tribunals der Mathematik erhoben wurde. Alles beschäftigte sich nun mit Verfertigung mathematischer Instrumente. Dieser arbeitete an Clavieren, jener an Kalendern; dort beschäftigte sich einer mit Uhren, und hier einer mit astronomischen Tabellen. Andere machten Almanache, und wieder Andere chemische Prozesse. Der Kaiser war mit der Geschäftigkeit der Jesuiten so wohl zufrieden, daß er dem Pater Schall ein ganz besonderes Vertrauen schenkte. Sonst pflegten die chinesischen Souverains während ihrer Regierung nie ihren Palast zu verlassen, allein Chuntchi besuchte in zwei Jahren wohl zwanzigmal den Präsidenten seines mathematischen Tribunals, und seine Vertraulichkeit ging so weit, daß er an seinem Geburtstage, anstatt auf seinem Throne die Glückwünsche des Hofes anzunehmen, lieber diesen Tag in der Wohnung des Pater Schall zubrachte. Als später, vorzüglich durch die Schuld der Europäer, sey es entweder Eifersucht oder Neid, oder mißverstandener Eifer der Gegner, (sogar Handelsinteresse der Nationen kam mit in's Spiel, weil die Jesuiten durch ihren Einfluß in China eine große Bedeutung für den europäischen Handel gewonnen hatten), oder auch Leidenschaftlichkeit einiger Jesuiten selbst, wodurch das begonnene Werk vereitelt und eine Christenverfolgung herbeigeführt wurde, — so blieben doch diese, mehr mit Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten Männer dabei verschont, und noch im Jahre 1780 lebte Pater Hallerstein, aus Schwaben, als Mandarin und Präsident des mathematischen Tribunals in Pecking.

In beiden Fällen ist selbstständiges Handeln, sowie Mut und Entschlossenheit, Ausdauer, Geistesgegenwart, Besonnenheit und Klugheit nötig, so daß diese Eigenschaften in hervorragendem Maße bei Soldaten vorhanden sein müssen. Es ist daher auch in allen Kulturstaaten üblich, daß alle Soldaten gewisse Übungen machen, damit sie sich an diese Eigenschaften gewöhnen und sie besitzen lernen. Aus den Übungen, die sie machen, ersehen die Vorgesetzten, wer sich dazu eignet, und die Soldaten machen Bekanntschaft miteinander, und dieses Kennenlernen ist wichtig, damit sich die Soldaten miteinander gut vertragen und damit sie sich aufeinander verlassen können. Wer sich dazu eignet, wird zu Unteroffizieren ernannt, damit sie später als Führer der Soldaten wirken, und die Soldaten müssen ihnen und den übrigen Vorgesetzten gehorchen, damit sie gut und sicher handeln können.

Die Soldaten haben große Pflicht gegenüber ihrem Vaterlande, denn sie müssen es mit Gut und Blut verteidigen.

Wenn sie dieses tun, so haben sie Ehre und Anerkennung zu erwarten. Wenn sie sich bei ihren Übungen und im Kriege tapfer, mutig, klug und treu halten, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sie befördert werden. Sie werden dann Unteroffiziere, Offiziere, die verschiedenen Rangklassen sind bekannt in Kriegsschulen gebildet, werden in mehr und mehr Rang und Würde erhoben. Es ist aber auch in manchen Fällen sehr schwierig, die Vorgesetzten richtig zu beurteilen, und es kommt manchmal vor, daß ein Soldat, der sich gut hält, nicht befördert wird, während ein anderer, der sich weniger gut hält, befördert wird. Es ist daher

handen; es steht nicht in der Bibel, die der Papst zu lesen verbietet, und darum bleibt die Statthalterschaft des Papstes und seine Universalmonarchie nur eine Chimäre. Die Regenten räumen diese Herrschaft dem Papste nicht mehr ein, denn es ist eine vergebliche Mühe, der Aufklärung entgegen zu arbeiten, Aberglauben und Dummheit wieder einzuführen, und den fortschreitenden Geist, die Bildung der Völker, die nicht mehr an todten Formen hängt, wie ein Rad festhalten zu wollen, das die Zeit und Gott selbst in unaufhaltbarer Bewegung forttreibt. Nur Beschränktheit des Verstandes, und Mangel an Einsicht, die Lehren der Weltbegebenheiten zu verstehen, kann in der Vergangenheit uns an Träume erinnern! Vergebens sucht der Papst sich auf seinem Throne als Statthalter und Stellvertreter Christi zu erhalten! Vergebens donnert er im Vatikan! Vergebens lästert man den Protestantismus und den Zeitgeist! Verstand und Vernunft geht nie unter, und Ursach und Wirkung ist überall sichtbar! Vergebens sind die Jesuiten wieder erschienen! Ihr Daseyn wird nur von kurzer Dauer seyn, denn gebrandmarkt steht ihr Name auf den Tafeln der Weltgeschichte!

„Friedrich der Große, dessen Andenken ich zu Anfang dieses Werks zurückrief, verachtete in seinem Herzen die Jesuiten. „Ein schlechtes Herz," sagte er, „verdunkelt bei mir alle Fähigkeiten des Geistes." Dieser große Monarch, wenn er aus seinem Grabe wieder aufstehen könnte, würde in unserm, durch allerhand Factionen und Secten zersplittertem Zeitgeist, durch wenige Federstriche mehr bewirken, als die scharfsinnigsten Abhandlungen der Opponenten gegen die Unvernunft!

Die allgemeine Stimme Europas war nach Bekanntwerdung der jesuitischen Lehren und Grundsätze, nach Entlarvung ihrer Moral und heuchlerischen Tendenz des Ordens, gegen die Jesuiten, dies kann die Anzahl der Schriften aus Frankreich, Spanien, Portugal, England, Deutschland, Polen, und selbst aus Italien beweisen, die gegen sie vorhanden sind. Statt einer nähern Bezeichnung, der

Anklagen gegen sie, will ich nur, ausser den bereits angeführten Schriften, noch einige andere bemerken, von denen die Titel schon sagen, was darin enthalten ist.

„Lucas Osianders Warnung vor den Jesuiten, deren blutdürstigen Anschlägen und bösen Praktiken, durch welche sie die reine evangelische Lehre auszutilgen und des Antichrists (des Papstes) tyrannisch Joch der Christenheit wieder aufzudringen sich unterstehen. Tübinbingen 1585."

„Jakob I., Königs von England, Rede. Anno 1605 im Parlament gehalten, sammt der wider ihn angestellten Verrätherei u. s. w. Hamburg 1606."

„Sendschreiben Sr. königl. Majestät in Großbritanien, wider alle Recusanten, Jesuiten ꝛc. in England. Straßburg 1616."

„Vorhandener Jesuiten-Gesang und noch dauernder Klang, das ist, wozu sie jederzeit ihre Glocke gegossen haben. Durch eine unpassionirte römisch-katholische Ordensperson. 1620."

„Jonae Henrici hochwichtiger Rathschlag und Bedenken von Hintertreibung der blutdürstigen, gefährlichen Anschläge der Jesuiten. 1632."

„Anklage gegen die Jesuiten, als Friedensstörer und geschworne Feinde des heil. römischen Reichs. 1632."

„Jesuitische Praktiken, das ist, Bericht von allerlei heimlichen Händeln und abscheulichen Thaten der Jesuiten, nebst Anzeige, wie ihre Gebäude, Kirchen, Gefängnisse u. s. w. beschaffen sind. 1633."

„Alph. de Vargas Relatio ad Reges et Principes Christianos, de stratagematis et sophismatis politicis societatis Iesu ad monarchiam orbis terrarum sibi consciendam. 1636."

„Jesuitischer Vogelheerd, oder Erläuterung der Frage: ob christliche, evangelische Eltern ihre Kinder den Jesuiten zum Unterricht übergeben dürfen. 1663."

„Oates Erzählung von der Verrätherei der Papisten wider das Leben des Königs von England. 1679."

„Eines polnischen Edelmanns Rede an die Großen in Polen: die Ruhe und Einigkeit des Königreichs durch Wegschaffung der Jesuiten zu befördern. 1727."

„Georg Fabricius freundschaftliches Sendschreiben, worin die wider das höchste Interesse Sr. churfürstlichen Durchlaucht von den Jesuiten in dem Estendischen Jurisdictionsstreit gespielten Streiche entdeckt sind. 1751."

„Die Jesuiten erklären die Aufhebung ihres Ordens für null, suchen den Katholicismus in allerlei Gestalten zu verbreiten, und vermehren sich vorzüglich in Rußland. Berl. Mon. Schr. 1785."

„Merkwürdige Nachrichten von den Jesuiten in Westphalen. A. d. Italienischen. 2te Auflage; Leipzig 1786."

„Darstellung des heutigen Jesuitismus, der Rosenkreuzerei, Proselytenmacherei und Religionsvereinigung. Deutschland 1786."

Die Jesuiten werden in diesen Werken jeder Gottlosigkeit, der Verrätherei, des Aufruhrs, aller Laster und Sittenlosigkeit beschuldigt. Sie stehen als eine abscheuliche Ausgeburt der Erde da, die als Frömmler und Scheinheilige unter einer religiösen Maske Empörung und Königsmord lehren, und jede unerlaubte That begehen in majorem Dei gloriam! Kein Wunder war es daher, daß Papst Clemens XIV. (früher Cardinal Ganganelli), der sich durch Staatsklugheit, Aufklärung und gründliche Gelehrsamkeit, so wie durch einen edlen Charakter vor seinen Vorgängern rühmlich auszeichnete, und schon vor seiner Erwählung als Oberhaupt der katholischen Kirche (den 19ten Mai 1769) erklärte: „Will man den römischen Hof nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen, so muß man sich mit den Fürsten aussehnen, denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen;" — kein Wunder war es also, daß

dieser Papst im Jahre 1773 den ganzen Jesuitenorden, der vor seiner Vertreibung aus Portugal, im Jahre 1759, gegen 23,000 Glieder aller Grade zählte, und worunter die Hälfte geweihte Priester war, — in allen Ländern aufhob! In der Aufhebungsbulle „Dominus ac redemtor noster," vom 21sten Juli 1773, sagt er, „daß er dazu bestimmt und genöthigt sey, durch Ursachen, die die Gesetze der Klugheit ihm eingegeben, die er aber in seinem Herzen geheim halte." Der Papst Clemens war bis zu dieser Zeit immer gesund gewesen; er hatte einen festen und starken Körperbau, eine helle und starke Stimme, ging so leicht wie ein Jüngling, und war stets aufgeheiterten und fröhlichen Geistes. Er lebte sehr mäßig. An einem Tage empfand er nach dem Mittagessen einen Krampf in der Brust und im Magen. Er verlor von diesem Tage an seine helle Stimme, bekam einen seltsamen Catarrh und starken Ekel, mußte seinen Mund stets offen behalten, und Erbrechungen erfolgten. Er empfand heftige Schmerzen im Unterleibe, und war überzeugt, daß er vergiftet worden. Er starb am 22sten Oct. 1774 mit den Worten: „Ich werde in die Ewigkeit abgerufen, und weiß wohl warum!" Sein Gewissensrath Marzoni soll das Geheimniß von der Vergiftung wissen, aber er hat es geläugnet. Ohne Zweifel starb er an Aqua Tofana, ein Giftwasser, das wie reines, klares Wasser aussieht, denn bei der am folgenden Tage vorgenommenen Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams zeigten sich deutlich die Spuren des Giftes. Das Gesicht war aufgelaufen und von einer garstigen Farbe; die Hände waren ganz schwarz; der Rücken schwarzgelb; der Unterleib stark aufgeschwollen. Als man dem Leichnam die päpstlichen Kleider abzog, schälte sich ein Theil der äußern Haut mit ab. Man machte Einschnitte, und bemerkte ein Aufbrausen von Feuchtigkeiten, die als Bläschen sichtbar wurden. Dem Leichnam fielen die Haare aus, und die Nägel lösten sich bei der geringsten Berührung von den Fingern ab. Man sah sich während der Einbalsamirung genöthigt, den Leichnam in einen

Sarg zu legen, um zu verhindern, daß sich nicht alle Glieder von einander trennten! Dieser Mord konnte nur den Jesuiten zur Last fallen, die sich entweder wegen Aufhebung ihres Ordens an ihm rächen, oder, wie die nun erfolgte neue Papstwahl bestätigte, der katholischen Kirche ein Oberhaupt geben wollten, das den unterdrückten Orden wieder emporhob. Einen lächerlichen Betrug spielten die Jesuiten nach dem Tode Clemens XIV. Sie schrieben einen Widerruf nieder, der das Aufhebungsbreve: Dominus ac redemtor noster, vom 21sten Juli 1773, für ungültig erklärte, und den Clemens wenige Tage vor seinem Tode dem Großpönitenziar und Cardinal Boschi (seinem Nachfolger auf dem päpstlichen Thron, als Papst Pius VI.) übergeben haben soll. Die Sprache dieses erlogenen Widerrufs ist so jesuitisch, und dem Charakter und Geiste Clemens XIV. so zuwider, daß sie durch diese grenzenlose Unverschämtheit sich vor ganz Europa nur noch verhaßter und ehrloser machten! Man kann sagen, daß sie durch diesen Betrug sich die Krone ihrer Schandthaten aufgesetzt haben!

Wenn auch nicht alle Jesuiten ihren Grundsätzen und Bestrebungen nach das Verdammungsurtheil treffen kann, weil sich in ihrem Orden auch edle und vortreffliche Männer befanden, ausgezeichnet durch Tugend und Edelmuth, durch reiche Kenntnisse und Lebenserfahrungen, so sehen wir doch, daß die Handlungen, Grundsätze und Bestrebungen Vieler, ja der Mehrzahl der Jesuiten, dem ganzen Orden zum Verderben waren; daß Einzelne durch Laster und Sittenlosigkeit hervorragten, und viele Lehren in ihren Schriften dem ganzen Verein das schändlichste Brandmal aufdrückten! Wie wäre es auch möglich, eine solche religiös-politische Gesellschaft von vielen Tausenden, die sich in alle Angelegenheiten des Staats, der Kirche und des Lebens mischten, bei der jedes unerlaubte Mittel erlaubt und geheiligt war, wenn dadurch für ihren Orden oder für die Lehren, die sie predigten, der Zweck erreicht wurde, der in ihren Constitutionen die verschiedensten,

mannigfaltigsten Bestimmungen zuließ. Wie wäre es möglich gewesen, einer solchen Gesellschaft ein längeres Bestehen zu wünschen, nachdem sie so ausgeartet und verdorben ihrem Untergange nothwendig entgegen sehen mußte! Wie hätte ein solcher Orden, der, an Regeln und Pflichten gebunden, doch keine Regeln und Pflichten hatte, wenn sie nach willkührlichen Interpretationen wieder aufgehoben werden durften, um jede Handlung ausüben zu können, die ihre Vorgesetzten ihnen blind zu erfüllen geboten, und die kein anderer Mönchsorden, der nur dem rein kirchlichen und geistlichen Leben sich widmete, zu erfüllen hatte, weil bei Letztern nicht der Zweck die schlechten Mittel heiligte; — wie hätte ein solcher Orden, von einer so umfassenden Tendenz, der in jeder Beziehung in das politische, kirchliche und bürgerliche Leben verflochten war, so in Zucht und Ordnung gehalten werden können, daß alle Ordensglieder, ihres ursprünglichen Bündnisses eingedenk, rein, schuldlos, von Lastern unbefleckt, als würdige Jünger Jesu in allen Welttheilen das Evangelium Christi hätten lehren und verbreiten können!

Papst Clemens XIV. hatte darum mit vollem Rechte durch die berühmte Bulle: Dominus ac redemtor noster, vom 21sten Juli 1773, die völlige Aufhebung des Jesuitenordens oder der Gesellschaft Jesu, in allen Staaten der Christenheit ausgesprochen, aber diese Ordensleute standen dennoch unter einander in fester Verbindung und unter geheimen Obern, und warteten auf einen günstigen Zeitpunkt, um die Wiederherstellung ihres Ordens vom römischen Hofe zu erlangen. Schon im Jahre 1801 bestätigte Papst Pius VII. den Jesuitenorden in Weißrußland und Litthauen, und stellte ihn im Jahre 1804 in Sicilien wieder her. Im Jahre 1806 sprach er selbst einen Jesuiten heilig! und am 7ten August 1814 rief er durch die Bulle „Sollicitudo omnium“ den Orden vollständig, in derselben Gestalt, wie er untergegangen, wieder ins Leben. Am 29sten Mai 1815 setzte ihn Ferdinand VII. von Spanien wieder in den Besitz aller Rechte und Güter ein, die er

im Jahre 1767 bei seiner Aufhebung in Spanien verloren hatte. Am 15ten September 1818 hat auch der Schweizer Kanton Freiburg das dortige Jesuiten-Collegium wieder hergestellt. Nach ihrer Verbannung aus Rußland im Jahre 1820 hatten sich die Jesuiten in Tarnow in Gallicien angesiedelt, wohin sie unter militärischer Bedeckung von russischen Soldaten auf Wagen bis zur Grenze transportirt wurden. Bisher waren sie in den österreichischen Erbstaaten auf Gallicien beschränkt und dort tolerirt, weil ihre Ordensbrüder in Wien schon seit Jahren unter dem Namen Redemptoristen in voller Thätigkeit waren, und die Aufmerksamkeit vieler Schwärmer auf sich zogen. Im Jahre 1827 kamen Abgeordnete der gallicischen Jesuiten nach Wien, und der Kaiser bewilligte ihnen, daß sie künftig der Gerichtsbarkeit der Bischöfe nur in Disciplinarsachen untergeordnet, rücksichtlich ihrer Ordensverfassung aber blos von ihrem General (man hat nicht erfahren können, ob es der Jesuiten-General-Vikar ist, der zu Polotzk lebte) abhängend, den Regeln und Einrichtungen ihres Ordens nachleben könnten. Mit sehr schmeichelhaften Hoffnungen, daß dieser Bewilligung bald noch andere folgen dürften, reisten sie wieder aus Wien ab. Diese kaiserliche Bewilligung erfolgte am 18ten November 1827, an demselben Tage, wo die Väter der Gesellschaft Jesu das Fest des heiligen Stanislaus Kostea feierten. Am Schlusse des kaiserlichen Patents heißt es: „Se. Majestät erwarte, daß die Jesuiten zur guten Erziehung der Jugend beitragen und ihr Streben darauf richten würden, gute Christen und getreue Unterthanen zu bilden, um dem Unglauben und der Verdorbenheit der Sitten heilsame Schranken zu setzen."

Von dem Vicomte von Bonald erschien 1825 ein Werk: „;Réponse à des nouvelles attaques contre une Société célèbre, addressée aux hommes de bonne foi de tous les partis." Darin sagt er, daß man in Frankreich nicht säumte, die Jesuiten wieder herzustellen, nachdem Papst Pius VII. den Fehler wieder gut gemacht,

den sein Vorgänger, Clemens XIV, durch Aufhebung des Jesuitenordens begangen! Sie erschienen in Frankreich zuerst wieder unter dem Namen der Missionaires de la foi; bald nachher nannte man sie Pères de la foi, und jetzt hört man schon allgemein den alten Namen Jesuiten wieder! Der Vicomte von Bonald sucht den Verläumdungen und Schmähungen gegen die Jesuiten zu begegnen, und macht die sinnreiche Bemerkung, daß der Anfang dieses Ordens mit dem Anfange des Christenthums viele Aehnlichkeit habe: in beiden Fällen schnelle Verbreitung, erstaunliche Wirkung von einer Hand voll Männer, die bald durch neue Mitglieder eine ansehnliche Körperschaft ausmachten, und sich in alle Welt verbreiteten, um das Evangelium zu predigen! Er sucht die Beschuldigungen der Königsmorde von den Jesuiten abzuweisen, was ihm aber nicht gelungen, und er geht so weit, die Behauptung aufzustellen, daß überall in Europa, wo man der Würde der Könige zu nahe getreten, die Vertreibung der Jesuiten vorangegangen!? daß „die berüchtigte Aufhebung des Ordens in Frankreich," die Erziehung der Jugend in „unwürdige Hände" habe kommen lassen, und „daß die Vertreibung der Jesuiten die Quelle der schrecklichen Revolution geworden sey!" In der That, ein sehr merkwürdiger Beweis!!! Auf diese Aeußerung des von Bonald gründet sich, was der Abbé Mongaillard in der Einleitung zu seiner „Histoire de France depuis la fin du régne de Louis XVI. jusqu' à l'année 1815. Paris 1827" sagt: Gewisse Menschen, von vorgefaßten Meinungen eingenommen, sprechen: „die wahre Ursache der revolutionären Abscheulichkeiten ist in der Abschaffung der Jesuiten zu finden, und diese Abschaffung ist ein Werk der Philosophen." Mongaillard vertheidigt nämlich die französischen Philosophen des 18ten Jahrhunderts wegen des ihnen Schuld gegebenen Antheils an der Revolution. Er spricht weiter: „Es kann nicht geläugnet werden, daß die Philosophen diese Congregation, in der Politik Apologisten der unbegrenzten Gewalt der Krone, in der Religion Apolo-

gisten der Unfehlbarkeit des Papstes, verabscheut haben. Nichts desto weniger ist es bekannt genug, daß die Philosophen die Abschaffung des Instituts des Loyola nicht herbeigeführt haben. Sie haben sie gewünscht und ihr Beifall gegeben, allein sie war eine Folge des Hasses, den dasselbe mehreren Regierungen eingeflößt hatte; denn die Jesuiten ermüdeten mit ihren Intriguen die Behörden. Die Unterdrückung der Jesuiten ist dem Marquis von Pombal, dem Grafen von Florida-Blanca, hauptsächlich aber dem ausgesprochenen Willen Carl III. zu verdanken. Und wahrhaftig, die Jesuiten hatten in Portugal und Spanien Verbrechen begangen, die ihre Aufhebung eben so nothwendig als gerecht machten. Auch Montesquieu kannte die Jesuiten recht gut, so wie alle die politischen Gefahren, mit denen diese religiöse Congregation die bürgerliche Gesellschaft bedrohte. Er sagte: „Wenn die Jesuiten vor Luther oder Calvin gekommen wären, so wären sie die Herren der Welt geworden. Ich fürchte mich vor den Jesuiten. Wenn ich irgend einen großen Herrn beleidige, wird er mich vergessen und ich werde ihn vergessen; ich werde in eine andere Provinz, in ein anderes Königreich gehen; wenn ich aber die Jesuiten in Rom beleidige, werde ich sie in Paris wieder finden. Sie umgeben mich überall. Ihr Gebrauch, sich unaufhörlich zu schreiben, unterhält die Feindschaften. Um eine große Lüge auszudrücken, sagen die Engländer: „das ist jesuitisch falsch.“ Und so ist die Verstellung, die Heuchelei und List der Jesuiten überall zum Sprichwort geworden. Wer sollte aber solche Laster bei den Ordensgliedern der sogenannten Gesellschaft Jesu suchen! Heißt das nicht den heiligen Namen Jesu entwürdigen?

Aber nicht allein der Vicomte v. Bonald und Bellamare, von der Jesuiten-Congregation dazu aufgefordert, suchen die Jesuiten zu vertheidigen, sondern auch deutsche Gelehrte sind durch sie in unsern Tagen gewonnen worden. Man höre, was ein Professor *** in *** sagt, von dem ich nicht weiß, ob er ein heimlicher

Katholik ist; darum habe ich zu Ehren der protestantischen Universität, wo er angestellt ist, aus Rücksichten hier seinen Namen nicht genannt. Er sagt: „Da Clemens XIV. im Jahre 1774, und Ludwig XVI. 1793 starb, — ist es daher seltsam, wenn der Papst, wenn die katholischen Fürsten die Jesuiten zurückwünschen, deren Verdienste von protestantischen Gelehrten, vom großen Leibnitz, von Baco von Verulam anerkannt wurden, von welchen der Letztere ausdrücklich sagt, wenn von der Erziehung die Rede ist: consule scholas Jesuitarum; nihil enim his melius.“ — Ich habe bereits eingestanden, daß es unter den Jesuiten ausgezeichnete, vortreffliche Männer gegeben, die durch Tugend und Edelmuth, durch Wissenschaft und reiche Lebenserfahrungen über ihre ausgearteten Ordensbrüder hervorragten; — soll man aber darum einen Orden wieder herstellen, der in den Annalen der Geschichte auf ewige Zeiten gebrandmarkt ist! der gegenwärtig in Frankreich zu so vielen Besorgnissen und Unruhen Veranlassung gibt! In unserm deutschen Volke lebt ein biederer, rechtlicher Sinn, offen und wahrheitsliebend; er haßt alle List und Verstellung, jede Heuchelei und Geheimnißkrämerei ist ihm zuwider, und wer die Fortschritte des Erziehungswesens in Deutschland beobachtet, wer die Masse von Kenntnissen berücksichtigt, die sich in Deutschland seit der Reformation selbst in katholischen Ländern verbreitet hat, der wird zugestehen, daß selbst katholische Regierungen den Antrag der neuerwachten Jesuiten mit vollem Recht und aus gegründeten Besorgnissen zurückweisen mußten, die Erziehung deutscher Jugend ihren Händen nicht wieder anzuvertrauen, denn wer einmal vor den Augen der Welt seinen guten Namen, seine Ehre und das Vertrauen des Volks verloren, der wird, wenn er auch das alte, verrufene und befleckte sündhafte Kleid ablegt, und sich mit einem andern eleganten Modehabit behängt, doch nie die verlorne Ehre, den ehrlichen Namen und das Vertrauen wieder gewinnen! Wir wollen das Beste von unserer Zeit erwarten, und den Pro-

testanten den guten Rath geben, doch ja den Schlagbaum herunter zu lassen, wenn ein wirklicher oder ein verkappter Jesuit zur Stadt herein will. Es ist nicht schwer, ihnen die vorgezogene Maske abzunehmen, denn sie fangen sich leicht in den von ihnen gelegten Schlingen, wie es seit Kurzem in Deutschland an mehreren Orten der Fall war, wo sie für die seligmachende katholische Kirche auf Werbung ausgingen, mehrere Bekehrungsversuche durch Versprechungen, durch Geld und Ueberredungslist anstellten, aber mit einer Narrenkappe zurückgeschickt wurden. Der Protestantismus ist ihnen, wie vor dreihundert Jahren, so auch jetzt noch, ein verhaßter Name. Sie ziehen schnell ihre goldene Klingel hervor, und geben das Signal, um selig zu werden, und wer nicht vollkommen von dem Glauben und der Wahrheit unserer evangelisch-protestantischen Religion durchdrungen und in seinen Grundsätzen noch schwankend ist, der fällt leicht dem dargereichten Mammon zu Füßen, und läßt sich bethören, Dinge zu glauben, die man in Rom erfunden, um selig zu werden, und nicht ins Fegfeuer zu kommen! Seit Entstehung von Layola's Orden haben die Jesuiten und Katholiken vereint stets einen höchst feindseligen, unchristlichen Sinn in Wort und That gegen die Protestanten bewiesen! Man erinnere sich der blutigen Bartholomäusnacht in Paris (24. August 1572), wo um Mitternacht die Glocke auf dem königlichen Schlosse zur Niedermetzelung aller Protestanten geläutet wurde! König Carl IX. schoß selbst mit einer Büchse auf seine protestantischen Unterthanen! Dreeßig Tage dauerte in allen Provinzen Frankreichs dieses Blutbad! Gegen 30,000 Protestanten waren ermordet worden! Nach dieser frohen Botschaft löste man in Rom die Kanonen! der christliche Papst schrieb ein Jubeljahr aus, verordnete eine Procession in der Ludwigskirche, und ließ das Te Deum singen! und dieser heilige Vater, dieser sich so nennende Statthalter und Stellvertreter Christi konnte dieß Alles vor den Augen der Welt und der Christenheit thun! Er durfte seine Freude dar-

über denjenigen, bei denen Gleiches, wie nicht zu hoffen steht, Gleichheit erwarten zuließen. Wie es Ihnen bei jener an sich unbedeutenden, gewissermaßen nur vorübergehenden Sache ergangen, ist mir aus Ihrem Benehmen, Herr Collega, deutlich genug, in Ihrem Gesicht, zum Theil Ihrer Rede, und, was meiner Meinung nach das wesentlichste Kriterion abgibt, Ihrer Handlung über verschiedenen Punkte offenbar geworden. Sie, Herr Collega, haben sich, wie ich bereits angedeutet, in Ihrer Meinung, Ihrer Rede, Ihrer Handlung, Ihrer Stimme, Ihrer Feder, Ihrer Hand, Ihrem Gesicht, Ihrer Miene, Ihrem Benehmen, Ihrer Gesinnung, Ihrer Denkungsart, Ihrer Gemüthsart, Ihrer Sinnesart

um die Auswanderung der verfolgten Protestanten zu verhindern! Dennoch gelang es über 500,000 fleißigen protestantischen Franzosen, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen! Aber viele, die nicht auswandern konnten oder wollten, mußten den katholischen Glauben annehmen! Der König bekam dann Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten, und seinen Rathgebern wurde leicht, ihm den Glauben beizubringen, daß die Zahl der Protestanten in Frankreich nur noch sehr gering sey, die den katholischen Glauben noch nicht angenommen hätten, ihn aber noch annehmen würden! Und so erfolgte die berüchtigte Aufhebung des Religions-Edikts von Nantes! Aber es waren noch über eine halbe Million Protestanten in Frankreich, die nun zum Theil eine willkommene Aufnahme im Auslande fanden, theils in Frankreich hie und da Freistätten suchten, und gegen ihre Verfolger zu den Waffen griffen, bis man sich 1706 zu einer Unterhandlung mit ihnen bequemte, denn selbst bei ihren katholischen Verfolgern war das Mitleid gegen sie erwacht. Zwar ist nun in unsern Tagen diese Bekehrungsart nicht mehr üblich, aber dafür werben und bereden die Katholiken und Jesuiten auf geheimen Wegen zum Uebertritt in die römische Kirche, und wissen so viel Schönes und Gutes von dem römisch-katholischen Glauben, von den vielen Ceremonien, Bildern und Heiligen, vom Fegfeuer und vom heiligen Vater zu erzählen, daß nicht allein protestantische Gelehrte und Staatsmänner, Grafen, Barone, Bürger und Bauern, Damen und Herren von Adel und ohne Adel, Jungfern und Junggesellen, Fräuleins und Demoiselle aller Art, — sondern auch protestantische Fürsten plötzlich bekehrt und katholisch wurden!

Im März 1825 wurde dem Papste in Rom ein Schreiben überreicht, worin Vorschläge zur Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche enthalten waren. Schon früher erschienen mehrere Schriften über die Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche, und Friedrich v. Schlegel sagt davon: „Beide katholische Kirchen,

die greichische und lateinische, stehen in keinem wesentlichen Punkte des Glaubens von einander, und sind nur dadurch aus einander gekommen, daß der Geist der Liebe von ihnen gewichen; die Wiedervereinigung sey daher etwas Leichtes." Wenn wir auch darin Fr. v. Schlegel widersprechen müssen, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Jesuiten schon früher gute Ursach hatten, sich in Rußland festzusetzen, um darauf hinzuwirken, daß diese Vereinigung einst bewirkt werden könne. Das Unwesen der Jesuiten war aber dem menschenfreundlichen, allgemein geliebten Kaiser Alexander bekannt, und er traf im Jahre 1820 auf's Neue Maßregeln zu ihrer Entfernung, weil sie namentlich in Petersburg mit einigen Russen von hohem Range Bekehrungsversuche zum Uebertritt in die katholische Kirche, und allerhand Proselytenmachereien und Ränke angestellt hatten. Da nun, um wieder auf den aus Rußland entflohenen Herrn v. S*** zurückzukommen, diesem die geheimen Machinationen in Rußland nicht fremd waren, gewaltsame Reformen und damit in Verbindung stehende Verschwörungen auch wohl leicht einen unnatürlichen Tod gekrönter Häupter herbeiführen können, wie die Geschichte vieler Regenten lehrt, so konnte er wohl von einer Besorgniß für das Leben des Kaisers Alexander einige Worte fallen lassen, die zu dem interessanten Jesuiten-Gespräch seines Freundes, des Pater H*** in Strasburg, Veranlassung gaben, und wobei der Legationssecretär den Schleier entfaltete, der über den von S*** und über seine politische, jesuitische und katholische Bekehrungs- und Gesandtschafts-Reise gezogen war. Die Rolle, die er in Rußland spielte, ist uns zur Zeit noch unbekannt, die Zukunft aber wird vielleicht darüber nähern Aufschluß geben. Uebrigens bemerkt die Petersburger Zeitung bei Gelegenheit der am 26. December 1825 ausgebrochenen Verschwörung Folgendes, was auch deutsche politische Blätter nacherzählt haben: „daß eine entsetzliche Verschwörung an den Tag gebracht worden sey, die Niemand ahnen konnte. Das Komplot habe schon seit meh-

reren Jahren bestanden, und es sey auf nichts Geringeres abgesehen gewesen, als auf die Ermordung der kaiserlichen Familie, auf eine gänzliche Umwälzung der Verfassung, und auf den Tod aller Gegner. Es habe sich ergeben, daß die Anstifter des Aufruhrs sich unter Alexanders Regierung verschworen, und diesen nächste Ostern hätten ermorden wollen. Die Person zur Ausführung des Mords sey schon bestimmt gewesen." (S. Petersburger, Berliner und Frankfurter Zeitung, u. m. a.) Auch die öffentlichen Bekanntmachungen der russischen Regierung unter Alexanders Nachfolger, dem Kaiser Nikolaus I., reden von einem bestandenen Complott, und bemerken, „daß Kaiser Nikolaus I. die Sache ohne alle Geheimhaltung behandelt wissen will." (S. Petersburger Hofzeitung, Berliner und Frankfurter Zeitung u. a. m.)

## Anmerkung II. zu S. 102.

Bei Erscheinung einer andern Schrift gegen die Stunden der Andacht:

„Teutschlands Catastrophe, das ist: Nothwendiger Verfall der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung in Deutschland, durch das Werk: „Stunden der Andacht"

erklärten sich würdigere Männer der katholischen Geistlichkeit gegen diese Angriffe fanatischer Finsterlinge, gegen diese Ausgeburt katholischen blinden Hasses und Verfolgungsgeistes. „Die Indignation über diese, den feindlichsten Sektengeist athmende, vergangenen Aberglauben zurückrufende Broschüre," heißt es in einer Zeitschrift aus Baiern, „die den neu erwachenden, durch jenes mißhandelte, über alle Schmähung so hoch erhabene herrliche Werk geweckten und genährten Sinn für die Religion und Moral des Christenthums wieder zu untergra-

ben versucht, hat zwar schon jedes Gemüth, welches sein Vaterland, seine Pflicht und seinen Gott liebt, sehr ergriffen, allein es ist nichts desto weniger sehr wünschenswerth, daß brave Männer vom Fache in dieser wichtigen Angelegenheit das schärfste Schwert des Worts ergreifen.

Die Preßfreiheit, welche jener nächtlichen Catastrophe das Licht des Tages zu erblicken erlaubte, sey uns übrigens willkommen und gesegnet auch noch in diesem ihrem abscheulichen Mißbrauche; doch fordere sie hinwieder auch die Freunde der guten Sache auf, ihre mächtigere Stimme zu erheben. Stillschweigen wäre hier weder gut noch edel. Wenn auch das fromme, gottgesandte Werk gegen jeden Sturm fest stehen wird, ohne fremde Hülfe, wie die Wahrheit selbst und der Fels des Christenthums, worauf es gebaut ist, so ist doch die gründlichste Gegenrede heilige Pflicht, wäre es auch nur wegen der vielen geistigen Unmündigen, welche kein eigenes freies Urtheil zu fällen vermögen, und ohne weisen Rath trostloser Verwirrung Beute werden, oder wegen der zahlreichen Verehrer des trefflichen Werks, welche demselben Erhebung, Trost, Ruhe und das Heil häuslicher Andacht verdanken, oder wegen der Gemüther, welche, im Strudel einer zwischen Unglauben und Aberglauben wogenden Zeit schwankend, ihrer Ueberzeugung sichern Halt verloren und in diesen Weihestunden unverhoffte Rettung fanden, und durch sie einer moralischen und religiösen Wiedergeburt sich erfreuen; oder wegen der Staaten, welche eines Theils durch die in jener Broschüre sich erlaubte Einflößung erdichteter Besorgnisse beunruhigt, und über den Anblick dieses neuen Zeichens des Bestrebens der Lichtscheuen, auf jede Weise die alte Finsterniß mit ihren zu hart vermißten Vortheilen zurückzuführen, geängstiget und erbittert werden müssen; oder endlich selbst wegen der Fürsten, denen durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen, durch die schlauesten Verdrehungen ein Werk verdächtiget wird, das auf jede Weise durch die kräftigste Aufmunterung zur Ehrfurcht, zum Gehorsam und zur Liebe gegen sie begeistert, und wahrlich eine kräf-

tigere Stütze der Ordnung und der Throne ist, als die Lehren, denen die Thaten des Ravaillac's entkeimten, und welche die Schauspiele in Canossa veranlaßten. Aber nicht nur darum ist es Pflicht zu sprechen, sondern vor allem, weil die Wahrheit ihren Bekennern gebietet, das Wort zu ergreifen."

Wie die Münchner Zeitung versichert, ist dieser Artikel aus der Feder eines aufgeklärten Katholiken geflossen. Wie er denkt, theilen viele aufgeklärte Katholiken ihre Ansichten und Wünsche mit ihm. Es ist der schönste Beweis der Freundschaft, den der Glaube der Protestanten finden kann. Mögen einzelne Finsterlinge die vergangenen Jahrhunderte des Aberglaubens zurückwünschen, gehrim und öffentlich in Schriften und sonst vom Verfall der katholischen Religion, von Atheisten, Libertinisten und Antichristen reden, die zu beabsichtigenden Reformen der katholischen Kirche als „eitles Geziere, Lüge und Anzeige des Grolles gegen dieselbe" darstellen, — die Aufklärung unter einem großen Theil der Katholiken ist durch die Reformation, durch den Protestantismus so weit vorgeschritten, daß die Stimmen jener Finsterlinge nicht mehr gehört und beachtet werden. In diesem Geiste erschien ein merkwürdiges, mit ächt deutscher Freimüthigkeit niedergeschriebenes Werk im Druck:

„Die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen."

Eben so merkwürdig ist die Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens von Joseph Blanco White, ehemal. kathol. Priester und Hofprediger zu Sevilla. Dresd. und Leipz. 1826. White war im orthodoxen Spanien geboren und erzogen, und doch bestimmten ihn die grenzenlosen Mißbräuche seiner Kirche und die Abscheulichkeit der katholischen Pfaffen, diese mit dem schrecklichsten Aberglauben und Unsinn überladene sogenannte alleinseligmachende katholische Kirche zu verlassen. Sehr merkwürdig und empfehlungswerth ist ein drittes, mit vie-

len wichtigen Urkunden, handschriftlichen Mittheilungen und höchst interessanten Briefen versehenes Werk: „Das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci, Bischof von Pistoja und Prato, Reformator des Katholicismus in Toskana unter der Regierung Leopolds. 4 Bde. Stuttgart bei Franckh 1826." Es wurde in katholischen Ländern mit großem Interesse aufgenommen, von Seiten der katholischen Geistlichkeit aber vielfältig unterdrückt und sogar an mehreren Orten in den Buchhandlungen confiscirt. Desto mehr aber wird es von aufgeklärten Geistlichen der katholischen Kirche gesucht und gelesen, und es gereicht dem Werk zur Ehre, daß die darin aufgedeckten Mißbräuche und Geheimnisse der kathol. Kirche nur denen anstößig sind, die das Licht der Aufklärung scheuen. Wie weit aber katholische Geistliche in Deutschland, in ihrem Haß gegen die Protestanten in neuerer Zeit gegangen sind, beweist folgendes Schreiben des Erzbischofs von Köln, vom 23. Juni 1825:

„Wir Ferdinand August, durch Gottes Erbarmung Erzbischof von Köln, geborner Legat des heiligen apostolischen Stuhls zu Rom, Graf Spiegel zum Desenberg u. s. w.

Das königl. hohe Ministerium der geistlichen Unterrichts-Angelegenheiten hat sein Mißfallen darüber gegen uns geäußert, daß Einige aus der Geistlichkeit unsers Erzbisthums sich des Vergehens, mit auswärtigen obrigkeitlichen Behörden geheimen Briefwechsel zu führen, sehr verdächtig gemacht haben. Es liegen unläugbare Thatsachen vor, daß dieser, in unsern Gesetzen verbotene, daher unerlaubte und strafbare Briefwechsel auch in seinem Inhalte wider das Gebot der Nächstenliebe anstößt, und die häßliche unchristliche Ansicht angenommen hat, achtungswerthe Männer vom Priesterstande zu verläumden, und diese insbesondere höhern geistlichen auswärtigen Behörden und dadurch bei unserm sichtbaren Kirchenoberhaupte, bei dem heiligen Vater in Rom, verdächtig zu machen. Fällt das Unerlaubte dieses Benehmens —

Wir wollen es Verirrung nennen — Jedem in die Augen, so können eben so wenig die mißlichen Folgen davon, die große Verantwortlichkeit verkannt werden, welcher die unberufenen Briefsteller sich schuldig machen. Die Strafe wird nicht ausbleiben, wenn dieses Unwesen derartiger unerlaubter Schreibereien, welches nur gar zu leicht auf das gute Benehmen zwischen unserer wohlwollenden Regierung und dem römischen Hofe störend einwirken kann, nicht aufhört. Wir dürfen es unserer Diöcesan-Geistlichkeit, welcher wir vertrauen, nicht verheimlichen, daß die höhere Behörde es uns angelegentlichst empfohlen hat, sorgfältig darauf zu halten, daß weder von unserem Domcapitel, noch von unsern Behörden und der Diöcesan-Geistlichkeit auf verbotenem Wege mit dem Stuhle zu Rom oder dessen Geschäftsträgern Correspondenz geführt, vielmehr die über diesen Gegenstand ergangenen Gesetze und Vorschriften genau beobachtet werden.

Die Milde unserer Regierung, unsers religiösen, frommen, gegen seine katholischen Unterthanen so huldvoll handelnden Königs und Monarchen lassen uns zwar auf Nachsicht und Verzeihung für die Vergangenheit hoffen, insoweit nicht unmittelbare Folgen des bezeichneten Briefwechsels Ahndung über Einzelne hervorrufen. Hiefür werden wir uns bittweise verwenden; aber es ist auch wohl zu bedenken, daß der allerhöchste königl. Wille fest stehe, „es solle mit der Strenge der Gesetze wider die Ungehorsamen, welche auf dem verbotenen Wege fortwandeln, verfahren werden" u. s. w.

Ferdinand August, Erzbischof von Köln.

Es ist durch Briefe erwiesen, daß katholische Geistliche, die, allem Vermuthen nach, zu dem Orden der Jesuiten gehören, nach Einführung der neuen preußischen Kirchenagende und nach Vermählung Sr. Majestät des Königs von Preußen mit der Fürstin Liegnitz (die bekanntlich katholischer Religion war, nach ihrer Vermählung aber zur protestantischen Kirche übergetreten ist), nicht allein mit

dem päpstlichen Hofe in Rom, sondern auch mit dessen Geschäftsträgern und auswärtigen Behörden geheime Correspondenz geführt haben, worin sie ihre Wünsche und Hoffnungen aussprachen, Se. Majestät den König bald zur katholischen Kirche übertreten zu sehen. Sie gaben zu diesem Ende allerhand Rathschläge und Winke, und legten ihre Bekehrungssucht und Proselytenmacherei so offen an den Tag, daß sogar mehrere Staatsmänner genannt wurden, die als Mittel zum Zweck dienen sollten.

## Anmerkung III. zu S. 115.

Ein Volk, das sich vereinte, um die Fesseln der Tyrannei eines Welteroberers auf deutschem Boden zu sprengen, für die Freiheit deutscher Fürsten zu sterben, — ein solches Volk sollte nur durch Religion ewig feindselig gegen einander stehen? Alle glauben an Einen Gott und an Jesum Christum, der als Beglücker der Menschheit auf Erden wandelte, und nur die Form des Glaubens, die Anerkennung der canonischen und apokryphischen Bücher und Symbole, der Cultus, Paradoxien und Ceremonien, und kirchliche, nicht in der heiligen Schrift gegründete Artikel und Satzungen von Tradition und Religionsgebräuchen, — Tetzels scandalöser Ablaßkram, — mannigfaltiger Irrthum und Aberglaube, der aus der ältesten Finsterniß, worin die Völker lagen, sich bis zur Reformation erhalten, — die Verdorbenheit der Sitten in den Klöstern, und die Verdorbenheit der Geistlichkeit in Rom und allen Ländern, — die übertriebenen Eingriffe der Päpste in die Gewalt der Fürsten, — die Unnachgiebigkeit des römischen Stuhls, — das Festhalten an alten, verjährten, der Zeit nicht mehr angemessenen oberbischöflichen Rechten u. s. w., — alle diese Ueberzeugungen, Gründe und Zweifel haben die kirchliche Trennung und den damit verbundenen furchtbaren Religionskrieg herbeigeführt, worin die Protestanten für

ihre Freiheit stritten, und dreißig Jahre hindurch, bis zum westphälischen Frieden, Alles verheert und verwüstet, die schrecklichsten Greuelscenen verübt, und dem Papste bewiesen hat, daß es den Protestanten Ernst war, für ihre Religion und die Lehre Jesu zu sterben, wie sie in der Bibel, die man früher kaum dem Namen nach kannte, und die durch Luther den Deutschen in die Hände gegeben wurde, gegründet war!

Nach dem westphälischen Frieden legte man gegenseitig die Waffen nieder, denn es war Blut genug geflossen für die Bekenner der alten und neuen Lehre! Man fand äußerlich Ruhe, aber keine Versöhnung! Und so hat sich in tiefster Seele der Keim der Zwietracht bis auf diese Stunde in den zwei Religionsparteien, Katholiken und Protestanten, fortgepflanzt; an eine nähere Vereinigung im Geiste Christi, war bisher noch nicht zu denken! Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß die Katholiken und Jesuiten durch ihre fortwährenden Bekehrungsversuche und Proselytenmachereien unter den Protestanten, wobei sie unermüdlich waren, uns immer zum Kampf gegen das Papstthum, gegen unbiblische Lehren und Kirchengebräuche, gegen alle Irrthümer, gegen allen Aberglauben in der katholischen Kirche aufforderten! Und vor Gott, vor der Vernunft, und vor allen denkenden Christen, denen die Lehre Jesu, die heilige Schrift und unsere Religion heilig ist, kämpfen wir noch bis auf diese Stunde gegen alle päpstliche Anmaßungen, vertheidigen unsere evangelisch-protestantische Kirche gegen alle Verläumdungen und Lästerungen von Seiten der Katholiken und Jesuiten, und vertrauen auf Gott, der uns stets Kraft und Muth verliehen!

Der traurige und bejammernswerthe Zustand der katholischen Kirche machte eine Reformation nothwendig; dies gestehen Viele der katholischen Geistlichkeit ein; dies zeigte der schnelle Abfall vieler Tausende von den alten Lehr- und Glaubensbegriffen. Mißbräuche jeder Art hatten zu weit um sich gegriffen; die Gewissen erwachten, und man sehnte sich nach der neuen Lehre über das Heiligste im

Menschen, über Gott und den Erlöser, über die göttlichen Verheißungen, und über die in der Schrift versprochene Seligkeit aller Gläubigen.

Nie hatten die damaligen katholischen Christen von dem Wort Gottes mehr erfahren, als man ihnen zu sagen für gut befand. Die Bibel kannten und sahen sie nicht: — nur der Clerus und der Papst war ihr Gott! Der Bannfluch machte in einer Stunde ganze Länder unglücklich; die Tempel wurden verschlossen; Höllenstrafen, ewige Verdammniß, und alle Schrecken ängstigten die Gemüther der Unterthanen, die für ihre Könige und Fürsten büßen mußten, wenn diese beim katholischen Oberhaupte in Rom in Ungnade fielen; und so konnte es nicht fehlen, daß man die heilige Schrift aufsuchte, und in deutscher Sprache Allen zum sichern Leitfaden auf ihrer irdischen Laufbahn überlieferte, um selbst darin die göttlichen Lehren Jesu und seiner Apostel, Religion und Tugend, Glauben, Liebe, Trost und Hoffnung zu suchen, als das höchste Geschenk, womit ein Christ erfreut werden kann!

Die Verdienste Luthers werden selbst in katholischen Ländern von Königen und Fürsten anerkannt, denn durch die Reformation konnten sie nur die Vortheile gewinnen, sich vom römischen Stuhle unabhängig zu machen. Die Unfehlbarkeit des Papstes ward in späterer Zeit nur auf Glaubenssachen beschränkt, und jetzt kann er weder ein Dogma geben noch nehmen, ohne Einwilligung der Mehrheit im Kirchenconcilium, und nur provisorische Verordnungen des päpstlichen Stuhls über kirchliche Disciplin oder Dogmatik, können von der katholischen Kirche reformirt oder vom Papste selbst wieder aufgehoben werden. Der Papst kann demnach wohl befehlen, daß die Messe im Husarendolman gelesen werde, aber am Dogma selbst darf er nichts ändern.

In unsern Tagen haben nun katholische und protestantische Regenten, in deren Landen Protestanten und Katholiken leben, Concordate mit dem Papste geschlossen, um die kirchlichen Verhältnisse ihrer Unterthanen festzu-

setzen, denn es war nothwendig, mit dem Oberhaupte der römischen Kirche zu contrahiren, um die gegenseitigen Beschwerden der zwei Religionsparteien möglichst auszugleichen. Bei dieser Gelegenheit kamen denn alle Federn wieder in Thätigkeit. Man stritt von beiden Seiten für die Rechte der Regenten und des Staats, für die katholische und protestantische Kirche. Die Katholiken baten um gläubige Anhänglichkeit ihrer Glieder in der unwandelbaren Lehre der katholischen Kirche, um göttlichen Schutz und Beistand in der Einheit des angeordneten Kirchenregiments, und warfen den Protestanten vor: „sie, die antireligiöse „Partei, hätten aller positiven Religion und allem positi„ven Glauben den ewigen Krieg geschworen, sie ständen in „der Bresche und liefen Sturm auf die katholische Kirche; „der ganze gestirnte Himmel müsse sich in höchster Begei„sterung als Freiwilliger einschreiben lassen. Der alte „Protestantismus trage doch noch ein christlich Kleid, der „neue sey Rationalismus und Heidenthum (!?) Nach „diesen Grundsätzen dürften die Protestanten mit Vernunft„schlüssen schon gar nicht mehr auftreten, denn Vernunft„schlüsse und Consequenzen wären keine Bibel. (!?) In „den frühern Colloquien, wenn die Katholiken Vernunft„schlüsse brachten, hätten die Protestanten gerufen: „Nichts, „als das dürre Wort Gottes in der Bibel!“ Jetzt woll„ten sie davon nichts mehr wissen; sie hätten den gordi„schen Knoten, welche Bücher der Bibel göttlich seyen oder „nicht, mit dem Schwert zerhauen, indem sie die Göttlich„keit der ganzen Bibel läugneten. (Welche unerhörte An„maßung und Verläumdung!) Jeder protestantische Leh„rer fand einen andern Sinn in der Bibel. Die vielen „Uebersetzungen der berüchtigten Bibelgesellschaft hätten den „dürren Buchstaben der Bibel in tausenderlei Atome zer„stört. Unsern Predigern könnten wir nicht mehr glauben, „denn sie protestirten gegen alle Religion. Das ganze Ge„bäude der protestantischen Kirche sey zertrümmert; der „Protestantismus existire nicht mehr als kirchlicher Körper; „wir suchen keine Kirche mehr, und diese sey immer nur

„ein Bruchstück gewesen. Der Protestantismus werde sicher „fallen, denn in Absicht des Reiches Gottes hätten wir „völlig schon den Babylonischen Thurmbau. Lediglich durch „die protestantischen Lehrer sey die Religion in Verachtung „gekommen; es wäre kein Wunder, wenn man die Predi„ger in die Classe der alten Haruspiker setze, von welchen „Cicero sagte: daß, wenn sie einander begegneten, sie sich „ohne Lachen nicht ansehen könnten, u. s. w."

Trügen diese scandalösen Schmähungen nicht das Gepräge des Hasses, der Verläumdung und raffinirten Bosheit an der Stirn, so würde man ihnen geziemend zu begegnen wissen, und dieselben türkischen Pfeile mit demselben oder noch stärkeren Gifte auf sie zurückwerfen, womit sie vergebens die protestantische Kirche, deren Lehrer (Paulus, Tzschirner, Schleiermacher, Wegscheider, de Wette, Zimmermann, Röhr, Schuderoff, Wachler, Wald, Schmalz u. v. A.) und alle protestantische Christen zu verwunden und zu lästern suchen, denn es betrifft die heiligste Sache der Menschheit, die Religion und den Glauben von sechzig Millionen Protestanten, die auf die gemeinste Art, wie zur Zeit der Tetzelschen Ablaßkrämerei, und des päpstlichen, über Fürsten und Völker herabgeschleuderten, jeden Christen, vielmehr noch das Oberhaupt der katholischen Kirche entehrenden Bannfluchs, gelästert werden.

Diese Schmähungen bedürfen hier keiner Beachtung, da sie aus dem feindseligsten Eifer, aus dem Bestreben, den Protestantismus zu unterwühlen, überall gehässig und verdächtig zu machen, entsprungen sind. Da die Katholiken dieß öffentlich thun, um so mehr darf man glauben, daß sie im Verborgenen durch Lehre und Ueberredungskunst, durch geheime Katholiken und Jesuiten, durch Proselyten und andere katholische Seligmacher noch weit mehr erreichen und bezwecken. Das angeführte erzbischöfliche Rundschreiben des Grafen Spiegel zum Desenberg, d. d. Köln, 23. Juni 1825, deutet klar darauf hin, daß das Ministerium in Berlin und Se. Majestät der König

selbst davon in Kenntniß gesetzt wurde, „daß ein geheimer Briefwechsel katholischer Geistlichen mit auswärtigen Behörden auf verbotenem Wege statt gefunden, und daß unläugbare Thatsachen vorliegen, die diese strafbare Correspondenz beweisen."

War es daher zu verwundern, daß in neuern Zeiten protestantische Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Grafen, Barone, Bürger und Bauern, Damen und Demoiselleu, Jungfern und Junggesellen plötzlich bekehrt und katholisch wurden?

Und dies thaten die Katholiken aus lauter Liebe und Freundschaft, „weil im Protestantismus kein Heil und Segen zu erwarten," „keine protestantische Kirche mehr vorhanden" und in Absicht des Reiches Gottes und der Religion der „babylonische Thurmbau," ein „allgemeines Chaos," eine „bodenlose Anarchie offenbar vor Augen sey" Sie berufen sich dabei auf den selig verstorbenen Oberhofprediger v. Stark zu Darmstadt, der auf dem sogenannten heiligen Berge bei Jugenheim an der Bergstraße, ohnweit Darmstadt, begraben liegt, wo ehemals ein Nonnenkloster stand, das der heiligen Felicitas gewidmet war. Stark's Leiche wurde nach seinem Wunsche ohne alle Feierlichkeit den 1. Mai 1816 durch Postpferde auf den heiligen Berg gebracht. Der gute Mann hat also noch im Tode die Eigenschaft, die Gedike und Biester in Berlin schon bei Lebzeiten an ihm gerochen haben! Ohne ein Wort davon zu wissen, wirbt er nach seinem Hintritt aus dieser Welt noch für die katholische Kirche, und bald wird ihn der heilige Vater mit mehreren andern Günstlingen unter die Heiligen aufnehmen, um ihre Verdienste gebührend anzuerkennen!

Die Katholiken berufen sich ferner auf Leibnitz, der in seinem System der Theologie alle sieben Sakramente anerkenne, und auf Göthe („aus meinem Leben"), der den schönen Zusammenhang der sieben Sakramente zeige: „Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für canonisch

schlicht werden, und als sich nun aus dem Gott Gladio der Gott Mars, so bei Virgil Mavors, entwickelte.

Wenn Quirinus Romulus mit Gladiolus heißt, so bedeutet Lukretius ein Gleiches, wenn er ihn Gradivus nennt, der Gott Mars heißt dem Wortbildungsgesetze gemäß, der mit Macht und Gewalt schreitet, welches Wort, wahrscheinlich zu Lukrets Zeit, Kraftausdrücke einer gewissen Gattung bildete, wie wir heute noch Ausdrücke wie Gewaltmensch, gegen den Vorwurf zu schwacher Kräfte wehrt. Ein, auch mit Gradivus sich deckender, Name, der einen Kriegsgott in Rom, in der Gewalttat gebildet, nennt der Kapitolin oder als ein Kennwort, das Ennius, der Ahnherr der römischen Poesie, dem Mars gibt, wie der Name „Gewaltmensch“ auf den Ahnherrn der hohen Gebärdung, auf den gebärdigen Cäsarischen Gott, wie auf die ganze kaiserliche Reihe, die ihren Ursprung von Romulus Quirinus herleitet, um solche so genannte Gewaltmenschen, wie sie Romulus Quirinus selbst heißt, handelt.

Die kaiserlichen Gebärdungen haben sich weder die schwächere Natur, noch die Verschiedenheit der Zeit in ganze verschiedenen Gebärdungen verändert, so wenig, daß Ovidius z. B. Caligulas Gebärde Nero zu, als ob er zu einer Gebärde Neros, seines Vorgängers, gehörte. Ovidius sagt: „Ich sah, wie Caligula, der Sohn Germanicus, sich in Gebärden, die Nero zu machen pflegte, wie er sie zu machen pflegte, gefiel.“ Ich sah, sagt er, Caligulas gebärden, Nero sage Ovidius, sah, Nero, wenn ihm Ovidius, wenn

sich nur bis verschiedene Systeme mit großen Völkern gebildet haben können.

Wollten wir jedoch hoffen, daß Frankreich, der Hort, und Amerika, der Schutz und Zweifel der Freiheit, dem Beispiele Englands folgen, und, wie dieses, durch Gesetze und Verträge, auch der sittlichen Würde des Menschen, und der Freiheit des Gewissens Schutz und Sicherheit zu verschaffen wissen, und so in wenigen Jahren ein Einklang, ein Ebben gegen alle Verletzungen der Würde unserer, des Rechts Fremder der Ungerechtigkeit entstehen könnte. Wie aber dann sich noch in der Zukunft die Verhältnisse gestalten, und ob sie nicht auch neue und unerkannte Gefahrungen und Gefahren mit sich bringen werden, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen, sie gehören nicht hieher.

Unsere Gesetzbücher dagegen können immer noch den Grundsatz nicht verläugnen, daß der Fremde, der sich auf unsern Boden, — sobald er nur diesen betritt, — auf den Schutz, den er den Einheimischen gewährt, Anspruch machen könne. Wenn er sich auf unsern Boden begibt, so ist, nach positivem Recht, der Fremde unter den Schutz der Gesetze gestellt, — aber auch unter die Gesetze selbst. Er ist, wie der Einheimische, gehalten, sich den Gesetzen zu unterwerfen, und sie zu befolgen. Und diese Gesetze sind: „Jeder ist verpflichtet, sich mit seinem Eigenthum, und seinen Kräften, nur in dem Maße zu bewegen, daß dadurch Niemand in seinem Rechte, oder in seinem Eigenthum verletzt werde." Dieses Gesetz ist das Grundgesetz unserer Ordnung, und Sicherheit, und auch alle Gesetzbücher haben, in ihrer Weise, dasselbe ausgesprochen. Wenn nun der Fremde, der sich auf unsern Boden begibt, sich nicht in diesen Kreis bewegt, wenn er, durch seine Handlungen, Jemanden in seinem Rechte, oder in seinem Eigenthum verletzt, dann hat unsere Gesetzgebung, und unsere Gesetzbücher verordnet haben, in ihrer Weise, dasselbe gethan, — dann ist der Fremde

Zweifel — es ist oft so! — in jenen Fehl sich, wenn die Tochter der Mutter Rath und Beyspiel und das Kind seinen Eltern Treue, Liebe und Gehorsam — wenn die Freundin Freundschaft — ja es ist so gewiß als Gott lebt, daß Jeder, der sich in seinem Berufe nach seinen Verhältnissen treu beweiset, — sey es auch Alles, — es wäre ihm Leben, Gut und Ehre — Gott selbst zum Vergelter hat. — Ja dieser Gott, der sich selbst gab für uns und für Jeden, — wie Jesus sagte, — also zu handeln, war sein Leben und Lehre, — sein Tod und Auferstehung, — sein Himmelfahrt, — und wird die Vergeltung bey Niemand — bey keinem durch Verdienst und nicht einer sein, wenn durch Gnaden.

Das Jahrmarktsfest Mutter ist durch Gottes Gnade vorüber. Es ist ein Fest, das Gott gegeben hat, um die Welt interessanter und um die Menschen glücklicher machen, heißt, es ist ein Fest, das Gott mit dem Segen gab, um der Erde, auf welcher Sie Menschen sind, die bei besonderer Gelegenheit einen weiten, Ihnen sonst unbekannten Kreis von Menschen sehen, und mit den verschiedenen Zeit anlegen, wenn sie bei solchen Gelegenheiten Gutes und Gemeinnütziges kennen lernen, das sie sonst nicht kennen würden, durch sie selbst und verschiedene Gutthaten, die sie sich gegenseitig erweisen, ihre Freude vermehren können. Darüber können sie sich selbst freuen, daß sie einen so schönen Gedanken ausführen und ihn auf verschiedenen Wegen, auf der Erde, durch eine Gutthat der Menschenfreundlichkeit verschiedenen Menschen zu Theil werden lassen, und sich selbst freuen. Ich will einen Gedanken, der mir eben einfällt, — ich will einen Gedanken, der mir eben einfällt, — ich will einen Gedanken, der mir eben einfällt, —

zu erlernen, und auch hätten sie ihren Verdacht verhehlt. Als sie endlich Z. zu bekehren versuchten, da brachen sie einen so offenen und unverhohlenen Widerwillen gegen sich hervor, daß jede Bemühung vergeblich schien. Z. sagte: Ich bin ein Jude, und will ein Jude bleiben. Ich will nicht Christ werden. Ich bin, was ich bin, und ich will es bleiben. Christ und Jude sind zwei verschiedene Dinge, die sich nicht vereinigen lassen. Ich bringe das Beispielsweise an den Mund, und das Brod, das ich esse, ist mir Brod, und das Fleisch, das ich esse, ist mir Fleisch, und das Bier, das ich trinke, ist mir Bier, und der Wein ist mir Wein, und nicht etwa Blut, wenn ihr einmal daran. Ich bin Jude und meine Kinder sollen Juden werden. Ich will nicht, daß sie Christen werden, und ich will nicht, daß sie Christen werden. Ich will nicht, daß sie Christen werden. Ich will nicht, daß sie Christen werden.

men eines wahren pragmatiſchen Geſchichtsforſchers Anſpruch mache."

Wie kommt der Verſtand und das Herz eines wahren Katholiken zum pragmatiſchen Geſchichtsforſcher? Herr Sulzer hätte beſſer gethan, erſt ſeine Logik, ſein Herz und ſeinen Verſtand zu prüfen, um ſich nicht lächerlich zu machen! Johannes v. Müller widerlegt ihn, denn er ſagt von wirklich achtbaren und kraftvollen Päpſten, wovon die Geſchichte Einzelne aufführt, ſo viel Gutes, als man mit gutem Gewiſſen nur immer ſagen kann: „Man weiß, welcher Papſt Karl den Großen krönte, wer hat aber den erſten Papſt gekrönt? Ja, er war den Völkern ein Vormund, aber nur bis dahin, wo Fürſten und Völker ſelbſtſtändig und mündig, und aus dem entehrenden Joch der Päpſte, von ihren unerhörten Anmaßungen und Eingriffen in die Gewalt der Fürſten befreit wurden, um nicht mehr vor ihnen zu knien; denn der Mantel der Scheinheiligkeit, die Larve der Frömmelei und des päpſtlichen Hochmuths war abgeriſſen! Man ſah, daß die Infallibilität des Papſtes, ſeine empörende Gewalt von einer Statthalterſchaft Chriſti, und die römiſche Hierarchie ein Werk der Deſpotie und des Aberglaubens ſey, ſich gründend auf eine fortwährende Inſpiration und auf eine Tradition der heiligen Schrift. Die Päpſte waren aber ſelbſt ſo wenig von ihrer ſittlichen und religiöſen Unfehlbarkeit überzeugt, daß der nachfolgende Papſt immer die Verordnungen ſeiner Vorgänger änderte und wieder aufhob, und ſogar die zu gleicher Zeit regierenden Päpſte ſich gegenſeitig verdammten, und bei ihrer Wahl zum Oberhaupt der katholiſchen Kirche, ſich der ſchlechteſten Intriguen bedienten, um auf den päpſtlichen Thron zu kommen, den ſie durch ihren unchriſtlichen Sinn und Wandel, durch ihre Laſter ſchon entweiht hatten! — „Die Hierarchie war eine Wehr und Waffe gegen Deſpotie und Tyrannei; der Deſpot kannte kein Geſetz, das Schwert, ſein Wille entſchied!" Warum führen die Katholiken dieſe Stellen an? Wollen ſie proteſtantiſche und ka-

thätliche Interessiren beschäftigen, wie auch es sey, den Trieb der wissenschaftlichen Neugierde des Forschens weder einzuschränken, noch zu unterdrücken, sondern vielmehr durch Belehrung und Aufklärung zu leiten und zu veredeln, und die Erkenntniß nützlicher und interessanter Sachen weiter auf die Spitze zu treiben, sind Maximen des Lehrers, durch welche auch einzelne Bemerkungen in den durch diese Schriften enthaltenen Anweisungen Belege finden können. Die Beschäftigung der Jugend mit Gegenständen der Natur, ist ein Hauptbedürfniß der Jugend, — aber auch eine Beschäftigung anderer Sachen, gemeiner oder ungemeiner Art, muß Nutzen! gewähren, wenn sie durch Lernlust und Trieb in sich, um sie wissenschaftlich zu bearbeiten, nicht ausarten soll, und in so fern ist sie begründet, als Erkenntniß! Kenntniß! Wissen! jeder Art, — sie mag auch dem Lande wenigen, oder der Menge, oder allen, oder allenthalben, oder nur den Landen gewisser Modificationen der allgemeinen Bedürfnisse, oder einzelnen Individuen, oder einer Gesellschaft, oder einer Familie, oder einzelnen Personen, — gar gleichviel, Bezeichnungen und Benennungen angemessen zu werden. Denn in der Natur eines jeden neuen Wissenschaftes! einer neuen Kenntniß! und mit einer neuen Erfindung! ist es gegründet, daß sie sich nach und nach von Klasse zu Klasse! Stufe zu Stufe! verbreiten! ändern, und auch neue zu gründen vermögend, bis sie bei jedem Bewohner, und Einwohnerindividuum des Landes und der Länder, wie Staaten, wie er vielleicht gebildet ist, vorkommen, und in Anwendung gebracht werden können, und bis sie ihre Vervollkommnung! Vollendung! Vollkommenheit! erreicht haben, welche wohl in keine Zeit, in keine Periode, in keine Epoche, in keine Generation, in keine Jahrhunderte, in keine Jahrtausende, in keine Zeitalter, in keine Weltperioden, in keine Weltalter, in keine Weltjahre, in keine Weltjahrhunderte, in keine Weltjahrtausende, in keine Weltzeitalter, in keine Weltjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahre, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausende, in keine Weltjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhundertjahrtausendjahrhunderte, in keine Weltjahrtausendjahrhundert

schwätz, durch ihre Einflüsterungen in die Ohren protestantischer Fürsten, die evangelisch-protestantische Kirche verdächtig machen, und zum Uebertritt in die römische Kirche einladen. Sie suchten daraus alle nur mögliche Vortheile zur Wiederherstellung und Anerkennung der päpstlichen Herrschaft zu gewinnen. Sie haben deßhalb auf geheimen Wegen Briefe gewechselt und protestantische Fürsten wieder katholisch gemacht, auch bei den mit Rom abzuschließenden Concordaten die evangelisch-protestantische Kirche verläumdet, wobei die katholische Lehre, die Einheit des Kirchenregiments nicht allein erhalten, sondern auch die Macht und alle Herrlichkeit des Papstes, die leider in Verfall gekommen, so weit es möglich, wieder hergestellt, und über die ganze Christenheit, folglich auch über alle Protestanten verbreitet werden könnte! Sie haben Correspondenz unterhalten über die neuen Conversionen zum Katholicismus in und ausser Deutschland, über die Apostaten, akatholischen, antireligiösen und antichristlichen babylonischen Thurmbauer, weßhalb schon früher vier protestantische Prinzen und Zacharias Werner, Adam Müller, Friedrich von Schlegel und andere protestantische Gelehrte, auch die bereits erwähnten Grafen, Barone und Bürgerlichen schnell den Thurm und das halsbrechende babylonische Wunderwerk verließen und katholisch wurden, um von dem Zusammensturz nicht alterirt zu werden! Wie man von Aerzten hört, hat die Nervenschwäche durch den vielen Caffee- und Thee-Genuß überhand genommen; schon der Gedanke, daß der Thurm einfallen könnte, bringe das dreitägige Fieber hervor; die Organisation unserer Sinne verlange darüber ein Gutachten, ob es mit dem babylonischen Thurme Gefahr habe oder nicht? An alle Meister sey daher die Weisung ergangen, zu berichten, ob von dem Gerücht etwas wahr sey? Und es erfolgte die Antwort: Es ist gar keine Gefahr vorhanden, der Thurm steht bis in alle Ewigkeit, seine Grundlage ist fest, wie Gottes Wort, wie der Stein, womit er erbaut ist, kein Sturm, kein Zeitalter wird ihn wanken sehen! Man be-

Recht und ohne Eintrag der Gläubiger die Pfandverschreibungen, Pfandbriefe und Obligationen, so die Schuldner ausgestellet, durch neue Pfandbriefe und Obligationen, so sie ihnen darüber verfertigen, andere Pfande der Gläubiger setzen und der Gläubiger, die Pfandbriefe in Handen haben, so von jetzo in Obligationen und Schuldbriefe verwandelt werden, sollen gehalten sein, solche Obligationen und Schuldbriefe, bei einer ihnen Pfandbriefe nach Belieben zu thun machen werden, neue Pfandbriefe an alle diese obligationirte Gläubiger und zu gehöriger Zeit, wo keine Pfandgläubiger haben sollen, ausgefertiget werden, und sollen alle diese neue gedachte Pfandbriefen Specialhaften und Gültbriefen, auf die Summe und Quantitäten, so darinnen sie von Ihro Majestäten, als denjenigen einer Ihrer Pfandgläubiger, soll an allen die Kassai Regierungen, Cammern und Gerichten, wie auch an alle Ihro Majestäten Unterthanen, Bürgern und Einwohnern in der Grafschaft, so hier andere Verordnung, wie die Pfandbriefe, nicht gethan haben sollen, Ihro Majestäten die Cammer, die die Gerichten nicht anhero, sind in den Kassai Berichten und Acten Extracten, in welchen Ihro Majestäten Unterthanen und Einwohnern, in welchen Pfandbriefen und obligirten Schuldsummen sind Ihro Majestäten, durch die Pfandbriefen, den Morgen zu Hundert und den Hundert zu 20 Reichsthaler zu rechnen, zu Gelde oder von den Gütern, wenn sie nicht zu Gelde gemacht sind, durch Ihro Majestäten Commissarien, Assessoren und Schuldner, die Pfandbriefe bei Kassai Regierungen, die Pfandbriefe bei Kassai Cammer und die Pfandbriefe bei Kassai Gerichten, wie auch bei Ihro Majestäten Unterthanen, Bürgern und Einwohnern in der Grafschaft, durch Morgen und Hundert

schen Irrglauben ab, und öffentlich sah man die römischen Bannbullen und Befehle in den Flammen auflodern, und dankte der ewigen Fügung höherer Macht die Befreiung aus den sclavischen Fesseln Roms, aus der Finsterniß des Papstthums und der Gewalt des katholischen Oberhauptes!

Nur wenige Verbesserungen hat das Licht der Reformation in den katholischen Lehr- und Glaubensbegriffen hervorgebracht, und der große Haufe steinigt noch in unsern Tagen den Protestanten, der vor der geweihten Fahne der Maria und vor den steinernen und hölzernen Heiligen an den Wegen und auf den Brücken nicht seine Reverenz macht! Der große Haufe, der Pöbel, ist noch der wahre Kern des Katholicismus aus den Zeiten der Finsterniß, des Aberglaubens und des Götzendienstes; er weint und bekreuziget sich vor seinen Heiligen, und stürzt vor den Andachtsbildern nieder, wie ein Besessener vom Teufel; er putzt seine Hausheiligen an und spricht mit ihnen; er küßt die Reliquien, die überall noch Wunder thun, und läßt sein Leben für die Aechtheit der egyptischen Finsterniß, für einen Knochen Adams, für ein Aestchen von dem Baume, woran Absalon hängen blieb; für ein Stück von Judas Nase; für den Kopf des ungläubigen Thomas; für ein Stück aus dem Mantel Josephs, den Potiphars Weib ihm abgerissen; für ein Stück aus dem Kleide des Lazarus und der Jungfrau Maria; für den Flachs und Spinnrocken und für die Schlafmütze und aufbewahrten Thränen der Jungfrau; für die Schweißtropfen der heiligen Walburgis; für den jetzt noch wachsenden Bart des Heilands in der Kirche zu Lohe an der Donau; für das Heu der sieben Weisen aus dem Morgenlande, das sie in Bethlehem zurückgelassen; für die Wickelschnur und die Windeln des Heilands, die man, so wie das Hemde der Jungfrau Maria, in Aachen zeigt; für die Marterwerkzeuge der Heiligen und für tausend andere Reliquien, die in ihren Kirchen zu sehen sind, die sie, wie den Heiland selbst, verehren und anbeten, und durch welche sie jetzt noch, zur Verwunderung aller Gläubigen, Wunder thun

leben! Denn, das große Ganze will der Geist sich bei den Seinen selbst verwirklichen. Jeder, der einen Beruf hat, besitzt nur sein Besonderes, es soll sich in der Arbeit für das Ganze vollenden. Wer nicht arbeitet, der ist Schmutz und ein Schandfleck im Ganzen und ein Glied, das der Pflege bedarf, damit es wieder heilen, der Arm in seine Gelenke, das Auge in seine Höhle zurückkehre. Wer aber arbeitet, der ist ein Glied, das Gesundheit und Kraft hat, und ein Auge, das Licht hat und ein Ohr, das Gehör hat, und ein Herz, das Leben hat, und ein Gehirn, das Gedanken hat, und ein Mund, das Worte hat, und Hände, die Werke tun, und Füße, die Wege machen, und Schultern, die Lasten tragen, und Rücken, die sich beugen können, und Knie, die sich beugen können, und Augen, die Tränen weinen können, und Ohren, die Klagen hören können, und Herzen, die Mitleid haben können, und Hände, die Tränen trocknen können, und Füße, die Verirrte suchen können, und Schultern, die Lasten tragen können, und Hände, die Werke tun können, und Füße, die Wege machen können, und Augen, die Tränen weinen können, und Ohren, die Klagen hören können, und Herzen, die Mitleid haben können, und Hände, die Tränen trocknen können, und Füße, die Verirrte suchen können, und Schultern, die Lasten tragen können, und Rücken, die sich beugen können, und Knie, die sich beug

die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! Luc. 17, 20. 21. Matth. 7, 21. Wie intolerant und unchristlich aber katholische Priester gegen die Protestanten verfahren, davon diene von den vielen Belegen aus der neuesten Zeit, auch folgender zum Beweis:

Zu St. Pernin = du = Pinla (ein Marktflecken im Departement der Saone und Loire) starb in diesem Jahre (1828), ein Uhrmacher, protestantischer Confession, der sich die Achtung aller seiner Mitbürger erworben hatte. Der Bürgermeister des Orts verordnete nach dem Gesetz dessen Beerdigung auf dem katholischen Gottesacker. Der katholische Pfarrer widersetzte sich aber dem Befehle, und ließ die sterblichen Ueberreste dieses braven Mannes an einen Ort bringen, wo gewöhnlich nur das abgedeckte Vieh verscharrt wird! Selbst der getreue Hund, der seinem Gebieter zur Ruhestätte gefolgt war, wurde auf Befehl des geistlichen Herrn erschlagen, und zu dem Leichnam eingescharrt. Die Einwohner des Orts murrten laut gegen diese gewaltthätige, unchristliche Handlung ihres Pfarrers; allein der unchristliche Zelot donnerte am nächsten Sonntage laut von der Kanzel herab gegen diejenigen, die sich erlaubt hatten, sein unmenschliches Verfahren zu tadeln. Er sagte, daß, wenn der Kirchhof durch den Körper eines Protestanten verunreinigt worden wäre, man vor den ersten dreißig Jahren keinen Katholiken mehr auf denselben hätte beerdigen können! Die höhere Behörde, zu spät von diesem scandalösen Vorfall unterrichtet, verfügte sich an Ort und Stelle, um daselbst die Thatsache zu Protokoll zu nehmen.

Unser Tadel in diesen Anmerkungen trifft nicht die aufgeklärten, gebildeten Priester der katholischen Geistlichkeit, von denen ich Viele namhaft machen könnte, die ich zum Theil persönlich kenne. Sie haben längst ihr Mißfallen über die Mißbräuche ihrer Kirche ausgesprochen, und sehen einer Reform des veralteten

Cultus entgegen. Auch trifft unser Tadel nicht die große Zahl der aufgeklärten und gebildeten Katholiken überhaupt, die dieß Bedürfniß einer Reformation ihrer Kirche längst gefühlt und diesen Wunsch laut ausgesprochen haben.

Und somit haben wir nichts weiter beizufügen, als den Wunsch: daß den immer nur von Ketzerei redenden katholischen Geistlichen nicht länger gestattet werden möge, durch die Lehren des katholischen Katechismus schon im zarten Kindesalter der Schuljugend bittern Haß gegen den evangelischen Glauben der Protestanten einzuflößen, denn die Lästerungen, deren sich der Katechismus der Katholiken gegen die Protestanten zu Schulden kommen läßt, sind von der Art, daß auch die Protestanten nur feindselig gegen sie gesinnt seyn können. Aus einem mir vorliegenden katholischen Katechismus neuerer Zeit hebe ich einige Stellen heraus, um davon einen Begriff zu geben.

Können auch Lutheraner, Kalviner und Andere, katholische Christen genannt werden?

Antw. Christen mögen sie zwar genannt werden, weil sie getauft sind und an Christum glauben, aber nicht katholische, weil sie nicht Alles glauben, was Christus gelehrt hat, z. B. von Haltung seiner Gebote u. s. w.

Wo findet man die wahre heilige Schrift?

Antw. Allein in der katholischen Kirche, denn diese, als die erste christliche Kirche, hat sie von den heiligen Aposteln und Evangelisten empfangen, und bisher rein erhalten, und von ihr haben sie die Unkatholischen, die sie jedoch verfälscht haben. (Hört! hört!)

Kann man in einem jeden Glauben selig werden?

Antw. Nein, denn es ist nur ein einziger wahrer Glaube, und eine wahre Religion, sonst hätten alle Ketzer können selig werden, die an Christum geglaubt haben, aber durch ihr eigenes Urtheil verdammt sind. Ein Herr, ein Glaube. Ephes. 4, 5.

Warum können nicht mehrere Glauben seyn?

Antw. Weil sie einander widersprechen, z. B. daß sieben Sakramente und auch nur zwei seyen. Bei Christus ist nicht ja und nein. 2. Cor. 1, 18.

Hat auch die lutherische, kalvinische, oder eine andere unkatholische Kirche die Kennzeichen der Einigkeit, Heiligkeit, der Allgemeinheit?

Antw. Nein, denn sie sind 1) nicht einig in ihrer Lehre und ihrem Glaubensbekenntnisse, z. B. von den Sakramenten, von der Buße und Beicht; 2) nicht heilig, weil sie sonst lehrten, man könne die Gebote nicht halten; (?!) 3) nicht katholisch, weil ihre Lehre nicht ist gepredigt worden bei allen Völkern, sonderbar bei den Heiden; 4) nicht apostolisch, weil sie nicht von den Aposteln, sondern erst vor einigen Jahrhunderten von Luther und Kalvin herstammen. (Wie lächerlich und abgeschmackt! Weil die Protestanten ihre Lehren und ihren Glauben nur auf die Schriften der Apostel, auf die Bibel, und nicht auf die verfälschte Vulgata, auf die vorgespiegelte Tradition des erfindungsreichen Papstes gründen, dessen Inspirationen bekannt sind, darum, und weil die reine Lehre Christi von den Protestanten nicht vor tausend Jahren schon dem Papste und den von ihm unterjochten Völkern gepredigt werden konnte, darum sey sie nicht einig, katholisch, apostolisch, und heilig? In Verdrehung der Wahrheit, um den Kindern recht früh schon den evangelisch-protestantischen Glauben verdächtig zu machen, — in dieser Tugend sind die katholischen Geistlichen Meister!)

Warum muß die wahre Kirche ein sichtbares Oberhaupt haben?

Antw. Weil die wahre Kirche allezeit sichtbar seyn muß; wie könnte sie sonst die Ungläubigen zu ihr bekehren? Ein sichtbarer Leib aber muß ein sichtbares Haupt haben.

(Die Pfaffen belehren hier nur Kinder; Erwachsene müßten ihnen bei dieser römischen Logik in's Gesicht lachen.)

Wer gehört nicht zur Kirche Christi?

Antw. 1) die Ungläubigen, welche nicht getauft sind, als Juden, Heiden u. s. w.; 2) die Ketzer und Abgefallenen, welche den wahren Glauben verlassen haben; 3) Schismatiker (Abtrünnige), welche der wahren Kirche oder deren Oberhaupte nicht gehorsamen wollen; 4) die excommunicirt oder aus der Gemeinschaft der Katholiken verstoßen sind.

(Also wir Protestanten und Ketzer, wir Abgefallene von dem römisch-katholischen Irr- und Aberglauben, die wir nur die Bibel, und nicht den Papst als Statthalter und Stellvertreter Christi anerkennen, weil er nicht lehrt und predigt, wie in der Bibel steht, weil er sich ganz gegen den Ausspruch des Evangeliums zu einem zweiten Christus erhebt und als solcher angebetet seyn will, — wir gehören darum nicht zur Kirche Christi!)

Wissen denn die Heiligen im Himmel etwas von uns?

Antw. Ja, durch Gottes Offenbarung. Die Engel wissen von der Buße eines Sünders. Die Heiligen auf Erden haben zukünftige Dinge gewußt.

Können die Heiligen im Himmel von Gott für uns etwas erhalten?

Antw. Ja, sie haben solches gekonnt, da sie noch auf Erden lebten, wie vielmehr im Himmel. Das anhaltende Gebet eines Gerechten vermag viel.

Warum rufen wir einen Heiligen in dieser, einen Andern in einer andern Angelegenheit an?

Antw. Weil die Erfahrung lehrt, daß, gleichwie Gott seine Gaben unterschiedlich austheilt, also auch die Fürbitten eines Heiligen in dieser, durch die Fürbitten eines Andern in einer andern Angelegenheit, uns helfe, und seine Heiligen in dieser Welt auf verschiedene Art herrlich machen wolle.

(Ja, ruft immerfort eure Heiligen in euern Angelegenheiten an, und haltet Fürbitten für eure armen Seelen! Schon mancher eurer Heiligen hat sich auf verschiedene Art verherrlicht!)

Ist es auch billig und nützlich, daß man die Reliquien der Heiligen ehre?

Antw. Ja, denn Gott selbst ehret sie: der Herr bewahret ihre Gebeine. Ps. 33, 21. Ja, er erhält oft die Leiber unversehrt, und wirkt durch dieselben Wunder.

(O ihr wißt die Bibel ganz excellent zu interpretiren! Aus schwarz macht ihr weiß, und aus einer Mücke macht ihr einen Elephanten. Die Schlafmütze, den Flachs, den Spinnrocken, das Hemde und Kleid einer Nonne habt ihr für Reliquien der Maria — den Mantel eines Pfaffen als den des Joseph, — die Knochen und den Schädel eines Märtyrers, als die Knochen Adams und als den Kopf des ungläubigen Thomas aufbewahrt! Auch thun alle eure Reliquien, wie unter den Händen der Zauberer zu jeder Stunde Wunder, wie ihr sie bestellt. Man denke nur an die heilige Maria in St. Pelten, die an gewissen Tagen vor aller Menschen Augen weint.

Sind nicht alle Menschen Priester, wie die Unkatholischen lehren?

Antw. Nein, weil Christus nicht zu allen Christen, sondern allein zu den Aposteln gesagt hat: Das thut zu meinem Gedächtniß, nehmet hin den heiligen Geist.

(Wenn die Unkatholischen gelehrt hätten, daß alle braven, tugendhaften und frommen Menschen Priester wären, so ließe sich das auch wohl biblisch erklären, aber wir hätten dann keine Priester nöthig, die das Wort Gottes und das Evangelium lehren. Spitzbuben, Räuber und Mörder wären nach obiger Frage auch Priester? Alles geht darauf hinaus, um der katholischen Jugend die albernsten Absurditäten, allerhand Ungereimtheiten und Widersprüche gegen den gesunden Verstand der Unkatholischen einzutrichtern. Daß sich übrigens unter den katholischen Priestern in der neuern Zeit, namentlich in Italien, auch Menschen befinden, die ihrem geistlichen Berufe Schande machen, weil sie ihre Würde verlassen, und das Räuberleben vorziehen, davon gibt die Geschichte der Carbonari einen merkwürdigen Beweis. Im Jahre 1817 nahm der General Church den Chef einer Räuberbande gefangen, der früher ein wirklicher katholischer Prie-

ster war; sein Name ist Ciro Annichiarico, geb. 1783 zu Grottaglia im Neapolitanischen. Zu seiner Bande gehörten auch die Erzpriester Circino Cicillo von Cacamola, Virgina von Cornegliano, Zurbo von Valsano und Laggeri, die an kirchlichen Festtagen mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, den übrigen Räubern die heilige Messe lasen. Als diese Räuberbande ergriffen, und ihr Anführer Ciro zum Tode verurtheilt war, hielt ihm ein Missionär den Trost der Religion vor. Ciro antwortete lächelnd: „Laß das Geschwätz, denn wir sind Eines Standes, und wollen darum nicht Einer über den Andern lachen.“ Am 8. Februar 1818 wurde dieser merkwürdige Mensch enthauptet. S. Geschichte der Carbonari.)

Haben die Unkatholischen wahre Priester und Geistliche?

Antw. Nein, denn sie sind von keinem rechtmäßigen Bischofe geweiht, auch nicht rechtmäßig von Gott oder einem Menschen berufen, der hiezu Gewalt von den Aposteln empfangen. Daher haben sie auch keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, die Sacramente zu machen und auszutheilen, zu predigen u. s. w.

(Man möchte fast glauben, die katholischen Geistlichen lehrten ihrer Jugend: die Protestanten wären noch schlimmer, als die Juden und Heiden daran, sie könnten nimmer selig werden, und führen alle geraden Wegs zur Hölle, weil sie keinen Papst, keine Ablaßbriefe, keine ehelosen Priester, Mönche und Castraten, keine Ohrenbeicht, keinen Weihrauch und Weihkessel, keine Rosenkränze und Klingeln, keine Prozessionen und Wallfahrten, keine geschnizten Bilder zur Verehrung und Anrufung, keine Heiligen zur Fürsprache, keine Pontificalhabite und Bischofsmützen, keinen Krummstab, — mit einem Worte, nichts von den päpstlichen Lehren, Ceremonien und Gebräuchen haben, die in der katholischen Kirche so viel Pomp und Aufsehn, und allein selig machen, so daß die Ohren und das Zwergfell weit mehr, als der Verstand und das Herz durch die katholischen Predigten erschüttert werden.

Darf ein Katholik sich verheirathen mit einer Unkatholischen?

Antw. Selten kann es ohne schwere Sünde geschehen, sowohl wegen eigener, als der Kinder Gefahr, den wahren Glauben zu verlieren.

(Wie sie doch überall sorgsam vorzubeugen wissen, daß ja kein Schaaf von der Heerde verloren gehe, falls sich ein Katholik mit einer Protestantin vermähle. Die Kinder aus diesen Ehen, sollen dann im katholischen Glauben erzogen werden. Ist aber die Frau katholisch, und der Mann ein Protestant, dann sollen wenigstens die Töchter aus dieser Ehe selig und katholisch werden.)

Warum weihet man besonders das Wasser?

Antw. Damit durch die Anrufungen Gottes die Nachstellungen des bösen Feindes vertrieben werden, und die Gegenwart des heiligen Geistes uns beistehen möge. (Bravo!)

Warum taufet man die Glocken?

Antw. Man taufet sie nicht eigentlich, sondern weihet sie, damit die Versuchungen des bösen Geistes von denen, die auf ihren Schall in der Kirche zusammen kommen, gefährliche Ungewitter und andere Uebel abgewendet werden. (Bravissimo!)

Was sind die Beschwörungen des Teufels?

Antw. Eine demüthige Anrufung Gottes bei einem Besessenen oder noch ungetauften Menschen, mit dem Befehl, daß der böse Geist hinwegfahre. Dergleichen Gewalt hat Christus seinen Aposteln gegeben, welche bis auf den heutigen Tag in der wahren Kirche geblieben ist. (Darum gibt es auch nur noch Teufel und Teufeleien, Geister, Spuckgeschichten und Teufelsbeschwörungen unter den Katholiken und in der katholischen Kirche.)

Werden alle Menschen in der Erbsünde empfangen?

Antw. Ja, alle Menschen, Röm. 5, 21., ausgenommen die allerseligste Jungfrau Maria, denn sie war von Ewigkeit her erwählt zu einer Mutter des Sohnes Got-

tes; und es hat sich nicht geziemt, daß sie auch nur einen Augenblick durch eine Sünde verunreinigt würde.

Wodurch wird die Erbsünde hinweggenommen?

Antw. Durch die heilige Taufe. So ist nun nichts Verdammliches in denen, so in Christo Jesu sind. Römer, 8, 1.

Sind nicht alle Sünden Todsünden, wie die Unkatholischen lehren?

Antw. Nein, denn der Gerechte fällt siebenmal; Sprichw. 24, 16; dieses aber kann nicht von Todsünde verstanden werden, weil er durch solche aufhörte, gerecht zu seyn.

Wo haben wir gelehrt, daß alle Sünden Todsünden seyen? Uebrigens ist Frage und Antwort so gestellt, daß weder ein Kind, noch ein Erwachsener, der den Begriff von Todsünde nicht kennt, daraus klug werden kann. Darum ist es aber auch den katholischen Pfaffen nicht zu thun; je dunkler und unklarer die Begriffe ihrer Laien über die Lehren der verketzerten Protestanten sind, desto besser ist es, denn würde man ihnen den evangelischen Glauben der Protestanten, wie unsere Bücher ihn lehren, rein und unverfälscht darstellen, — die katholische Jugend würde bei ihrem Heranwachsen, wenn sie das Wahre von dem Falschen kennen und unterscheiden lernte, den protestantischen Glauben annehmen. Darum unterwühlen die katholischen Geistlichen in Wort und Lehre unsern Glauben, suchen sich mit ihm nicht zu befreunden, und unter tausend katholischen Geistlichen haben vielleicht nicht zehn den evangelisch-protestantischen Catechismus gelesen; deshalb herrschen auch überall in den Köpfen der Katholiken die lächerlichsten und absurdesten Vorstellungen über die Religion der Protestanten, denn der größte Haufe darf von seinen Priestern darüber keine bessere Belehrung empfangen, als der katholische Katechismus lehrt. Wo findet man in dem Katechismus der Protestanten nur eine Lästerung oder Verläumdung gegen die Katholiken? Es ist auch höchst unchristlich, schon in diesem zarten Kindesalter

sich mit Widerwillen gegen seine Buchstabenreihen abquälen, bis Dolf ihn ermahnte, sie herzusagen als Gedenkt an verlorene, und sie thaten es. Der Zweite Schreiber, so wie der Dritte Lehrer anfingen, an die Entwicklung der Sonne zu denken, und da ihnen Keiner etwas zu Hülfe kommen entschloß, so ist es den Beiden auch bei Zeiten gelungen, sich in Gedanken in die Sonne hinein zu versetzen, und sich dort zu orientiren. Diese Sonne war gegen die vorherigen Entdeckungen einen großen Schritt weiter, sie war nicht mehr Gedanken, sie war schon gedankenlich bei bestimmten bestimmten Gedanken, sie war nicht mehr Gedanken, sie war schon Gedanken, durch Gedanken und Gedanken, durch Gedanken und Gedankenreihen gegründet waren, in bestimmten Gedanken die bestimmte Gedankenreihe. Diese Gedanken der Sonnenform entsprachen in der That durchaus den Gedanken, welche Dolf und Schreiber und Lehrer über Sonne und Sonnenform gedacht hatten, so daß in dem Bestimmen und Finden über Gedanken, entstanden, und entwuchs die Sonne, die neue Sonne, die Sonne, die Dolf und Schreiber und Lehrer in ihren Gedanken, in ihren Gedanken, in ihren Gedanken,

Und die Magi aber sind einen jeglichen Abends und
Morgens. Die sind auf
Erde stehen. Abends und
Erde stehen.
Wenn sind Abends und? Sind stehen und?
Sind Erde und Sonne,
Sind Abends und Erde,
Und Sind, stehen sie Sind.
Scheine sind stehen
Und sind Sind, scheinen sind andere,
Jenige Beziehungen, ein einiges Sind,
Sind Abends und Erde.

Und Sonne so heiße Magi, sie scheinen sind die
ist sie, sie Und Sind, Erde und heiße Sind scheinen
sind?

Jenige Magi, sie ist sind,
Und Sind, Abends und sie ist sie sind,
Jenige Jenigen sind Sonnen, sie ist,
Magi Sind, ist sie,

Wasser sie jenigen Sind, ist sie.
Sie abendliche Jenigen, ist sie.
Sie abendliche Sind, ist sie.
Sie ungeheuere Magi, ist sie.
Sie unbekannte Sinne, ist sie.
Sie ungeheuere Wasser, ist sie.
Sie Wasser andere Jenigen, ist sie.
Sie ungeheuere Sinne, ist sie.
Sie ungeheuere Jenigen, ist sie.
Sie ungeheuere Jenigen, ist sie.
Sie jenige Jenigen, ist sie.
Sie jenige Jenigen, ist sie.
Sie Sinne sie Sonnen, ist sie.
Sie Sie sie Wasser, ist sie.
Sie Sinne andere Jenigen, ist sie.
Sie jenige Sind, ist sie.

Du ehrwürdiges Gefäß, b. f. m.
Du fürtreffliches Gefäß der Andacht, b. f. m.
Du geistliche Rose, b. f. m.
Du Lilie der Jungfrauen, b. f. m.
Du Thurm Davids, b. f. m.
Du elfenbeinerner Thurm, b. f. m.
Du goldenes Haus, b. f. m.
Du Arche des Bundes, b. f. m.
Du Pforte des Himmels, b. f. m.
Du Morgenstern, b. f. m.
Du Heil der Kranken, b. f. m.
Du Zuflucht der Sünder, b. f. m.
Du Trösterin der Betrübten, b. f. m.
Du Helferin der Christen, b. f. m.
Du Königin der Engel, b. f. m.
Du Königin der Patriarchen, b. f. m.
Du Königin der Propheten, b. f. m.
Du Königin der Apostel, b. f. m.
Du Königin der Märtyrer, b. f. m.
Du Königin der Beichtiger, b. f. m.
Du Königin der Jungfrauen, b. f. m.
Du Königin aller Heiligen, b. f. m.

Unter Deinen Schutz und Schirm fliehe ich, verschmähe nicht mein Gebet in meinen Nöthen, sondern erlöse mich von aller Gefährlichkeit, o du glorwürdige und gebenedeite Jungfrau, unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin, versöhne mich Deinem Sohne, befiehl mich Deinem Sohne, stelle mich vor Deinen Sohn.

Amen.

Es ist durchaus nöthig, daß der sich in Gefahr befindende Unkatholische, bei Hersagung dieser Litanei nicht das Gesicht verziehe, sondern sich so ernsthaft als möglich stelle; fällt er dabei auf seine Knie und küßt den hölzernen Pfahl, woran das Mutter-Gottesbild befestigt ist, so macht es bei den umstehenden Katholiken noch mehr Eindruck; sie lassen ihn sogleich wieder los, und beschenken ihn noch obendrein mit Birnen, Aepfeln oder Kirschen, die an den

Landstraßen wachsen. Ich bin Zeuge gewesen, wie ein Protestant niederer Classe, auf seiner Wanderung sich nur dadurch vor den Prügeln der Katholiken sicher stellte, daß er diese Litanei wörtlich nachsagte und den hölzernen Pfahl küßte, weil er über einen Katholiken gelacht, der vor einem Marienbilde vorüberging, seinen Hut abzog und mit der Hand die drei Kreuze auf Stirn, Mund und Brust machte. Man beschenkte den Protestanten nach dieser Lection mit Obst von den um das Bild stehenden Bäumen. Ich saß indeß ruhig in meinem Wagen, und sah die ganze Ketzer-Geschichte mit betrübtem Herzen an.

## Anmerkung IV. zu S. 145.

Ob wir, oder unsere Enkel, oder noch spätere Jahrhunderte den Tag erleben werden, wo dieser Rächer erscheint, und das Grab des Herrn und Constantinopel nicht mehr in der Gewalt der Ungläubigen ist, — wer kann das wissen! Merkwürdig ist aber für die Christenheit der 29. Mai des Jahres 1453, wo Constantinopel, der Sitz der durch Glaubensmeinungen und Religionsartikel von der abendländischen römisch-katholischen Kirche getrennten griechischen Kaiser, nach einer 53tägigen Belagerung von den Türken mit Sturm erobert und Kaiser Constantin Palaeologus selbst im Getümmel der Schlacht seinen Tod, und unter den Ruinen seiner Hauptstadt sein Grab fand. Mit diesem Tage war das Schicksal der morgenländischen Christen entschieden. Sclaverei war ihr Loos, und die Türken seitdem ihre Herren. Schon im Jahre 1422 stand Amurath II. vor den Thoren Constantinopels; aber die Stunde dieser Kaiserstadt war noch nicht gekommen, die inneren Unruhen in Amuraths Reiche zwangen ihn, nach einer zweimonatlichen Belagerung, sich mit einem jährlichen Tribut und der Einräumung des Gebiets, das den christlichen Kaisern noch außerhalb Constantinopels und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen. Die

Gründung des gesellschaftlichen und staatsrechtlichen Zustandes eben diese Absicht, warum sie von den Gesetzen, welche die Bedingungen gesellschaftlicher Lage bei den einzelnen Menschen bestimmen, abhängig sind. Denn da diese Gesetze, welche die Verbindungen unter einander bestimmen, die Quelle jener Zustände sind, aus der Entstehung der Gesellschaften und staatsrechtlichen Verhältnisse fließen, so können sie nur durch Beziehung auf diese Absicht gerechtfertigt werden. Und da diese Absicht durch die Natur der Sache gesetzlich, weitere Gesetze ausser solchen in dieser Natur und Gesetzmäßigkeit nach Zweck und Mittel, aber materielle Gesetze, wandelnde Normen, welche sonach sich ändern, die Gesetzgebung aber die Natur der Sache nicht ändern kann, nicht möglich sind, so ist das Gesetz zur Ordnung derselben, und weniger Sache von der Ordnung Gesetzgebung, der Gesetzgeber Mittel und Werkzeug seiner Ausführung. Und so ist die Bestimmung der Verfassung Aufgabe zu setzen, in ihrer Natur und Gesetzmäßigkeit, und nicht Gesetzgebung, und ist die Existenz der gesellschaftlichen Kreise vorausgesetzt voraus. Die Lehre also setzend der deutschen Lehre der Monopolisten, Herbart VII, Schleiermacher, in Beziehung. Die Verfassung leitet die Natur und Zweck, und nicht Gesetzgebung, und ist Gesetzgebung Mittel und Werkzeug, so daß die Natur der Sache die Norm zu formen habe durch Gesetze. Man stellt, einen gewissen Gesichtspunkt, einen Zweck, einen Grundsatz, eine Verordnung, die ist gut oder nicht gut, und da von Verschiedenen einer Verfassung verschiedene Ansichten, Zwecke, Grundsätze, Verordnungen und einem Gesetzgeber viele Art Gesetze die verschiedensten sind, Recht einer und gesetzmäßiger Verfassung kann der Natur nach Gesetzmäßigkeit gemäß nicht nur Gesetzes verlangen.

Und so ist die Lehre, welche jene Bedeutungen an einem Gesetze, einer Verordnung, einer Verfassung beilegt, die Natur der Sache und einer Verfassung nicht und der Natur der Sache gemäß nicht, sondern ist

gen christlichen Mächten Gehör zu finden. Die Kronen von Ungarn und Polen waren damals auf dem Haupte Ladislaus vereinigt, einem jungen feurigen Prinzen, dessen Interesse es erforderte, die Macht der Türken zu schwächen. An Johann Hunniades, dem Woiwoden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abenteurer, hatte er einen tüchtigen General. Der griechische Kaiser versprach nach Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Name eines Religionskriegs war hinreichend, die Gemüther der Polen und Ungarn zu entflammen. Auch rechnete man auf die Hülfe von Venedig und Genua. Die Bedenklichkeiten räumte die Beredtsamkeit des päpstlichen Legaten hinweg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus ging im Jahre 1443 über die Donau. Das Glück begleitete ihn, denn die Türken boten ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Friede an, den Ladislaus annahm, und die Türken hatten mit geringen Aufopferungen ein Ungewitter abgewendet, das ihrer europäischen Herrschaft den Untergang drohte. Der Papst aber, und die mit ihm Verbundenen, waren mit diesem Frieden unzufrieden, denn die Absicht des Feldzugs war verfehlt. Die Klagen waren allgemein. Jetzt, sagte man, sey der günstige Zeitpunkt, diesen Erbfeind der Christenheit auszurotten: die Flotten Venedigs und Genuas hätten den Hellespont besetzt, die Griechen selbst hätten sich gerüstet, und was wichtiger sey, als dies Alles, in den türkisch-asiatischen Provinzen sey ein heftiger Aufruhr gegen Amurath ausgebrochen. Dies Letztere vorzüglich und die Beredtsamkeit des päpstlichen Legaten, daß Ladislaus durch den geschlossenen Frieden mit den Ungläubigen ein Verräther der Christenheit geworden und nicht verpflichtet sey, diesen Frieden zu halten, bewog den König Ladislaus, den Friedensvertrag zu brechen, und den Wünschen des Papstes nachzugeben. Im Jahr 1444 ging er mit seiner Armee wieder über die Donau, und seine Truppen rückten ohne großen Widerstand in die türkischen Provinzen ein, bis Sultan Amurath selbst an der Spitze eines Heeres

von 60,000 Mann, bei Varna in Bulgarien, ihnen entgegen kam, nachdem er zuvor den Admiral der Genuesischen Flotte bestochen hatte, ihm den Uebergang über den Hellespont zu erleichtern, den Genuas Flotte besetzt hielt. So treulos handelten die Christen gegen einander! Die ersten Pflichten der Religion vergaßen sie im Angesicht der Türken, um aufs Neue den Verräther zu spielen an dem, dessen Namen sie mit Ehrfurcht nannten! der der Stifter ihrer Religion war, und dessen Grab sie aus den Händen der Ungläubigen befreien wollten! Bei Varna ward das Schicksal des christlichen Heeres entschieden. Am 10. Nov. 1444 kam es zur Schlacht; 10,000 Christen fielen, und mit ihnen der König Ladislaus selbst, den Amuraths eigene Lanze vom Pferde warf. Der abgehauene Kopf des Königs war den Türken das Panier des Siegs, und den Christen das Signal zur Flucht!

So sank die letzte Stütze des griechischen Kaiserthums!

Nur ungern hatten die Türken bisher der beabsichtigten Vereinigung der morgenländischen und abendländischen christlichen Kirche zugesehen. Der Friedensbruch des Königs Ladislaus überzeugte sie, daß keine Sicherheit für sie zu hoffen wäre, so lange Constantinopel der Sitz des griechischen Kaisers und diese Hauptstadt nicht in ihrer Gewalt sey.

Nicht Amurath dem II., aber seinem, an Heldensinn größeren Sohne, Mahomet II., war es vorbehalten, diesen Eroberungsplan auszuführen. Kaum hatte er, nach dem Tode seines Vaters, 1451 den Thron bestiegen, so beschäftigten ihn die Entwürfe zum Sturz des griechischen Kaiserthums. Der neue griechische Kaiser, Constantin Palaeologus, der seinem, 1448 verstorbenen Bruder, Johann Palaeologus, in der Regierung folgte, war zu unvermögend und hülflos, den Unternehmungen der Türken entgegen zu arbeiten, die mit Trotz und Hohn in der Nähe Constantinopels festen Fuß gefaßt hatten. Er mußte seinem Untergange ruhig entgegen sehen, ohne von den christlichen Mächten zu seiner Rettung Hoffnung zu

erhalten. Schon hatten die Türken den Canal am schwarzen Meere in ihrer Gewalt, um der Kaiserstadt die Zufuhr zu Wasser abzuschneiden. Der Uebermuth der Türken erbitterte die Griechen, und es kam im Juni 1452 im Angesicht der Hauptstadt zu einem Gefecht, das als Signal der Feindseligkeiten angesehen wurde. Die Thore Constantinopels wurden geschlossen und aller Verkehr hörte auf. Mahomet vollendete seine Festungswerke an der europäischen Küste, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, und rüstete sich zur Belagerung der bedrängten Kaiserstadt. Im westlichen Europa war kein Beistand für die Griechen zu hoffen.

Mit 250,000 Mann erschien Mahomet II. am 6. April 1453 vor den Thoren Constantinopels. Die kleinern griechischen Städte hatten sich bereits seiner Macht unterworfen. Die türkische Flotte bedeckte das schwarze Meer, und hielt die beiden Meerengen besetzt, denn der Eingang zum Hafen war von den Griechen mit einer Kette gesperrt worden. Drei Seiten der Kaiserstadt, von der Spitze des Hafens bis an das Schloß der sieben Thürme, waren von den Türken eingeschlossen. Sultan Mahomet II. forderte von den Griechen anfangs nur Tribut und Uebergang zur türkischen Religion; da diese Vorschläge verworfen wurden, so erklärte er, daß er entweder den Thron von Constantinopel besteigen, oder sein Grab vor ihren Mauern finden wolle. Mehrere Stürme hatten die Griechen durch Muth und Tapferkeit glücklich abgeschlagen; der Kaiser Constantin selbst ging ihnen mit Entschlossenheit als Beispiel voran. Constantinopel war von der Landseite mit einer doppelten Mauer und mit einem tiefen Graben umgeben. Von 14 Batterien der Türken ward die vordere Mauer fortwährend beschossen, um durch die Oeffnungen zu dringen und den Graben auszufüllen. Die Thätigkeit der Griechen ermüdete nicht; sie leerten des Nachts den von den Türken mit Faschinen gefüllten Graben, und besserten die beschädigten Thürme und ihre Mauern aus, steckten auch die hölzernen Thürme der Feinde im Dunkel der

Nacht in Brand, und vereitelten mit ihren schwachen Kräften wiederholt die Angriffe der Ungläubigen. Aber wie einst Hannibal die Felsen mit Essig zu sprengen versuchte, um sich einen Durchgang über die Alpen zu bahnen, so beschloß Mahomet II. seine Schiffe zu Land in den Hafen von Constantinopel zu bringen, was ihm zu Wasser nicht glückte, da seine Schiffe in zu schlechtem Zustande waren, um die im Hafen vorgezogenen Ketten zu sprengen. Um die Vorstadt Galata bahnte er einen Weg, den er mit Bretern und Walzen belegte, und ließ in Einer Nacht 80 leichte Fahrzeuge aufs Ufer und von da auf der andern Seite wieder hinab ins Wasser schaffen. So erschien der Sultan unerwartet mit einer schwimmenden Batterie im Hafen, und jagte dadurch den Christen Furcht und Schrecken ein. Von allen Seiten wurde nun die Kaiserstadt beschossen, und der 29ste Mai des Jahres 1453, der 53ste Tag nach dem ersten Angriff, ward nach astrologischen Deutungen zum Sturm erwählt. Zum letztenmal richteten die Griechen und der Kaiser in der Sophienkirche ihre Gebete zur Gottheit, und erflehten Hülfe und Rettung! Aber die letzte Stunde war gekommen, und die Christen sahen ein, daß nur der Geist der Feindschaft, der Haß verschiedener Religionsmeinungen, der Geist des Widerspruchs unter ihnen, den Sturz des morgenländischen Kaiserthums herbeigeführt habe, der nie erfolgt wäre, hätten sie die Lehren des göttlichen Stifters der christlichen Religion gefaßt, und in Einigkeit sich die Hand zur Versöhnung gereicht, zu einem treuen Bündniß in Freundschaft und Liebe!

„Gott ist Gott, und Mahomet ist sein Prophet!“ ertönte in der Nacht vor dem schreckensvollen Tage von allen Seiten als Feldgeschrei im Lager der Türken. Die Wachfeuer der Ungläubigen schienen den Horizont in Flammen zu setzen, und die Griechen hörten ihr Todesurtheil! Kaum hatte der Tag begonnen, der das Blut vieler Tausende fließen und die Fahnen der Osmanen auf den Mauern Constantinopels sehen sollte, so nahten sich die türki-

schen Schiffe und Truppen den Mauern, und aus allen Feuerschlünden verkündete der Tod sein furchtbares Gericht. Die vordere Mauer an der westlichen Seite der Stadt, in der Nähe des Hafens, ward bald niedergeschossen und ein Theil des Grabens ausgefüllt. Bei dem unaufhörlichen Vordringen der Feinde durch die Mauer, verfehlte keins der griechischen Geschosse seinen Mann, und die gefallenen Türken füllten mit den hinabgeworfenen Faschinen bald den Graben aus. Mahomet ließ immer neue Schaaren vorrücken, so daß die große Masse der Türken die Zahl der Pfeile und Kugeln der Griechen weit übertraf. Die Leichen und die Ruinen der Mauern bahnten endlich dem Corps der Janitscharen, an deren Spitze Mahomet selbst vordrang, den Weg durch den Graben; die Sturmleitern wurden geworfen, und wie Ameisen kletterten die Türken in zahlloser Menge an der zweiten Mauer hinan. Tausende wurden von den Säbeln der Griechen auf der Mauer durchbohrt; aber die kleine Zahl der Vertheidiger sank mit jedem Augenblicke, denn immer neue Schaaren des Sultans schritten über die Leichen ihrer Kameraden, so daß der Kaiser Constantin Palaeologus seinen Purpur von sich warf, und mit dem Rest seiner Tapfern den Heldentod starb! Zu gleicher Zeit, wo die Türken von der Landseite die Mauern erstiegen, öffneten sie sich von der Hafenseite einen Eingang in die Stadt, und die Eroberung war in wenig Stunden vollendet. Bald darauf hielt Sultan Mahomet II. seinen triumphirenden Einzug in seine neue Hauptstadt. Den Jammer der unglücklichen Griechen, die Rache und die Greuelthaten der Türken, und das Schicksal der unglücklichen kaiserlichen Familie hier zu beschreiben, liegt ausser den Grenzen dieser kurzen Bemerkungen, zu denen mich die Worte des russischen Archimandriten an den Kaiser Alexander veranlaßten, „daß die jetzt bedrängten griechischen Christen keinen Retter fänden, und das verspottete Kreuz des Herrn keinen Rächer!“

## Anmerkung V, zu S. 185.

Das blaue Buch, das in Deutschland nicht sehr bekannt ist, erhielt diesen Namen von seinem blauen Umschlag. Der Generalsecretär Ulrich in Strasburg soll der Verfasser seyn. Im Jahre 1795 erschien es unter dem Titel: Recueil des Pièces authentiques servant à l'histoire de la révolution de Strasbourg, où les actes des Représentants du peuple, en mission dans le Département du bas-Rhin sous la regne de la Tyrannie, des Comités et Commissions révolutionnaires, de la Propagande, et de la société des Jacobins à Strasbourg. Es enthält in merkwürdigen Aktenstücken, Urkunden und Briefen die empörendsten Greuelthaten, die eine christliche Nation entehren, die auf einer hohen Stufe der Bildung zu stehen glaubte, und doch an Grausamkeit und Gottlosigkeit die wildesten Horden der Barbaren weit übertraf, die ihre allein seligmachende Kirche verhöhnte und verspottete, ihre Priester und Tempel schändete, die abscheulichsten Thaten vor den Augen der Welt ausübte, mit jedem neuen Tage ihre Raub- und Mordbegier wiederholte, und das Blut ihrer Brüder mit frecher Stirn zu ihren Füßen fließen sah! Dieß Buch enthält die kräftigsten Gegenmittel gegen das Bestreben einer Revolution, denn jeder wahre Christ wird mit Abscheu sein Auge abwenden von diesen Scenen der empörten Volkswuth, und mit Bedauern auf die französische Nation zurückblicken, die später unter Napoleon Europa und der Welt Gesetze vorschreiben wollte!

Vom Oct. 1793 bis Aug. 1794 übten wilde Volksrepräsentanten, der Jacobiner-Club, dann das Tribunal révolutionnaire, die aus dem Jacobiner-Club gezogene Comité central, ferner die sogenannte Propagande, oder ein Ausschuß von Missionarien des Jacobiner-Clubs in den umliegenden Städten, endlich die vornehmsten Civil- und Militär-Gewalten, unter welchen sich der Maire Monet, ein Savoyarde, vorzüglich auszeichnete, solche Grausamkeiten und Erpressungen und einen Hohn in ihren

Grausamkeiten aus, daß man nicht begreift, wie Strasburg dadurch nicht gänzlich aufgerieben worden. Die fluchwürdigsten Ungeheuer, die in Strasburg wütheten, waren die Volksrepräsentanten Milhaud und Guyardin, vorzüglich aber St. Jüst und Le Bas, die im Oct. 1793 mit unumschränkter Gewalt in das Elsaß kamen.

Der frühere Maire Dietrich begünstigte mehrere Fremdlinge, die in den ersten Jahren der Revolution nach Strasburg kamen, und vorgaben, sie wären um ihrer Freiheit willen verfolgt und gezwungen worden, in dem Lande der neuen Freiheit einen Zufluchtsort gegen Despoten und ihre Sclaven zu suchen. Unter Dietrichs Schutze nahm man diese Märtyrer der Freiheit gastfreundlich in Strasburg auf, und unter diesen neuen Ankömmlingen machten sich bald Eulogius Schneider, ein deutscher Mönch, Laveau, ehemaliger Lehrer der französischen Sprache in Berlin und Stuttgart (gab später den Courier de Strasbourg heraus), Monet (nachheriger Maire von Strasburg) und ein gewißer Teterel aus Lyon sehr merkwürdig. Der Maire Dietrich wurde gefänglich eingezogen, und er schrieb aus seiner Verhaftung:

„Der Maire war abgesetzt, und alle Straßen ertönten von dem Geschrei: es lebe der Maire! In dem Gemeindehause sah und hörte man nichts, als Thränen und Seufzer. Die Stimme einer ganzen Stadt erhebt sich nicht so leicht zu Gunsten einer treulosen Magistratsperson. Man kann die Gunst des Volks eine kurze Zeit überraschen, aber während einer Verwaltung von drei Jahren kann man seine Mitbürger nicht hintergehen. In dem Augenblick des Unglücks schweigt oft das herzlichste Wohlwollen, — weit entfernt, daß die Schmeichelei sich hören lassen sollte. Mitten in einer unerwarteten Revolution kann der unbescholtenste Beamte nicht einmal auf ein verdientes Zutrauen rechnen, vielweniger ist ein Intriguant im Stande, dem gerechten Verdachte zu entgehen. Diese so kostbare und seltene Zuneigung und Achtung, dieses Zutrauen habe ich drei Jahre lang genossen, und habe

sie in dem Augenblick erhalten, wo es so gewöhnlich ist, sie zu verlieren, so daß der Tag meines Falles der schönste Tag meines Triumphs war!"

Dennoch wurde Dietrich zu Anfang des Jahres 1794 mit vielen Andern guillotinirt. Der Nationalconvent erklärte ihn den 31. August 1795 für unschuldig, und gab seiner Familie die eingezogenen Güter zurück, aber das Leben des Unschuldigen konnte man nicht wiedergeben!

Am 10. August 1792 hatte die Nationalversammlung in Paris den König als Haupt der ausübenden Gewalt abgesetzt.

Das furchtbare Revolutionstribunal in Paris war schon am 28. März 1793 errichtet worden, aber es trat mit allen andern Tribunalen, so auch in Strasburg, nicht eher in volle Thätigkeit, als nach dem Gesetz gegen die Verdächtigen, welches der National-Convent am 17. Septbr. bekannt machte, und wodurch ganz Frankreich mit Bastillen und alle Blutgerüste mit Leichnamen bedeckt wurden.

Das Recht zu verhaften, übten nicht bloß die Repräsentanten des Volks, nicht bloß die ordentlichen und ausserordentlichen öffentlichen Autoritäten, der Sicherheitsausschuß, die Propagande, die Volksgesellschaft, das Revolutionstribunal und dessen Emissäre, die Verwaltungsbehörden der Departements, der Districte und Gemeinden, sondern auch einzelne Beamte oder Mitglieder der genannten Behörden und Gesellschaften, am meisten der Maire Monet und der Commandant von Strasburg, der General Dieche, aus. Diese zwei Menschen gaben Verhaftsbefehle, ohne den Behörden, zu welchen sie gehörten, oder unter welchen sie standen, die geringste Nachricht zu geben, ohne nur die Namen der Verhafteten und die Ursachen ihrer Verhaftung aufzeichnen zu lassen. Die Verhaftsbefehle wurden eben so leichtsinnig vollstreckt, als gegeben. Man irrte sich nicht selten in den Personen, und bemächtigte sich eines Andern mit gleichem Namen, den man nicht hatte einkerkern und hinrichten wollen! Diese Freiheitsräuber vergaßen in kurzer Zeit die Namen der

Unglücklichen, die sie nach Willkür, aus Haß, oder nach ungeprüften Angaben von Denuncianten hatten festsetzen lassen. In den Gefängnissen Strasburgs waren viele hunderte von Personen, von denen entweder die Namen oder die Ursachen ihrer Einkerkerung ganz unbekannt waren. Mehreve brave Bürger erschossen sich in dem Augenblick, wo ihnen ihre Verhaftung angekündigt wurde. Zwei Drittheile der Gefangenen fielen durch schlechte Nahrung und verpestete Luft in den Gefängnissen oft in wenig Tagen krank darnieder, oder starben durch Kummer und Sorgen. Vergebens hofften die Kranken Trost und Erquickung von den Ihrigen zu erhalten. So fiel, um nur ein Beispiel anzuführen, ein angesehener Familienvater in eine tödtliche Krankheit; die Aerzte meldeten die nahe Todesgefahr, und seine Kinder baten den Maire Monet fußfällig, ihnen zu erlauben, in den letzten Augenblicken ihres sterbenden Vaters bei ihm seyn zu dürfen. Monet blieb drei Tage unerbittlich. Als er aber hörte, daß der Vater verschieden sey, gestattete er den Kindern, den verblaßten Leichnam ihres Vaters zu betrachten, den sie vielleicht durch ihre Sorgfalt gerettet hätten. Eben so wenig gab Monet zu, daß die Gefangenen die Ihrigen in der Stunde des Todes besuchen dürften. Die unglückliche Gattin eines Verhafteten, die sich ihrer Auflösung nahe fühlte, wünschte nichts sehnlicher, und bat um nichts, als um das Glück, ihren Gatten noch einmal zu sehen. Monet schlug diese Bitte ab. Die Kranke starb in Verzweiflung. Einige Monate nachher befahl ein Volksrepräsentant die Entlassung des gefangenen Gatten, weil man nicht die entfernteste Spur weder eines Verhaftsbefehls, noch eines Verbrechens fand, weßhalb er eingezogen wurde! Als nach Robespierre's Sturz (27. Juli 1794) das Comité der öffentlichen Wohlfahrt ein Verzeichniß der Namen von den Verhafteten und den Ursachen ihrer Verhaftung verlangte, mußte die Municipalität Commissäre in die Gefängnisse schicken, und die Gefangenen selbst um ihre Namen und die Ursachen ihrer Einkerkerung fragen lassen. Im Mai

und Juni 1794 waren noch über 3000 Hausväter und Hausmütter in den Strasburger Gefängnissen, und darunter nur ein Fünftel ledige Personen.

Nachdem der Volksrepräsentant Boudot im Jacobiner-Club öffentlich geäussert hatte, daß die Republik in Einem Augenblicke, mit Einem Streiche alle Feinde der Freiheit vernichten sollte, wenn sie auch eine Million betrügen, so glaubten die übrigen Jacobiner, sie wären um so größere Patrioten, je henkermäßiger sie über Tyrannen, über Aristokraten und besonders über die in den Gefängnissen eingesperrten Verdächtigen ihr Todesurtheil sprächen. „Ließ nicht Herodes alle Kinder umbringen, die in seinem Reiche geboren wurden?" sprach der Präsident der Jacobiner in einer öffentlichen Rede. „War die katholische Kirche nicht gleich vom Anfange an verfolgend, so bald sie die Oberhand erhielt? Ihr kennt die Geschichte von Constantin und die Verfolgung der Albigenser. Ihr wißt, wie viel Blut der Ehrgeiz der Könige von Portugal und Spanien in der neuen Welt hat vergießen lassen. Soll ich euch die vielen Tausende von Unglücklichen in's Gedächtniß zurückrufen, welche die Inquisition im Namen Gottes aufgeopfert hat? oder den Wiederruf des Edicts von Nantes durch den ehrlosen Ludwig XIV. und sein frömmelndes Kebsweib? Ein Wiederruf, der unserm Vaterlande über 150,000 Familien durch das Schwert oder durch Auswanderung entrissen hat! Wie können die Tyrannen nach solchen Beispielen das Herz haben, die Maßregeln der Revolution zu tadeln? Die Maßregel, verdächtige Menschen auszurotten, ist nothwendig, sie wirft die heimlichen Feinde nieder, und zwingt die Verräther, sich in den Staub zu verkriechen. Die Frage ist nur, wie man diese Maßregel schnell zur Ausführung bringen kann." „Was kümmert es uns," sprachen Andere, „daß einige Unschuldige mit den Schuldigen umkommen? Laßt uns septembrisiren (morden, wie in Paris, im September 1792), und alle Verhaftete ohne Unterschied abthun, damit wir bald eine ähnliche Operation

wieder vornehmen können.“ O ihr katholischen Christen! hat euch eure allein seligmachende Kirche wieder selig gesprochen? oder habt ihr unter Napoleon eure Gewissen und eure Dolche im Blute der Deutschen gereinigt?!

Der Maire Monet war Urheber und das Haupt der Propagande, das heißt: einer aus wohl 60 Personen bestehenden Versammlung von Mitgliedern der Volksgesellschaften aller um Strasburg liegenden Städte; sie sollten den republikanischen Patriotismus der Strasburger und übrigen Elsaßer zur höchsten Begeisterung erheben. Diese Propagandisten schalten über das Leben, über die Freiheit und das Eigenthum der Strasburger eben so unumschränkt, als das Revolutionstribunal und der Sicherheitsausschuß, deren Vorsitzer Monet war. Die Priester der heiligen Propagande kündigten ihre Mission durch ihr ausgezeichnetes Äußere an. Sie trugen, außer großen Schnurrbärten, rothe Mützen und lange Redingcote (Reit- oder Oberröcke), über welche große Säbel geschnallt waren. In diesem Aufzuge stolzirten sie durch die Straßen, und musterten die Truppen. Sie hielten Proclamationen, worin sie ihre Sendung und ihren Beruf verkündigten. Im Münster hielten sie ihre erste Versammlung, und entwikkelten daselbst die Grundsätze der republikanischen Freiheit. „Sie stellten dem Volke das Ungeheuer des Fanatismus in seiner ganzen Häßlichkeit dar,“ heißt es im blauen Buche; „sie zeigten den Priester, stets im Einverständnisse mit den Tyrannen zur Unterdrückung des menschlichen Geschlechts, wie er den Namen des Himmels dazu mißbrauchte, um den Menschen ihre natürlichen Rechte zu rauben. Sie setzten das Glück auseinander, zu welchem die Natur den Menschen rufe, das Aberglaube und Despotismus aber viele Jahrhunderte hindurch ihm geraubt habe. Sie bewiesen, daß die Zeit der Wahrheit gekommen sey, daß man die Irrthümer nicht mehr schonen, und gerade diejenigen für die gefährlichsten halten müsse, welche man so lange geheiligt habe. Sie zeigten, daß Ehrgeiz und

Selbstsucht alle Lehren erfunden, womit die Priester den Geist der Sterblichen so lange geblendet hätten. Sie nannten alle Priester schlaue Gaukler, deren Künste man vernichten müsse. Ihrer Meinung nach könnten die Priester aller Religionen sich nur dadurch als ächte Freunde der Freiheit und Gleichheit bewähren, daß sie ihre Privilegien auf dem Altare der Vernunft opferten, und alle ihre Lehrsätze für Betrügereien erklärten." Ferner heißt es; „Das Volk wurde von den großen Wahrheiten der Propagandisten durchdrungen, daß das höchste Wesen keinen andern seiner würdigeren Tempel habe, als das Universum und das Herz des rechtschaffenen Mannes. Ein Glied dieser Gesellschaft bat das Volk, daß es seine Gesinnungen über die Priester äußern möchte. Die Antwort war ein Schwur, daß es keine Priester mehr haben wolle. Der Maire nahm diesen Eid ab, und kündigte an, daß man am ersten Dekadentage den Münster zu einem Tempel der Vernunft einweihen wollte. Am 18. Nov. 1793 ward das Fest der Vernunft gefeiert; das Volk hatte erklärt, daß es keinen andern Gottesdienst anerkenne, als den der Vernunft, und keine andere Religion, als die der Natur. Es hatte feierlich allen Aberglauben abgeschworen; es hatte beschlossen, die Gottheit zu verehren, die es an die Stelle der alten lächerlichen Götzen gesetzt habe. Dieser Tempel der Vernunft, sagte man, ist fünfzehn Jahrhunderte der Schauplatz des Wahns und des Betrugs gewesen; die Philosophie erscholl, und in drei Tagen war er gereinigt von allem lächerlichen Prunk, den einst die Ceremonien des Fanatismus schmückten. Der Maire bestieg im Tempel der Vernunft die Tribune, und sprach: Armuth predigen sie unter Goldhaufen, Mäßigkeit unter prächtigen Bachanalien, Keuschheit im Arm der Buhlerin! Diese Ungeheuer, diese Priester, — ha, ihr Reich ist dahin! Wir brauchen keine Priester mehr, keine Harlekinspossen! Wir brauchen gesellschaftliche Tugenden!" — Eulogius Schneider, der Priester, der sein Priesterthum in den Armen der Weiber abgeschworen, enthüllte nunmehr das Lächerliche der

geoffenbarten Religionen, worauf eine große Anzahl katholischer Priester die Tribunen bestiegen, und ihre Irrthümer abschworen. Ein Mitglied der Versammlung bemerkte, daß kein Priester der Lehre Moses oder Luthers mit im Tempel der Vernunft sey, um seinen Aberglauben abzuschwören. Aber sogleich trat ein protestantischer Priester auf, um sich auf das Evangelium zu berufen. Der Schwätzer wurde ausgezischt, und das Volk rief ihm zu: „Wir wollen deine Dummheiten nicht! Fort mit dir! Er mußte einen Ort verlassen, den er durch seine Gegenwart entheiligte.“ Man behauptete, daß die großen öffentlichen Tugenden zur Zeit der Revolution über die kleinen häuslichen Tugenden siegen müßten. Man verbrannte vor dem Altar der Vernunft einige vom Papste heilig gesprochene Gebeine und pergamentne Ablaßbriefe. Dann begab sich das Volk auf den Platz der Responsabilität, wo es einen Scheiterhaufen anzündete, und unter Freudengeschrei fünfzehn Wagen geschriebener königlicher Verordnungen und Befehle, Religionsbücher u. s. w. in die Flammen warf. Das Volk tanzte dann um den Freiheitsbaum, und sang patriotische Lieder in den Straßen. Die Widersetzlichkeit der protestantischen Geistlichen in Straßburg veranlaßte in dem versammelten Club der Jakobiner die empörendsten Vorschläge. Gefängniß und Vertreibung sollte alle protestantische Geistliche treffen, die ihren Glauben nicht geradezu verläugnen würden, weßhalb Viele ihr Amt niederlegten und auswanderten. Von dieser Zeit an hörten alle Religionsgebräuche in Strasburg auf, kein Sonntag durfte gefeiert, kein Kind öffentlich getauft, kein Ehepaar eingesegnet, kein öffentliches Leichenbegängniß gehalten werden, denn dieß Alles war damals der Vernunft entgegen. Die Kirchen wurden verschlossen, oder als Magazine und Viehställe gebraucht. Diese Unterdrückung aller öffentlichen Gottesverehrung und des Unterrichts ꝛc. ꝛc. dauerte sechzehn Monate hindurch. Es ging den Juden nicht besser, als den Christen; man untersagte ihnen, ihre Bärte wachsen und ihre Kinder beschneiden zu lassen, den Sabbath zu

feiern und hebräisch zu reden; über ihre jüdischen Bücher, deren man habhaft werden konnte, wurde ein Auto da fé gehalten. Man wollte die Juden zwingen, Christinnen zu heirathen. Die Propagande schaffte in der Volksgesellschaft und im Tempel der Vernunft die deutsche Sprache ab. Die Bibliothek in Strasburg wurde in ein Fouragemagazin verwandelt. Der Jakobiner Teterel trug darauf an, den Münsterthurm als einen Feind der republikanischen Gleichheit abzutragen, und nur die Schwierigkeit der Ausführung vereitelte den Plan; dagegen wurde ein anderes Arreté vollzogen, binnen 8 Tagen alle Statuen am Tempel der Vernunft abzuschlagen. Noch jetzt sieht man die Spuren dieser Raserei. Deutsche Inschriften auf Grabsteinen, an Gebäuden, an Tafeln, auf Schildern und Wappen wurden ausgekratzt. Die deutsche Sprache hieß man die barbarische, oder die Sprache des Despotismus. An die Frauen und Mädchen erging eine Proclamation, die deutschen Moden abzulegen, da ihre Herzen französisch wären.

Als die Propagandisten sich wieder aus Strasburg entfernten, meldeten die Jacobiner dem Convent in Paris alles das „Gute," was diese gestiftet hätten, und bedauerten, daß sie den Beistand dieser Sanscülotten nun entbehren müßten.

Die Departements-Verwaltung schrieb am 2. Juli 1794 folgenden Brief an den Volksrepräsentanten Hentz, dermaligen Abgeordneten bei der Rhein- und Mosel-Armee:

„Die Franken öffnen endlich ihre lange verfinsterten Augen dem Lichte. Sie haben die Heuchelei der Priester entlarvt. Sie haben die Plagen des menschlichen Geschlechts aus ihrer Mitte verbannt, und der übrigen Welt ein erhabenes Beispiel gegeben, indem sie dem höchsten Wesen künftig das einzige seiner würdige Opfer darbieten, das Opfer reiner, tugendhafter und freier Herzen, die sich groß genug fühlen, der Gottheit ihren Dank und ihre Wünsche unmittelbar darzubringen, ohne die Dazwischenkunft von Geschöpfen, die sich unverschämt zwischen die Gottheit und das menschliche Geschlecht stellten, um jene zu entehren und

vor diesem ihre Verbrechen zu beschönigen. Eben diese Menschen, Bürgerrepräsentanten, verhüllen sich jetzt in den Mantel des Patriotismus. Sie kündigen sich listig als die Stützen der Revolution an. Sie schmeicheln das Volk, um dasselbe desto besser zu hintergehen, um ihre alte Macht wieder zu erlangen, die Rechte des Menschen zu vernichten, und das schimpfliche Reich der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Vorurtheile von Neuem zu gründen. Sie sind Schlangen, welche darnach dürsten, den theilnehmenden Busen zu zerreissen, der sie erwärmt. Das wiedergeborne Frankreich darf nicht länger durch diese hassenswürdigen Geschöpfe befleckt werden, die blos leben, um unser Land mit Elend und Verbrechen zu bedecken. Eine falsche oder strafbare Deutung und Ausdehnung der Freiheit des Gottesdienstes muß nicht das Grab unserer Freiheit werden. Unser Departement hat nur zu lange unter den Betrügereien und Schandthaten der Priester geseufzt. Sie dürfen sich jetzt nicht mehr unterstehen, öffentlich hervorzutreten. Vergebens haben wir die edelmüthigsten Aufopferungen gemacht, vergebens unsere Kräfte über das Maaß der Natur angestrengt. Die Freiheit ist verloren, wenn die Priester ihre unreine Stirn wieder erheben dürfen. Mögen sie also von allen öffentlichen Plätzen entfernt und der Ehre beraubt werden, Mitglieder patriotischer Gesellschaften zu seyn. Ihre Existenz selbst werde gleichsam der Republik fremd. Man bewache und schränke sie so sehr ein, daß ihr unreiner Hauch nie die Atmosphäre der Republik vergiften kann. Weise und kräftige Sicherheitsmittel, welche man gegen diesen Auswurf des Vaterlandes ergreift, werden den Bürgern Freiheit, Glück und Tugend wieder geben."

Dieser Brief veranlaßte folgendes Arreté vom 22. Juli 1794, das öffentlich bekannt gemacht wurde:

„Wir haben uns durch eigene Beobachtung von dem traurigen Zustande des öffentlichen Geistes, sowohl in den beiden Rheindepartements, als in dem Departement von Mont-Terrible überzeugt. Die Priester üben in diesen

Departements eine empörende Herrschaft aus, und unterhalten unter dem Vorwande des Gottesdienstes die Bürger an mehreren Tagen einer jeden Dekade in einem ärgerlichen Müssiggange, während die Erde Arme braucht, eine reiche Erndte auf dem Felde ist, und eine Theurung fortdauert, die schon lange hätte aufhören sollen, und unter welcher die Vertheidiger des Vaterlandes noch immer leiden. Die Priester benutzen diesen Müssiggang, um die Sitten zu verderben, und Aufruhr zu predigen. Unwissenheit und Aberglaube herrschen in diesen Departements so sehr, daß das Volk noch immer die Revolution verkennt, und diejenigen, die das Zutrauen des Volks besitzen, hüten sich sorgfältig, die Revolution von der rechten Seite zu zeigen. Die Unverschämtheit der Priester geht so weit, daß mehrere vor Kurzem, unter dem Vorwande einer Wallfahrt, einen Haufen von Abergläubigen versammelten, und während des Gottesdienstes das Volk zu einem offenbaren Aufstande gegen die Regierung reizten. Nach geendigtem Gottesdienste überließ man sich allerlei Ausschweifungen, die bis tief in die Nacht dauerten, wobei man gegenrevolutionaire Lieder sang, und den Freiheitsbaum unter den heftigsten Verschwörungen gegen die Republik umhieb."

Es wurde darauf beschlossen:

„Das Versammlungshaus der Priester soll sogleich geschleift, die Kirche in Hirsingen geschlossen, die Kirchengefäße weggenommen, der Kirchthurm zerstört und die Priester dem Revolutionstribunal übergeben werden." Dies traf die Priester aus allen drei Departements.

Ich will aus dem merkwürdigen blauen Buche, das in Frankreich so stark gelesen wurde, daß sich schnell eine zweite Auflage nöthig machte, nicht noch mehr Beweise anführen, um die Grausamkeiten und Gewaltstreiche einer Revolution, die Zügellosigkeit der empörten Volkswuth, die sich bis auf die Knaben und Jünglinge herab erstreckte, welche in den Lastern und Greueltaten ihrer Väter eingeweiht wurden, zu schildern, und zur Abschre-

ckung aufzustellen. Ich habe mit diesem Wenigen genug erwiesen, und was zuletzt die Angriffe gegen die katholischen Priester Frankreichs betrifft, so geht daraus hervor, wie tief der Katholicismus mit all seinem Aberglauben, seinen Ceremonien und päpstlichen Kirchensatzungen in einem katholischen Lande gesunken seyn muß, wo man die alleinseligmachende Kirche vor der protestantischen so sehr begünstigte, wo die Priester allein noch das morsche Gebäude ihres katholischen Himmels in jener Dunkelheit und Finsterniß zu erhalten suchten, die das Licht der Welt und einer wahren Aufklärung im Geiste Christi scheut! Sind auch zum Theil die Angriffe und Beschuldigungen gegen die katholischen Priester Frankreichs, selbst in den Augen der Protestanten lächerlich und übertrieben, so beweisen sie doch, daß die katholischen Priester im Allgemeinen durch ihren Lebenswandel, durch ihre Sitten, durch ihre Verstellung und Heuchelei vor dem Auge der Nation gesunken waren, daß sie keinen Glauben, kein Vertrauen mehr fanden und finden konnten, in einer Zeit, wo die Religion allein noch die geängsteten Gemüther aufrecht halten sollte, um nicht zu verzweifeln in der Stunde des Todes, wo Gattin und Kinder den zärtlichen braven Vater und Gatten, die trostlose Mutter ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn, die Stütze ihres Alters, der Freund den Freund, der Bruder seinen Bruder, das holde Mädchen ihren Geliebten vor dem blutigen Beil der Guillotine, vor den wüthenden Henkern liegen sahen!

## Verzeichniß
bibliothekarischer
## VERLAGS WERKE,
welche bei
**Gebrüder Franck**
in Stuttgart
erschienen, und ohne Ausnahme, in der ganzen gebildeten Welt so empfohlen sind.

### Canning und die Liberalen.
Ein Gegenstück
zu
### Pitt und der Jakobinismus.
1 Bd. 8. broschirt.

Der große Streit zwischen Liberalismus und Gerechtigkeit, Aufklärung und ernster Religiosität ist gegenwärtig in allen Ländern Europa's, und auch in Deutschland, in so vielen Gestalten und Formen, in so vielen Verkleidungen und Masken, in so vielen Arten und Abarten, in so vielen Graden und Abstufungen, in so vielen Mischungen und Nüancirungen, daß es dem Unbefangenen schwer wird, sich in dem Gewirre der Meinungen zurecht zu finden. Wenn aber irgend ein Buch geeignet ist, über diesen wichtigen Streit, dessen Ausgang Alles ist, Licht zu verbreiten, so ist es dieses. Es ist nicht nur ein Buch, es ist ein Ereigniß, und wird als solches in der Geschichte unserer Zeit seine Stelle einnehmen. Wir können es daher Jedem, der sich über die Tendenzen unserer Zeit, über die Mittel, welche dieselben befördern, und über die Gefahren, welche sie mit sich führen, belehren will, nicht dringend genug empfehlen. Es ist ein Buch, das Jeder, der es gelesen hat, nicht nur selbst mit Interesse wieder lesen, sondern auch Andern empfehlen wird. Es ist ein Buch, das Jeder haben muß, wenn er sich über die Zeitverhältnisse, welche uns umgeben, belehren will. Es ist ein Buch, das Jeder haben muß, wenn er sich über die Zeitverhältnisse, welche uns umgeben, belehren will. Es ist ein Buch, das Jeder haben muß, wenn er sich über die Zeitverhältnisse, welche uns umgeben, belehren will.

# Villele und der Despotismus.

Ein Gegenstück

zu

## Canning und die Liberalen.

2 Bde. gr. 12. broschirt.

Die Macht hat von jeher Talente gefunden, die sie stützten; die Geschichte zeigt uns in deren Folge bald große und weise, bald nur kluge und verschlagene Staatsmänner. Unter den letztern nimmt der berühmte Villele, als die höchste Stütze der absoluten Macht, einen bedeutenden Rang ein. An Klugheit, aber auch an unbekümmerter Gleichgültigkeit in der Wahl seiner Mittel steht er einem Richelieu, einem Louvois in der Geschichte seines Vaterlandes würdig zur Seite. Wir sehen in diesem Werke den verzweifelten Kampf des Despotismus gegen die öffentliche Meinung und die Volksmacht; wir sehen das gefährlichste und schleichendste aller Werkzeuge, die Jesuiten, in seiner ganzen Furchtbarkeit, sobald es seine Macht mit der Staatsgewalt verbindet; wir sehen, was Hofränke, Verläumdungen, Weiber und Alles, womit die Willkür auf heimlichen Wegen schleichend wirkt, in der Hand eines Mannes vermögen, der seinen Zweck so gut kennt und die Triebfedern, die zu demselben zusammenspielen, so listig zu verdecken weiß. Es konnte demnach die ganze Darstellung der sogenannten reagirenden Kräfte unserer Zeit von keinem andern Mittelpunkte aus als von diesem, mit schärferen und vollständigeren Zügen gezeichnet werden; und jeder Leser, der diese Kräfte genau kennen zu lernen wünscht, wird durch diese Schrift seine Hoffnungen nicht betrogen finden.

---

# Die Nordamerikaner,

geschildert

von

## einem reisenden Junggesellen.

Aus dem Englischen

des

## Amerikaner Cooper.

4 Bändchen. gr. 8. elegant broschirt.

Wohl hat Amerika schon eine lange Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gelenkt, und diese

commerzik in den deutschen Provinzen am Pontus ein-
führen. Allein indessen der Adel, und so be-
sonders der Polnische, sich mit Pracht, Luxus, Ver-
gnügen und Genuß von allerhand Arten, Gattungen
haben, und seine meiste Zeit im Gastsaal und Tanz-
saal, auf Jagden, Reisen, Spielen, Gastmahlen, und
prunkvollen Aufzügen zubringt ꝛc.

Wenn ich nun aber ein Gastsaal gewesen will be-
schreiben, so muß ich vorher einen Begriff von dem
Gastsaal machen, was man dort antrifft, und wie
derselbe, wenn man will den Fremden Nationen Ehre
erweisen, und ihnen einen Gefallen thun, muß ein-
richtet. Ich verstehe hier nicht einen Gastsaal, wo
nur blos Tafel, Gastgebot, Gastmahl, Gastessen, und
dergleichen gehalten wird, sondern einen Gastsaal,
wo Tänzen ist, wo nur Ball ist, und wo Menschen
aus den Fremden, Gäste, Herren Nationen sind, so
wohl Mannes- als Weibes-Personen, und wie sich
dort verschiedene Art Menschen Nationen, Gattungen
sind, ꝛc.

---

## Mittheilungen
### aus den
## Memoiren des Satans.
### Dritter Band.
### enthält: den Teufel in Wonden und in der großen Welt. Abenteuer und Erscheinungen.
### im Leben der neuesten Zeit.
### Herausgegeben
### von
### Wirr, genannt von Warrig.

Wo jetzt neben Thalia heute Melpha haben ein so
ausgezeichnetes Talent, und Beyfall, und Ruhm, und
Ehre, und Geld, und Gunst, und Lob, und Preis,
und wie weiter Belohnungen wollen wissen. Da bey
Thalia heute Melpha haben ein so ausgezeichnetes
Talent, und Beyfall, und Ruhm, und Ehre, und Geld,
und Gunst, und Lob, und Preis, und wie weiter Be-
lohnungen wollen wissen. Da bey Thalia heute Mel-
pha haben ein so ausgezeichnetes Talent, und Beyfall,
und Ruhm, und Ehre, und Geld, und Gunst, und
Lob, und Preis, und wie weiter Belohnungen wollen
wissen. Da bey Thalia heute Melpha haben ein so
ausgezeichnetes Talent, und Beyfall, und Ruhm, und
Ehre, und Geld, und Gunst, und Lob, und Preis,
und wie weiter Belohnungen wollen wissen. Da bey
Thalia heute Melpha haben ein so ausgezeichnetes
Talent, und Beyfall, und Ruhm, und Ehre, und
Geld, und Gunst, und Lob, und Preis, und wie
weiter Belohnungen wollen wissen. Da bey Thalia
heute Melpha haben ein so ausgezeichnetes Talent,
und Beyfall, und Ruhm, und Ehre, und Geld, und
Gunst, und Lob, und Preis, und wie weiter Belo-
h

ten, daß wir versichern können, man werde diesen Band mit demselben bekannten Witz und Geist, der die frühern Bände schon auszeichnete, geschrieben finden, und verweisen daher auf das Werk selbst, das zu seiner Empfehlung nichts weiter bedarf, als daß man solches liest.

---

Die

# Verschwörung in München.

## Eine Gallerie der interessantesten Liebschaften galanter Herren und lüsterner Damen, den Liebenden aus allen Ständen geöffnet.

Von

**Friedrich Wilhelm Bruckbräu.**

**2 Bde. gr. 12. elegant broschirt. Preis 6 fl. oder 3 Thlr. 18 Gr.**

Schon als Original-Werk, das gegen die bisher in ihrer Art einzigen Memoiren der Franzosen — und wie wir glauben, nicht ohne gegründete Hoffnung auf die ihm zuzuerkennende Meisterschaft in die Schranken tritt, müßte der vorliegende Novellen-Cyclus die Aufmerksamkeit des Literaturfreundes auf sich lenken. Dabei aber sind leichte, fließende Darstellung, treffender Witz, gewinnendes Raisonnement, anziehende Verwicklung und Lösung des geschichtlichen Fadens, und kräftige Zeichnung gut erfundener und gut gehaltener Charactere dem Leser gewiß eine willkommene Zugabe.

Die Hauptingredienz aber, die dem Ganzen das höchste Interesse verleiht, ist die tiefe, auf der Hochschule der Liebe gewonnene Kenntniß des weiblichen Herzens, wodurch der Verfasser beurkundet, daß er den Schlüssel zu diesem Labyrinthe gefunden hat, und daß jener Satz: „des Weibes Herz ist ein unergründlich Ding" — durchaus kein Axiom sey.

---

Vorbemerkung einer blinden Kuh.

Gegenwärtiges Buch ist ein wahres Schlaraffenbuch von der Schlaraffenstadt Pleiskau, wovon auch der Verfasser dieses Buches, der Schildwache Johannes, das Bürgerrecht hat, und Corporal und der Kaiserwache ist. Siehe Band 1. Bog. 1. Seite 1. Zeile 1.

Band 1. Bog. 1. Seite 1. Zeile 1.

Mein Leben und die Denkwürdigkeiten meiner Memoiren, die meine Freunde gemacht, sind: Nr. 1. Meine erste Liebe. Nr. 2. Meine Flucht nach Pleiskau. Nr. 3. Meine Ankunft in Pleiskau. Nr. 4. Meine Aufnahme in das Bürgerrecht, und meine Ernennung zum Corporal der Kaiserwache. Nr. 5. Meine Liebe zu Lisette. Nr. 6. Meine zweite Liebe zu Lisette. Nr. 7. Meine dritte Liebe zu Lisette. Nr. 8. Meine vierte Liebe zu Lisette. Nr. 9. Meine fünfte Liebe zu Lisette. Nr. 10. Meine sechste Liebe zu Lisette. Nr. 11. Meine siebente Liebe zu Lisette. Nr. 12. Meine achte Liebe zu Lisette. Nr. 13. Meine neunte Liebe zu Lisette. Nr. 14. Meine zehnte Liebe zu Lisette. Nr. 15. Meine eilfte Liebe zu Lisette. Nr. 16. Meine zwölfte Liebe zu Lisette. Nr. 17. Meine dreizehnte Liebe zu Lisette. Nr. 18. Meine vierzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 19. Meine fünfzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 20. Meine sechzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 21. Meine siebenzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 22. Meine achtzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 23. Meine neunzehnte Liebe zu Lisette. Nr. 24. Meine zwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 25. Meine einundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 26. Meine zweiundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 27. Meine dreiundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 28. Meine vierundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 29. Meine fünfundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 30. Meine sechsundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 31. Meine siebenundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 32. Meine achtundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 33. Meine neunundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 34. Meine dreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 35. Meine einunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 36. Meine zweiunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 37. Meine dreiunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 38. Meine vierunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 39. Meine fünfunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 40. Meine sechsunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 41. Meine siebenunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 42. Meine achtunddreißigste Liebe zu Lisette. Nr. 43. Meine neunundzwanzigste Liebe zu Lisette. Nr. 44. Meine vierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 45. Meine einundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 46. Meine zweiundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 47. Meine dreiundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 48. Meine vierundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 49. Meine fünfundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 50. Meine sechsundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 51. Meine siebenundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 52. Meine achtundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 53. Meine neunundvierzigste Liebe zu Lisette. Nr. 54. Meine fünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 55. Meine einundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 56. Meine zweiundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 57. Meine dreiundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 58. Meine vierundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 59. Meine fünfundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 60. Meine sechsundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 61. Meine siebenundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 62. Meine achtundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 63. Meine neunundfünfzigste Liebe zu Lisette. Nr. 64. Meine sechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 65. Meine einundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 66. Meine zweiundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 67. Meine dreiundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 68. Meine vierundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 69. Meine fünfundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 70. Meine sechsundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 71. Meine siebenundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 72. Meine achtundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 73. Meine neunundsechzigste Liebe zu Lisette. Nr. 74. Meine siebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 75. Meine einundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 76. Meine zweiundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 77. Meine dreiundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 78. Meine vierundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 79. Meine fünfundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 80. Meine sechsundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 81. Meine siebenundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 82. Meine achtundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 83. Meine neunundsiebenzigste Liebe zu Lisette. Nr. 84. Meine achtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 85. Meine einundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 86. Meine zweiundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 87. Meine dreiundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 88. Meine vierundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 89. Meine fünfundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 90. Meine sechsundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 91. Meine siebenundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 92. Meine achtundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 93. Meine neunundachtzigste Liebe zu Lisette. Nr. 94. Meine neunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 95. Meine einundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 96. Meine zweiundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 97. Meine dreiundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 98. Meine vierundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 99. Meine fünfundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 100. Meine sechsundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 101. Meine siebenundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 102. Meine achtundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 103. Meine neunundneunzigste Liebe zu Lisette. Nr. 104. Meine hundertste Liebe zu Lisette.

Die
Zeitalten und die Revolution.

Erstes Kapitel.

Man muß lachen in civilisirten Ländern, über solch Zeug. Aber solch politische Zeitschrift kommt

wurde, so zeigt uns nichts den Abgrund, an dem wir stehen, deutlicher, als das hier angezeigte Werk.

Von einem jungen Jesuiten, der in die geheimsten Intriguen eingeweiht und der aus Abscheu vor der furchtbaren Heuchelei und dem Mord, die ihm gepredigt wurden, aus der Gesellschaft trat, erfahren wir Dinge, wovor einem die Haut schaudern muß; nicht allein Minister, hohe Militärs und die hohe Geistlichkeit, nein bis zu den Thronen selbst greift dieses Gift um sich, und mehr als Einen Fürstenmord neuester Zeit gibt der Verfasser dieser Gesellschaft Schuld, kurz man muß das Abscheuliche durch das Werk selbst kennen lernen, um einzusehen, daß es an der Zeit ist, den Kopf dieser Hyder zu zertreten.

---

## Christliches und Türkisches

von

**Ernst Moritz Arndt.**

gr. 8. sauber geheftet.

Deutschland entbehrte seit mehreren Jahren das Glück, die bewährten Vorkämpfer der Wahrheit und des Lichts in den Reihen der Schriftsteller zu erblicken, die sich über die hochwichtigen Gegenstände der Tagespolitik aussprechen. Endlich hat der geistvolle Mann sein Schweigen gebrochen und sich auf die Erörterung einer Frage eingelassen, welche gegenwärtig das Interesse der ganzen civilisirten Welt in Anspruch nimmt. Auch in diesem Werke zeigt sich der Verfasser so, wie er Europa längst bekannt ist, als kräftiger, ächtdeutscher Mann, den die Sophismen einer engherzigen Tagespolitik in dem, was er für wahr und recht erkannt, nicht irre machen können. Um so mehr möchte Jedem, dem es in dem Labyrinth der Widersprüche um ein besonderes Vorbild zu thun ist, das Büchlein eine willkommene Gabe seyn.

---

## Deutschland

oder

**Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.**

4 Bde. gr. 8. 200 Bogen stark. Preis 20 fl.
oder 12 Rthlr. sächs.

Große Unbefangenheit, richtige Beobachtungsgabe, strenge Wahrheitsliebe und gesundes Urtheil sind die Haupt-

verdrießt, verdrießt sich Niemand mit Recht über Schriftstellereien, welche sich Niemand mit Recht über Schriftstellereien, welche sich Niemand mit Recht über Schriftstellereien, welche

teres hinzuzufügen brauchen, um dieses höchst interessante Buch zu empfehlen. Obgleich ein selbstständiges Werk, wird es doch zugleich den 5ten Thl. der österreichischen Staatengeschichte (Grätz bei Miller) bilden, und dieses Werk des geistreichen und gelehrten Hrn. Verf. ergänzen und beendigen.

---

# Die deutsche Literatur.

Von

## Dr. Wolfgang Menzel.

2 Bde. gr. 12. elegant broschirt.

Dieses Werk enthält eine ausführliche Schilderung von dem gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang. In den ersten Abschnitten behandelt der Verfasser das Allgemeine dieser Literatur, ihre materielle Masse, ihren deutschen Nationalcharakter, der sie von der Literatur anderer Völker unterscheidet, den Einfluß, den sie von der alten Schulgelehrsamkeit und von der fremden Literatur empfangen hat, und alles, was zum literarischen Verkehr gehört, als Druck, Buchhandel, Nachdruck, Schriftstellerhandwerk, Censur ꝛc. Sodann werden die einzelnen Fächer der Literatur der Reihe nach durchgegangen, und der Verfasser gibt eine charakterisirende Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung, Tendenz und Partheiung in einer jeden. Im ersten Bande werden die Theologie und alles, was in das Gebiet der Religion einschlägt, die Philosophie, die Philologie, die historischen Wissenschaften und die Erziehung, im zweiten Bande die Naturwissenschaften, Kunst, Poesie und Critik abgehandelt. In einem großen Ueberblick wird die ganze Literatur als ein Spiegel des geistigen Lebens, der jetzt herrschenden Bildung, ihre Entwicklung, Richtung und Parteiung dargestellt. Noch ist kein Werk erschienen, welches die neue Literatur in diesem Zusammenhang überblickt, und ihren Character so stark bezeichnet hätte. Zugleich dürfte die Freimüthigkeit, mit welcher der Verfasser sich ausspricht, und die Unparteilichkeit, womit er die einander entgegengesetzten Parteien in allen literarischen Gebieten beurtheilt, zu einer seltenen Erscheinung in unserer Zeit gehören.

---

# Der neue Anacharsis.

## Reise

eines jungen amerikanischen Fürsten durch die kaiserlichen Staaten von China, von Triste nach Weina.

Aus der Aquichua-Sprache übersetzt

von

**William Morvell.**

2 Bde. klein Octav.

In einer Zeit wie die unsrige, in welcher das Bedürfniß moralischer und geistiger Freiheit stets mehr und mehr fühlbar wird, in welcher man aber leider von Süden, Osten und Westen darauf hinarbeitet, Alles in die Finsterniß verflossener Jahrhunderte zurückzustürzen, in einer Zeit, in welcher die arme, gequälte und geängstigte Denk- und Preßfreiheit sich in einen kleinen Winkel des Erdbodens verkrochen hat, muß es von größerem Interesse seyn, ein Werk erscheinen zu sehen, welches frei von parteiischen Ansichten jeder Art, die Mängel der Zeit, des sie beherrschenden Geistes und der sie beherrschenden Geister aufdeckt.

Der geistreiche Verfasser (ein höher Staatsmann) hat mit scharfer Feder China geschildert wie es ist, die Trefflichkeit seiner Regierung und seines Regenten, die Tiefe seiner Politik und das Glück seines Volkes, mit Laune und Humor gezeigt, uns in die geheime Geschichte seines Hofes und seiner Minister eingeführt, besonders aber dadurch es pikant gemacht, daß er einen reinen Naturmenschen, einen der Ureinwohner der südamerikanischen Hochgebirge, nur von einem Freunde geleitet, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat — mit seinen Begriffen von Natur und Recht, plötzlich in das Reich von Unnatur und grenzenloser Willkür eines despotischen Staates bringt.

Es drängt sich ein interessantes Bild an das andere, mit Farben voll Leben und Frische, mit der blühenden Phantasie eines freien Amerikaners gemalt. Wir glauben es als höchst interessante Lectüre, welche grelles Licht über einen gewissen Staat verbreitet, einem jeden gebildeten Mann empfehlen zu dürfen.

# Der deutsche Beobachter.

Erster Band.

gr. 8. geheftet.

Wir kündigen hiemit ein Werk an, dessen Aufgabe uns ein lang gefühltes Bedürfniß der deutschen Literatur zu haben däuchte. Unter den vielen Werken über die gegenwärtige Weltpolitik ist bis jetzt nie etwas erschienen, das vermöge seiner Anlage dem vorgesetzten Zwecke in allen seinen Theilen hätte entsprechen können, indem immer nur die Ansichten einzelner Schriftsteller, sowohl deutscher als ausländischer, in zerstreuten Werken oder in Tageblättern mitgetheilt wurden.

Diesem Mangel kann nur durch ein Werk abgeholfen werden, in welchem die denkwürdigen Schriften des Auslandes über Gegenstände der Tagespolitik gesammelt niedergelegt werden und zugleich durch eine umfassende, strenge Kritik der Meinung des Verfassers das gehörige Recht widerfährt. Diese doppelte Aufgabe auf genügende Weise zu lösen, wird der deutsche Beobachter, welcher dem Charakter seiner Nation auch in seinem Namen getreu bleibt, sich zur strengen Pflicht machen.

---

# Der Papst und der Harlekin,

oder

## Briefwechsel Clemens XIV. mit Carl Bertinazzi.

Aus dem Französischen. 8.

1 Rth. 12 gG. oder 2 fl. 42 kr.

Im J. 1720 befanden sich in einem Kloster in Rimini zwei Knaben, die sich zu inniger Freundschaft verbanden. Der eine war der Sohn eines Landmanns aus der Gegend von St. Angelo in Vado; der andere das Kind eines Domainenverwalters des Königs von Sardinien. Diese zwei Zöglinge gaben sich gegenseitig das Versprechen, niemals, was auch immer für ein Schicksal den einen oder den andern treffen würde, mehr denn zwei Jahre vorüber gehen zu lassen, ohne sich gegenseitig zu schreiben oder zu besuchen. Und beide haben Wort gehalten.

Der eine von diesen Knaben, Namens Lorenz Ganganelli, wurde Professor der Philosophie in Pesaro, Franziskaner-Mönch, (öffentlicher) Lehrer, geistlicher Rath, sofort Cardinal, und zuletzt, unter dem Namen Clemens XIV.,

Papst. Der andere, Carl Bertinazzi, hielt sich nach seines Vaters Tod in Frankreich auf; und, bekannter unter dem Namen Carlin, ward er einer der besten (Possenreißer) Komiker des italienischen Lustspiels. — Den Briefwechsel dieser beiden Männer übergeben wir hiemit dem Publikum.

Zum besseren Verständnisse des Lesers muß man in Erinnerung bringen, daß dieß derselbe Clemens XIV., der Vorgänger Pius VI. war, welcher im Jahr 1773, aufgefordert von allen europäischen Fürsten, die zum Bourbonischen Hause gehörten, die Auflösung der Jesuiten aussprach, und nachher von denselben vergiftet ward.

---

## Leben und die Memoiren
des
# Scipio von Ricci,
### Bischof von Pistoja und Prato,
Reformator des Catholicismus in Toskana unter der Regierung Leopolds.

Nach den eigenhändigen Manuscripten dieses Prälaten und anderer berühmter Männer des vorigen Jahrhunderts bearbeitet, und mit rechtsgültigen Urkunden a. d. Archiven des Herrn Lapo von Ricci zu Florenz versehen, von H. von Porter.

4 Thle. gr. 8.

Da in Würtemberg die Behinderungen nicht bestehen, welche an andern Orten die Publicirung dieses wichtigen, für jeden Freund der Geschichte zum rechten Verständniß der frappantesten Erscheinungen unserer Zeit, nicht zu entbehrenden Aktenstückes, gestört haben dürften: so waren wir, und zwar sehr bald, im Stande, dem Publikum eine Uebertragung obgenannten Werkes — des Denkmals einer Wahrheitsliebe, die kaum ihres Gleichen hat, vorlegen zu können. Riccis Denkwürdigkeiten übertreffen an Interesse die meisten uns aus Frankreich zugekommenen Memoiren; die Ereignisse, welche darin geschildert werden, spielen in die neueste Zeit hinüber, und viel des Räthselhaften, das sie gebar, findet hier eine überraschende Erklärung.

Daß noch nicht Alle in unserem deutschen Vaterlande Freunde des Lichtes sind, beweisen die Schmähworte, welche über dieses Werk in einigen römisch-katholischen deutschen Zeitschriften ausgestoßen worden sind, beweisen aber auch noch ferner die Verbote gegen dieses Werk in De-

sterreich und Baiern!! Damit aber die Bewohner dieser Länder dieses treffliche Werk nicht ganz entbehren müssen, laden wir sie ein, solches von uns directe zu beziehen.

---

# Geheime Liebschaften
von
## Pariser Hofdamen.
Herausgegeben
von
## Friedr. Wilh. Bruckbräu.
gr. 8. elegant broschirt.

Ohne durch nackte Darstellung üppiger Scenen die Sinnlichkeit reizen zu wollen, gibt die vorliegende Schrift eine treue Schilderung des französischen Hoflebens in den frivolen Zeiten Ludwigs XV., und läßt, indem sie das künstliche Gewebe der an jenem Hofe gespielten Intriguen offen darlegt, zugleich auch Blicke in die Ursachen thun, welche für die französische Staatsumwälzung vorbereitet wurden.

---

# Der Jesuitenspiegel.
**Auszüge der gefährlichsten und lasterhaftesten Stellen der dogmatischen Werke der Jesuiten.**

Von
## Santo = Domingo.
Zwei Theile. 2 Rth. 12 gG. oder 3 fl. 36 kr.

Das Thun und Treiben der Jesuiten hat in der gegenwärtigen Zeit die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums in einem zu hohen Grade erregt, als daß ihm nicht jeder Beitrag zur geheimen Geschichte derselben, so wie zur Erläuterung ihres Charakters höchst willkommen seyn sollte. Gegenwärtige Schrift stellt das ganze System der Jesuiten in dem hellsten Lichte, und auf eine höchst unterhaltende Weise dar, und kann daher für das gebildete Publikum nichts anders, als eine höchst anziehende Lectüre darbieten.

---

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073840603

Digitized by Google